This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

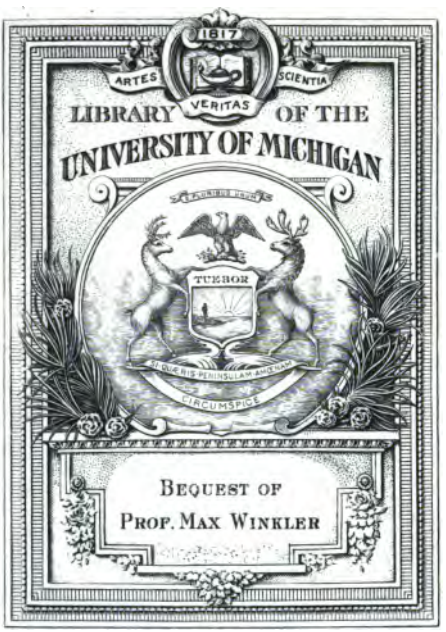
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 925,917

A 925,917


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
BEQUEST OF
PROF. MAX WINKLER

830.8
D48
copy 2

Deutsche Litteraturdenkmale
des 18. und 19. Jahrhunderts
begründet von **B. Seuffert**, fortgeführt von **A. Sauer**
unter Mitwirkung von
F. Muncker, W. Scherer, J. Bächtold, E. Schmidt, E. Martin, J. Minor, L. Geiger, L. v. Urlichs u. s. w.
46/47

AUSGEWÄHLTE KLEINE SCHRIFTEN VON GEORG FORSTER

HERAUSGEGEBEN VON

ALBERT LEITZMANN

STUTTGART
G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG
1894

Das Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Druck von Carl Rembold in Heilbronn.

GEORG FORSTERS URENKEL

OTTO VON GREYERZ

IN BERN

ZUM SÄKULARGEDÄCHTNIS

VON FORSTERS TOD.

Winkler Bequest
2-25-31

Inhalt.

	Seite
Einleitung	VII
I. Ein Blick in das Ganze der Natur (1781) . .	1
II. Noch etwas über die Menschenrassen (1786) .	26
III. Ueber Leckereien (1788)	58
IV. Fragment eines Briefes an einen deutschen Schriftsteller über Schillers Götter Griechenlands (1788)	80
V. Leitfaden zu einer künftigen Geschichte der Menschheit (1789)	97
VI. Ueber Proselytenmacherei (1789)	107
VII. Die Kunst und das Zeitalter (1789)	138
VIII. Ueber lokale und allgemeine Bildung (1791) .	152

Einleitung.

Die folgende Sammlung kleiner Schriften Georg Forsters will durch Zusammenstellung und Auswahl des Bedeutendsten eine klarere Einsicht in das Wesen und den Wert des über Gebühr vernachlässigten und fast vergessenen Mannes ermöglichen und versuchen, ihm seine wohlverdiente Stellung unter den Klassikern des deutschen Gedankens und der deutschen Prosa wieder zu erobern. Man überschaut in den dargebotenen Arbeiten den vielseitigen Geist des Mannes, man sieht ihn nach den verschiedensten Richtungen hin in klarer Gedankenarbeit vordringen, man erbaut sich an der innern Einheit, Kraft und Geschlossenheit dieser Ideenwelt, in der mit genialer Leichtigkeit vieles vorweggenommen ist, was wir später in systematischerer Form behandelt erhalten haben und seitdem an andre Namen zu knüpfen gewohnt sind.

Eine allseitige Eingliederung des Gedankengehalts dieser Aufsätze in eine noch erst zu schreibende Geschichte von Forsters geistiger Entwicklung, die ein gutes Stück Geschichte der Wissenschaften wird sein müssen, und eine damit verbundene eingehendere Würdigung konnte im Rahmen dieser Einleitung nicht versucht werden. Die kurzen Einführungen in die einzelnen Aufsätze handeln daher nur mit wenig Worten über Veranlassung, Entstehung und Aufnahme; die daran sich anschliessenden kleinen kritischen Bemerkungen wollen nirgends erschöpfen, sondern nur einige Gesichtspunkte angeben. Die beste Charakteristik Forsters als Schriftsteller ist noch immer die von Friedrich Schlegel aus dem Jahre 1797 (Prosaische Jugendschriften 2, 119 Minor).

Auch die Bekanntschaft mit Forsters Lebensschicksalen musste vorausgesetzt werden: zur Orientierung

darüber sei auf Gervinus' Einleitung zum siebenten Bande von Forsters sämtlichen Schriften, auf den Artikel Doves in der Allgemeinen deutschen Biographie (7, 172), sowie auf meine akademische Rede „Georg Forster, ein Bild aus dem Geistesleben des achtzehnten Jahrhunderts" (Halle 1893) hingewiesen.

Die Texte der Aufsätze, in den bisherigen Sammlungen von Forsters Schriften teils mehr oder weniger arg durch Fehler entstellt, teils gar nicht aufgenommen, sind überall nach den ältesten Drucken mit Beibehaltung der orthographischen und Interpunktionseigentümlichkeiten, jedoch mit Korrektur der offenbaren Druckfehler wiedergegeben.

I. Ein Blick in das Ganze der Natur. Erster Druck: Kleine Schriften 3, 309—354 (1794). Wiederholt: Sämtliche Schriften 4, 307—327. — Die gewiss vom Herausgeber der Kleinen Schriften Forsters, Ludwig Ferdinand Huber, zugefügte zweite Ueberschrift „Einleitung zu Anfangsgründen der Tiergeschichte" zeigt übereinstimmend mit der Stelle 5_8 die Entstehung und den Ursprung der Arbeit an: wir haben in ihr den einzigen erhaltenen Rest aus Forsters Kollegienheften, nach denen er am Karolinum in Kassel Naturgeschichte vortrug. Nach den Vorlesungsverzeichnissen dieser Lehranstalt, die die dortige ständische Landesbibliothek aufbewahrt, las Forster ein Publikum über Anfangsgründe der Tiergeschichte zweistündig vom Winter 1781/82 bis Sommer 1783 jedes Semester. Damit ist der Herbst 1781 als Entstehungszeit gegeben: dafür spricht auch der nahe inhaltliche Zusammenhang des Aufsatzes mit der der gleichen Zeit entstammenden, am 16. Februar 1782 in der Kasseler Gesellschaft der Altertümer vorgetragenen Rede „*de la félicité des êtres physiques*" (Sämtliche Schriften 5, 256); die Anmerkung auf S. 4, die ein erst 1782 erschienenes Buch Campers zitiert, wird spätere gelegentliche Randbemerkung sein, die wohl nur die Uebereinstimmung des Gedankens konstatieren sollte.

Der Aufsatz giebt uns ein Bild von Forsters Naturansicht während seiner christlich-gläubigen Kasseler Periode. Die klare Auffassung des Weltganzen, seiner mannigfachen Kräfte und seines Zusammenhanges erscheint noch durchaus gehindert durch die Fesseln des religiösen Glaubens und seiner Weltanschauung, mit der die Forderungen und Resultate der Naturforschung auf alle Fälle in Einklang gebracht werden sollen: neben Gott, den Schöpfer und Regierer aller Dinge, wird die Natur gestellt, eine farblose Hypostase der lebendigen Kräfte der gesamten Schöpfung, die als Dienerin Gottes und Ausführerin seiner Entwürfe gedacht ist. Ein leise angedeuteter pantheistischer Gedanke steht dicht neben einem Hinweis auf die Heilsoffenbarungen des Christentums als ein stiller Zeuge der in Forsters Geiste allmählich sich vorbereitenden Revolution zu freieren Anschauungen. Im übrigen ist der Aufsatz aus der Fülle des lebendigen Glaubens heraus mit einer Kraft der Ueberzeugung geschrieben, die von stärkeren Zweifeln noch ganz unberührt ist, und daher eine sprechende Charakteristik von Forsters erster Geistesepoche, der auch die Schilderung der Weltreise mit ihren frommen Reflexionen und teleologisch-christlichen Naturbetrachtungen entstammt. In Stil und Schreibart erscheint Forster in unserm Aufsatz als Schüler und Nachahmer seines damals von ihm hochverehrten Meisters Buffon, der mit ihm auch die gläubig-fromme Grundstimmung teilt.

Bemerkungen: 21] *„l'esprit, qui devine, qui se hâte et qui peut se tromper“* Hemsterhuis, oeuvres philosophiques 1, 87 Meyboom. — 41] „durchlaufet die vornehmsten Städte unsrer Niederlande, tausend reiche Sammlungen, mit allem, was die vier Erdteile und ihre Elementen darbieten, reichlich angefüllt, werden euch schnell überzeugen, dass der emsige Kaufmann sich auch Schätze sammelt, um sich in seiner Einsamkeit der Wunder der Allmacht und der unendlichen Weisheit

des Schöpfers zu erfreuen“ Camper, Naturgeschichte des Orang-Utang und einiger andern Affenarten, des afrikanischen Nashorns und des Renntiers (übersetzt von Herbell) 14. — 535] *„quanto diutius considero, tanto mihi res videtur obscurior“* Simonides bei Cicero, de natura deorum 1, 60. — 613] kann ich genauer nicht nachweisen. — 827] vgl. Lambert, Kosmologische Briefe über die Einrichtung des Weltbaus, Augsburg 1761. — 1116] vgl. Blumenbach, Ueber den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäft, Göttingen 1781.

II. Noch etwas über die Menschenrassen. Erster Druck: Deutscher Merkur 1786, 4, 57—86, 150—166 (Oktober, November). Wiederholt: Kleine Schriften 2, 287—346; Sämtliche Schriften 4, 280—306. — Der Aufsatz entstand im Juni und Juli 1786 im Wilnaer Exil, dessen traurige Oede in den persönlichen Eingangsworten an Biester wehmütig sich darstellt, im Anschluss an Kants kurz vorher in der Berlinischen Monatsschrift erschienene Aufsätze „Bestimmung des Begriffs einer Menschenrasse“ und „Mutmasslicher Anfang der Menschengeschichte“ (Sämtliche Werke 4, 215. 313 Hartenstein). „Es wäre doch gut, wenn überall der Schuster bei seinem Leisten bliebe! Kant ist ein so vortrefflicher Kopf und doch kommt der verzweifelte Paroxysmus, der den Philosophen von Profession eigen ist, auch über ihn, die Natur nach ihren logischen Distinktionen modeln zu wollen“, schreibt Forster an Soemmerring 8. Juni (ähnlich an Meyer 10. August, an Heyne 20. November, an Camper 7. Mai 1787). Am 21. Juli ging der Aufsatz mit einem Begleitbrief an Bertuch und der Weisung, zunächst Herders Urteil unterbreitet zu werden, nach Weimar zur Aufnahme in den Deutschen Merkur ab, in dessen Oktober- und Novemberheft er erschien. Herder schrieb Forstern einen nicht erhaltenen „vortrefflichen“ Dankbrief; auch Heyne und Lichtenberg waren davon befriedigt. Kant replizierte mit einem Aufsatz „Ueber

den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie" im Deutschen Merkur vom Januar und Februar 1788 (Sämtliche Werke 4, 469 Hartenstein; vgl. Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 6, 590). Der Verfasser selbst freute sich nicht ohne Grund der gelungenen Arbeit und der vornehmen einwandfreien Polemik gegen den sonst hochverehrten Meister, für den er wahre Hochachtung empfand und den er in seinem Arbeitsfelde gern gelten liess. Stilistisch zeigt die Arbeit einen bedeutenden Fortschritt und kann als ein Muster wissenschaftlichen Prosastils bezeichnet werden.

In allen wesentlichen Punkten dürfte Forster gegen Kant recht behalten. Kant hat thatsächlich seine Behauptungen auf Grund mangelhaften, ja fehlerhaften empirischen Materials aufgestellt und dürfte auch von dem Vorwurf nicht freizusprechen sein, dass er das Faktische seinen Abstraktionen zuliebe durch eine falsche Brille gesehen hat. Durchaus berechtigt finden wir heute auch Forsters Einwand gegen den zweiten der oben zitierten Kantischen Aufsätze: „Ich bin erstaunt, dass Kant sich in der Berliner Monatsschrift auf die seltsamen Bibelerklärungen einliess, womit er offenbar einen Gesichtspunkt für die mosaischen Schriften wieder hervorsucht, den jeder weise und redliche Gottesgelehrte in Vergessenheit zu begraben wünscht" (an Herder 21. Januar 1787); ich zitiere diese Stelle hier auch deshalb, weil Forster dadurch seinen früher verehrten Buffon zugleich mitverdammt, in dessen Schriften ähnliche gesuchte Konkordanzen zwischen Naturforschung und mosaischer Schöpfungsgeschichte sich finden, im Grunde also seine eigene frühere Betrachtungsweise als unzutreffend negiert. Dem unerquicklichen und ergebnislosen Streite über die Begriffe Art und Varietät hat erst Darwins entwicklungsgeschichtliche Ansicht der organischen Welt für immer ein Ende gemacht. Es ist neuerdings beliebt und gewiss auch für die Entstehungsgeschichte wissenschaftlicher Theorien bedeutungsvoll,

in den Naturforschern vor Darwin Darwinistische Ideen, wenn auch nur im Keime aufzufinden: in unserem Aufsatz könnte man in der Betonung des Gedankens, dass alles in der Schöpfung durch Nüancen zusammenhänge, in der divinatorischen Andeutung massenhafter autochthoner Urzeugungen und ähnlichem Darwinistisches finden. Forster war, wie alle tieferen Naturforscher, in seinen reifsten Naturanschauungen der entwicklungsgeschichtlichen Auffassung sehr nahe. Was die Abstammung des Menschen von einem oder mehreren Paaren betrifft, so schwankt ja die Anthropologie auch heute noch zwischen der mono- und polyphyletischen Ansicht: Forsters Bemerkungen zu Gunsten der letzteren können auch heute noch vom grössten Interesse sein.

Bemerkungen: 26 17] Horaz, ars poetica 365. — 37 14] *„color in eadem specie mire ludit, hinc in differentia nil valet“* Linné, critica botanica 174. — 40 4] vgl. Fabricius, Betrachtungen über die allgemeine Einrichtung in der Natur, Hamburg 1781. — 40 11] der Brief Campers steht in Forsters Briefwechsel 2, 763. — 40 19] Herder, Sämtliche Werke 13, 66 Suphan.

III. Ueber Leckereien. Erster Druck: Göttingischer Taschenkalender 1789, 81—123. Wiederholt: Kleine Schriften 1, 355—392; Sämtliche Schriften 5, 173—190. — Der unfreiwilligen Göttinger Musse zwischen der Wilnaer und Mainzer Stellung, und zwar dem Juli 1788 entstammt der Aufsatz über Leckereien, über dessen Entstehung Forster am 7. August an Soemmerring schreibt: „Im Taschenkalender habe ich etwas über Leckereien geschrieben; Lichtenberg schickte mir nämlich das schwedische Buch des Bergius, Om Läckerheter, mit Bitte, etwas daraus auszuziehen; allein ich fand nichts, was mir für den Kalender tauglich schien, daher schwadronierte ich etwas daher und *indulgebam genio meo,* d. h. ich habe zum Scherz etwas Paradoxes gesagt; nur ist es für den Kalender zu ernsthaft philosophisch, und die meisten werden es nicht ver-

stehen.“ An Jacobi, dessen Beifall die „Spielerei“ im vollen Masse gefunden hatte, schreibt Forster am 19. November: „Ich bin um eine Spanne höher geworden, seitdem ich Ihren Beifall in Absicht auf dieses Produkt erhalten habe. Den etwanigen Materialismus darin will ich gern auf meine Hörner nehmen; überhaupt könnte man vielleicht von dem ganzen Aufsatz das nämliche sagen, was vom menschlichen Leben gilt, dass es nämlich voll Widersprüche ist.“ Ein Urteil Lotte Schillers über den Aufsatz steht Schiller und Lotte 2, 217 (vgl. Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 3, 506).

Die allerdings für den gewöhnlichen Kalenderstil zu schwere Plauderei zeigt an einem guten Beispiel die beneidenswerte Universalität der Gesichtspunkte, die Forstern in so hohem Grade eigen war, und zeigt ferner, wie er spielend leicht den Geist seines Lesers durch eine Menge von Gebieten mit sich zu führen und ein Bild der allgemeinen Harmonie und des beständigen Zusammenhangs aller Gebiete des Seins und Denkens zu entwerfen versteht. Wie geistvoll und allseitig anregend ist dies Kapitelchen aus der Physiologie und Psychologie des Geschmacks in Gedanken und Ausdruck! Während der Wilnaer Einsamkeit hat Forsters Anschauung vom Naturganzen ihre letzte Reife und Läuterung empfangen: wie ein Kosmos von seiner Hand ausgesehen haben würde, davon giebt unser Aufsatz eine kleine Probe. Seit seinem Wiedereintritt in Deutschland kehrte sich sein Interesse, das in Wilna noch einer allgemeinen philosophischen Botanik und einem naturgeschichtlichen Handbuch mit vorwiegend entwicklungsgeschichtlicher Tendenz zugewandt war, mehr und mehr von speziell naturhistorischen Dingen ab und den grossen Fragen der moralischen, religiösen und politischen Welt zu, wie die folgenden Aufsätze beweisen.

Bemerkungen: 582] in den Kleinen Schriften hat der Aufsatz das Motto: „*nec sibi cenarum quivis temere arroget artem non prius exacta tenui ratione saporum*“

(Horaz, Satiren 2, 4, 35). — 76 36] vgl. Ingenhouss, *Experiment upon vegetables, discovering their great power of purifying the common air in sunshine and of injuring it in the shade and at night,* London 1779.

IV. Fragment eines Briefes an einen deutschen Schriftsteller über Schillers Götter Griechenlands. Erster Druck: Neue Litteratur und Völkerkunde 1789, 1, 373—392 (Mai). Wiederholt: Archiv für neuere Sprachen 88, 142—153. — Im Augustheft des Deutschen Museums von 1788 erschien Friedrich Leopold Stolbergs Aufsatz „Gedanken über Herrn Schillers Gedicht: Die Götter Griechenlandes" (Gesammelte Werke 10, 424). Kurz darauf und wohl noch in Göttingen vor seiner Uebersiedelung nach Mainz (Ende September), vielleicht aber erst in den ersten Mainzer Wochen, schrieb Forster eine Verteidigung Schillers. Ein projektierter Abdruck in der Berlinischen Monatsschrift kam nicht zu stande, da Biester Forsters Wunsch, anonym zu bleiben, nicht erfüllen wollte; so erschien denn der Aufsatz in Archenholzens Zeitschrift, leider etwas zu spät, um noch aktuell wirken zu können. Wie Schiller den Aufsatz aufnahm, wissen wir nicht; leider hat sich seine Antwort auf Körners ungerechtes Urteil vom 5. Juni 1789 „Ich vermisse Klarheit und Zusammenhang in diesem Aufsatze, und der Stil ist ungleich, bald trocken, bald zu sehr geschmückt" nicht erhalten. Ueber Forsters persönliche und litterarische Beziehungen zu Schiller habe ich ausführlich im Archiv für neuere Sprachen 88, 140 gehandelt.

Wie die eigentliche Abhandlung durch Stolbergs Angriff auf Schiller, so ist die längere reflektierende Einleitung wohl hauptsächlich durch Wöllners Religionsedikt und die Wendung der religiösen Dinge seit dem preussischen Thronwechsel angeregt. Nirgends hat sich Forster über das Verhältniss der subjektiven religiösen Ueberzeugung zum moralischen Werte und der bürgerlichen Brauchbarkeit des Menschen klarer und eindring-

licher ausgesprochen; das Recht der freien Forschung und Ueberzeugung beansprucht er für jeden denkenden Menschen, die Staatsregierungen warnt er vor Vergewaltigung dieser Freiheit, überhaupt vor aller positiven Sorge für das moralische Wohl der Bürger. Seine Ausführungen behalten auch heute noch ihren Wert, ja sie sind zu einer erneuten Klärung der Ansichten vorzüglich geeignet, und dürfen aktuelles Interesse beanspruchen. Die Polemik gegen Stolberg selbst müssen wir ganz im Gegensatze zu Körners Urteil als fein, sachgemäss, überzeugend und durchaus vornehm bezeichnen: Forster war überhaupt das Muster eines polemischen Schriftstellers. Die glühende Begeisterung für das Griechentum und seine idealen Schöpfungen erhöht zusammen mit dem feinen und zarten poetischen Sinne, der sich in dem mitfühlenden Verständnis für Schillers Gedicht ausspricht, und der edeln Schönheit der Sprache den Wert des herrlichen Aufsatzes.

Bemerkungen: 82 14. 31] Jacobi, Werke 2, 372. 373. 401. — 83 23] Worte des Klosterbruders im Nathan 4, 7. — 87 33] Jacobi, Werke 2, 410.

V. Leitfaden zu einer künftigen Geschichte der Menschheit. Erster Druck: Neues deutsches Museum 1, 269—283 (September 1789). Wiederholt: Kleine Schriften 3, 263—282; Sämtliche Schriften 5, 225—233. — Als nach dem Eingehen des Deutschen Museums Boie in anderem Verlage das Neue deutsche Museum begründete, bat Jacobi Forstern, einen launigen Einfall zu einem Aufsatze für dasselbe auszugestalten, den Forster wohl während seines Osteraufenthalts 1789 bei Jacobi in Pempelfort gehabt hatte: das geschah im Juni desselben Jahres. Die an Matthew Priors Gedicht *Alma or the progress of the mind* sich anschliessende Arbeit (vgl. auch Herders Brief an Therese Forster, Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 6, 589) erschien dann im Septemberheft gedruckt.

Der Spass eines die Philosophie und die Philo-

sophen bespöttelnden Dichters wird hier zu einem für die Anthropologie und organische Entwicklungsgeschichte höchst fruchtbaren Gesichtspunkt. Der ganze Grundgedanke und die Anwendung auf die Völkergeschichte sind fast Darwinistisch zu nennen: namentlich gemahnt an die moderne naturwissenschaftliche Anschauungsweise der Passus über den Streit der Anlagen im Organismus und ihre nähere Bestimmung durch Vererbung und Anpassung, wie die heutigen Kunstausdrücke lauten. Interessant ist es, zu verfolgen, wie ähnliche Grundideen als die von Forster hier in grossen Zügen durchgeführte in der heutigen anthropologischen und kulturhistorischen Wissenschaft wiederaufleben.

Bemerkungen: 97 3] in den Kleinen Schriften hat der Aufsatz das Motto: „*fingere cinctutis non exaudita Cethegis continget dabiturque licentia sumpta pudenter*“ (Horaz, ars poetica 50). — 98 22] „*a dark illimitable ocean without bound, without dimension, where length, breadth and highth and time and place are lost*“ Milton, paradise lost 2, 891. — 99 20] vgl. Stahl, theoria medica vera, Halle 1707. — 99 21] vgl. zu 11 16.

VI. Ueber Proselytenmacherei. Erster Druck: Berlinische Monatsschrift 14, 543—580 (Dezember 1789). Wiederholt: Kleine Schriften 3, 205—262; Sämtliche Schriften 5, 191—216. — Die nähere Veranlassung zur Abfassung dieses Aufsatzes war ein in der Berlinischen Monatsschrift abgedruckter Privatbrief eines Amtmanns Bender in Eltvill an die Witwe des Verwalters Krammer, worin dieselbe ermahnt wurde, ihre Söhne katholisch erziehen zu lassen. Der ganze Brief atmet Ueberzeugungstreue und redliche Absicht, und nur die katholikenfeindliche Richtung der Herausgeber der Monatsschrift konnte darin eine der protestantischen Religion gefährliche, mit unredlichen Mitteln arbeitende Proselytenmacherei erkennen. Forsters Aufsatz entstand im September 1789, während Wilhelm von Humboldts Anwesenheit in Mainz: ihm und Soemmerring wurde das

täglich Gechriebene zur Begutachtung vorgelesen und nach ihrem Rate auch dies und jenes geändert. Ein Dankbrief des Amtmanns Bender an Forster für seine Verteidigung steht in Forsters Briefwechsel 1, 869; eine Antwort Biesters folgt im selben Hefte der Monatsschrift unmittelbar auf Forsters Aufsatz. Ich bemerke noch, dass es über diesen Aufsatz beinahe zum Bruch zwischen Forster und Jacobi gekommen wäre: worum es sich genauer dabei gehandelt hat, ist leider, da Jacobis Briefe nicht erhalten sind, nicht zu ermitteln.

Der Aufsatz über Proselytenmacherei ist das umfassendste und klarste Glaubensbekenntnis Forsters in betreff des religiösen und politischen Despotismus in ihrem Zusammenwirken zur Mechanisierung der Geistesfreiheit. Die ruhige, sichere Klarheit des Vortrages im Bunde mit dem männlichen Eintreten für den ungerechterweise verleumdeten Mann macht die Arbeit zu einer der hervorragendsten und schönsten unter den kleineren Schöpfungen Forsters. Mit weitschauendem Blick hat er versucht, keimkräftige Samenkörner segensreicher Wahrheiten auszustreuen, die als Ferment gewirkt haben in dem gewaltigen Kampfe um alles Bestehende, den die grosse Revolution heraufführte. Leider fanden aber die Keime doch den fruchtbaren Boden nicht, den sie verdienten, obwohl die Vortrefflichkeit gerade dieses Aufsatzes für sich selbst spricht. Er ist aus dem innersten Kerne der Forsterschen Gedankenarbeit herausgeboren und sammelt wie in einem Brennpunkte alle die höchsten Interessen der Menschheit, die ihm so warm am Herzen lagen.

Bemerkungen: 11 16. 11 22] kann ich nicht nachweisen. — 13 02] Worte Boileaus, die Forster auch in der Weltreise zitiert (Sämtliche Schriften 1, 84). — 13 7 14] Worte Nathans 3, 7.

VII. Die Kunst und das Zeitalter. Erster Druck: Thalia 9, 91—109. Wiederholt: Kleine Schriften

3, 283—308; Sämtliche Schriften 5, 235—246. — „Ich arbeite jetzt an einigen Zeilen über die Kunst", schreibt Forster an Jacobi am 17. Oktober 1789; „es freut mich diese Arbeit, weil ich mir meine Empfindungen dadurch, wie soll ich sagen? deutlicher und bestimmter mache, oder wenigstens, da das nicht möglich ist, ihr Verhältnis unter einander mir klar vorstelle. Wenigstens glaube ich in meinem Aufsatz zu finden, dass mein Raisonnement ganz in dem Gefühl gegründet ist, womit ich Werke der Kunst auffasse." Durch Hubers Vermittlung gelangte der Aufsatz in Schillers Thalia, die auch in den beiden folgenden Heften Forstersches brachte.

Alle unnachahmlichen Vorzüge der Forsterschen Schreibart sind in diesem seinem ästhetischen Glaubensbekenntnis vereinigt, dem man so recht die warme innige Freude am eigenen Schaffen und die Fülle der edelsten Begeisterung anmerkt. Der Aufsatz ist wichtig als eine gewissermassen theoretische Grundlage zu Forsters Kunsturteilen in den Ansichten vom Niederrhein, die zum Schönsten gehören, was überhaupt derart in deutscher Sprache geschrieben ist. Forsters idealistische Aesthetik steht ganz auf dem Boden Winckelmanns, Lessings und Herders, und nimmt mit liebenswürdiger Leichtigkeit viele Gedanken voraus, denen später Schiller klassischen Ausdruck gegeben hat. Ueber Schillers sytematischeren Arbeiten hat man Forsters Aesthetik wider Verdienst vergessen und vernachlässigt. Sehr warme, wenn auch nicht unbedingte Anerkennung zollte Forstern Schiller selbst in einem Briefe an Huber vom 13. Januar 1790: „Mit Forstern hätte ich beinahe Lust eine Lanze zu brechen und die unterdrückte Partei der neuen Kunst gegen ihn zu nehmen. Er hat, däucht mir, alle seine Begeisterung und die ganze Zaubergewalt seiner Phantasie seiner Schönen zugetragen, dass er einem andern für seine andre alles übrig liess. Ich muss im Ernste gestehen, dass ich nicht ganz seiner Meinung bin, und ich finde ihn an manchen Orten durch

Herderische Ideen zu sehr hingerissen. Aber auch seine unhaltbarsten Meinungen sind mit einer Eleganz und einer Lebendigkeit vorgetragen, die mir einen ausserordentlichen Genuss beim Lesen gegeben hat. Danke ihm in meinem Namen und in meiner Seele dafür.“ Dies anerkennende und liebevolle Urteil muss uns dafür entschädigen, dass über den Reflex, den die Ansichten vom Niederrhein in Schillers Seele machten, gar nichts bekannt ist: wir dürfen annehmen, dass er auch hierbei mit der Meinung seines Freundes Körner nicht übereinstimmte (vgl. dessen Briefe an Schiller vom 31. Mai und 1. Juli 1791).

Bemerkungen: 138 2] in den Kleinen Schriften hat der Aufsatz das Motto: „*vos exemplaria graeca nocturna versate manu, versate diurna*“ (Horaz, ars poetica 268). — 145 31] kann ich nicht nachweisen. — 147 37] Goethe, Das Göttliche Vers 8.

VIII. Ueber lokale und allgemeine Bildung. Erster Druck: Neues deutsches Museum 4, 509—529 (Juni 1791). — Der Aufsatz entstammt dem Februar 1791, in welchem sich Forster eingehend mit der aus England mitgebrachten Sakontala und im Anschluss daran mit der indischen Dichtung überhaupt beschäftigte. Im selben Frühjahr erschien auch seine Uebersetzung der Sakontala, welche für die Geschichte der indischen Studien in Deutschland so bedeutsam gewesen ist. Der damals gefasste Plan eines Buches über die indische Dichtung, von dem unser Aufsatz ein Teil sein sollte, kam nicht zur Ausführung: über das darin zu Behandelnde macht Forster Andeutungen in der Vorrede zur Sakontala, deren Widmung an Heyne gleichfalls inhaltlich unsern Aufsatz streift.

Auch in diesem Aufsatz, wenigstens in seiner ersten Hälfte, stecken Darwinistische Elemente: die Ausführungen über die lokale und klimatische Bedingtheit der Völker erläutern eigentlich den entwicklungsgeschichtlichen Begriff der Anpassung im weitesten Sinne. Die

zweite Hälfte nimmt wieder viele Ideen Schillers voraus: Kants rigoristische Moral soll in dem später von Schiller ausgeführten Sinne ersetzt werden durch eine Harmonie von Neigung und Pflicht; Einheit von Gefühl und Vernunft, in der die echte Humanität begründet ist, ist das letzte Ziel, dem wir als Menschen zustreben müssen, und nach dessen Erreichung wir selbst die hohe Natur der Griechen nicht zurückzusehnen brauchten; darum wird die Pflege der schönen Kunst, die recht eigentlich die Spiegelung schöner, höchster Individualität ist, vor allem empfohlen, ein Gedanke, der an Schillers ästhetische Erziehung erinnert.

Bemerkungen: 160 32] „εἰ δέ τις παραβαίνοι τι τῆς ἀρχαίας μουσικῆς, οὐκ ἐπέτρεπον· Τιμοθέου δὲ ἀγωνιζομένου τὰ Κάρνεια εἰς τῶν ἐφόρων μάχαιραν λαβὼν ἠρώτησεν αὐτόν, ἐκ ποτέρου τῶν μερῶν ἀποτέμοι τὰς πλείους τῶν ἑπτὰ χορδῶν“ Plutarch, instituta laconica 17. — 162 12] „*though this be madness, yet there is method in't*“ Worte des Polonius im Hamlet 2, 2. — 163 28] Schiller in der Kritik von Bürgers Gedichten (Sämtliche Schriften 6, 214 Goedeke). — 164 14. 165 20] Goethe, Zueignung Vers 93. 100.

Jena, 18. September 1893.

Albert Leitzmann.

I.

Ein Blick in das Ganze der Natur.

Einleitung zu Anfangsgründen der Thiergeschichte.

Da Wissenschaft und Kunst noch in der Wiege lagen, und der Trieb des Menschen, seine physische Bestimmung zu erfüllen, fast allein sein Forschen beseelte: da faßte noch ein einziger Kopf alles menschliche Wissen, da konnte derselbe Mann zu gleicher Zeit ein Priester Gottes, ein König, ein Hausvater, ein Arzt, ein Ackermann und ein Schäfer seyn. Drey bis vier Jahrtausende haben alles verändert. Wir sind Aufbewahrer der unzähligen Begebenheiten, der Erfahrungen, der Erfindungen und der Werke des menschlichen Geistes, welche jener große Zeitraum beschließt. Ungeheuer ist die Summe dieser Kenntnisse; sie wächst noch immer fort, und bleibt in keinem Ebenmaße mit den engen Schranken dieses Lebens. Zwar erwacht zuweilen noch ein vielfassender Kopf, der, in mehreren Wissenschaften gleich groß, nicht an ihrer Fläche dahinschwebt, sondern ihre Tiefen versucht und ergründet. Allein wie selten wird der Welt ein solches Göttergeschenk? Oft ist ausgebreitete Gelehrsamkeit dieser Art ein bloßes Gedächtnißwerk, welches die Urtheils- und Anschauungskräfte entnervt. Der Heiligenschein (nimbus) unserer Polyhistoren zerflattert leicht, und läßt uns sodann nur lebendige Register oder Wörterbücher zurück. Statt des Verstandes gilt noch öfter Witz, der nicht nach strengen und bewährten Regeln schließt, der Resultate ahnden und errathen will, sich aber übereilt und

die Wahrheit öfter verfehlen als treffen kann*). Nur wahres Genie bringt in das finstre Chaos der Gelehrsamkeit, und schafft es zur organischen Gestalt um: es verdauet gleichsam das Ganze, und bereitet aus seiner heterogenen Mischung gefunden, gleichartigen Lebenssaft. Mit kühnen aber sichern Schritten nahet es sich der Wahrheit, als seinem Ruhepunkte, und verschwendet, um dahin zu gelangen, keine Kraft umsonst: mit eigenthümlichem Scharfsinn verkettet es Erfahrungen, und ergreift die entferntesten Resultate eines geprüften Satzes, fast in dem Augenblicke des Anschauens; ja, es fühlt schon sympathetisch die neue Wahrheit am Ende einer Reihe von Schlüssen, ehe noch der Fleiß des alltäglichen Denkers ein Glied dieser Schlußfolge berichtigen kann. Allein ächtes Genie ist am litterarischen Horizonte noch seltener als Kometen und neue Irrsterne an der Bühne des Himmels: Jahrhunderte können verfließen, ohne daß ein so wohlthätiges Phänomen sie der Vergessenheit entreißt, und die Nationen mit seinem bleibenden Lichte beglückt.

Man zerstückte also die Wissenschaft, und glaubte, nun sey jede Schwierigkeit besiegt. Es entstanden Facultäten, und in diesen fast unzählige Unterabtheilungen und Fächer. Jeder einzelne Theil der menschlichen Kenntnisse erhielt eigne Beobachter, die auf das ganze Verzicht thun, sich nur dem Theile widmen sollten. Da entwich dem schönen Körper die schönere Seele, und jedes erstarrte, abgeschnittene Glied wuchs durch innerliche Gährung zum Unholde von eigner Art. Jeder schätzte nur die Wissenschaft, die er gewählt, und schien zu vergessen, daß sie nur in Verbindung mit den andern das Glück der Menschheit befördert. So ergötzt sich das Kind noch an den Trümmern seiner künstlichen Spielsachen, die es muthwillig zerschlug. Die Folgen dieser Sünde blieben nicht aus: sie hemmte die Aufklärung und den Wachsthum des nützlichen Wissens; sie erschwerte die Anwendung neuer Er-

*) S. *Hemsterhuis* Lettre sur l'homme etc. p. 9.

findungen zum Besten des Staats, und streute eine reiche Saat von Vorurtheilen aus.

Der unentbehrliche Zweig unserer Erkenntniß, auf dem die Erhaltung und Pflege des physischen Lebens, und großentheils auch die Bildung des Geistes und Herzens für die Zukunft, beruhet, die Kenntniß der Natur, entging keinesweges einem ähnlichen Schicksal. Allmählich entriß man ihr jede Hülfswissenschaft, schränkte sie auf die äußerlichen Gestalten der Körper ein, und machte sie zu einem leeren Gewäsch von Namenverzeichnissen, Kunstwörtern und Systemen. Physik — die Entwickelung der allgemeinen Gesetze, nach welchen sich das Weltall in ungestörter Harmonie bewegt, und die Lehre von den lebenden, regen, wirksamen Kräften der Natur; — dann Physiologie, die Kenntniß der Ernährung, Ausbildung und Verrichtungen eines jeden Theils, kurz die Lebensgeschichte des organischen Körpers; — Zergliederungskunst, der einzige sichere Weg, den inneren Bau der Körper, und mit ihm den wundervollen Mechanismus des Ganzen, so wie den Sitz und Grund der Krankheiten zu enthüllen; — endlich Chymie, das Mittel, dem Grundstoff eines jeden Dinges nachzuspähen, und dessen Anwendung zu entdecken: — dies sind lauter Wissenschaften, die so mancher Naturalienmäkler nicht kennt, der gleichwohl keck auf den ehrwürdigen Namen des Naturforschers Anspruch macht. Ihm ist Naturkunde eine Wissenschaft für die Sinne allein. Ihr glänzendes Aeußeres bestimmt sie in der That zum Spielzeuge der Weiber und Kinder, und solcher Männer, deren Gedächtniß für die Namen vieler Schneckenhäuser und Schmetterlinge Raum genug enthält. Ich eifere nicht wider den Liebhaber der Natur, der, ohne Kenner zu seyn, dennoch an der Beschauung ihrer Produkte Wohlgefallen hat. Mag der Fleiß des arbeitsamen Bürgers sich immer mit selbstgewähltem Genusse belohnen, wenn er unschuldig wie dieser ist! Mag der Redliche, der alle Kräfte zum Flor des Vaterlandes angestrengt, in Erholungsstunden, im häuslichen Kreise der Seinen, oder

bey ſtiller Einſamkeit*) immerhin ſo glücklich ſeyn, als der Anblick einer endloſen Mannigfaltigkeit der Geſchöpfe, und der dabey erwachende Gedanke an des Schöpfers Allmacht, Weisheit und Liebe ihn machen kann! Verächtlich iſt nur der Prahler, der ſeine Unwiſſenheit für baare Gelehrſamkeit verkauft, und dadurch die nützlichſte Wiſſenſchaft um ihr Anſehen bringt.

Daß der fleißigſte Forſcher der Natur alles mit eigenen Augen ſehen, jede Beobachtung wiederholen, und dennoch die Wiſſenſchaft mit eigenem Scharfſinn erweitern, und in Anwendung auf das phyſiſche und ſittliche Glück der Menſchheit benutzen könne, iſt nach dem Maße unſerer Kräfte und Lebensjahre nicht zu erwarten. Allein die zuverläſſigen Entdeckungen Anderer zu benutzen, und den ganzen gegenwärtigen Zuſtand der Wiſſenſchaft inne zu haben, Wahrheit und Thatſache von Irrthum und Betrug zu unterſcheiden, die weſentlichen Grundlehren ganz zu verbauen, und dann den einzelnen Theil, den Punkt der Wiſſenſchaft, deſſen Aufklärung uns näher liegt, mit ſteter Rückſicht auf jene Grundlage genauer zu ſichten und zu kultiviren: dazu iſt das Leben nicht nur, ſondern ſelbſt die Zeit der Bildung, unſere Jugend, lang genug. Mit Recht fordert man daher dieſe Vorkenntniſſe von jedem, der ſich um die Unſterblichkeit des Ruhms bewirbt, und etwas mehr als eigene Ergötzung, nämlich das Beſte ſeiner Mitbürger, am Herzen zu haben vorgiebt.

Die ächte Naturkunde in ihrem ganzen Umfange verdient aber billig das Lob der Gemeinnützigkeit. Ihre Werke umgeben den Menſchen überall; er ſelbſt iſt das größte ihrer Wunder; das einzige ſichtbare Geſchöpf, dem ein innerer Trieb beſtändig zuruft: ſich ſelbſt zu erkennen, in dieſer Erkenntniß nirgends ſtille zu ſtehen, ſondern die Räthſel ſeines Daſeyns von einer Auflöſung zur andern zu verfolgen und zu entwickeln. Dieſer heilige Trieb

*) Natuurkundige Verhandlingen van *Petrus Camper*, etc. p. 131.

macht ihm alles wichtig und seiner Aufmerksamkeit würdig. Er kann sich selbst die Wahrheit nicht verschweigen: was auf ihn wirke, stehe mit ihm in Verhältniß, habe eine bestimmte Beziehung auch auf ihn; ohne Prüfung dieser Verhältnisse könne seine Erkenntniß nicht vollkommen seyn, und seinem Verlangen nach Weisheit und Vollendung kein Genüge geschehen!

Die Untersuchung des Thierreichs — eines Tropfens aus jenem großen Meere geschöpft — ist zum Geschäfte dieser Stunden bestimmt. Ehe wir aber diesen Theil herausheben, für sich betrachten, und seinen Inhalt zergliedern, wollen wir ihn zuvor im Zusammenhange mit dem ganzen großen Weltenbau sehen. Dieser Blick ins Ganze der Natur, der für unser Vorhaben seinen vielfältigen Nutzen hat, ist zugleich Entschädigung für die Einförmigkeit, welche bey speciellen Erörterungen unvermeidlich ist, wo alles auf kaltblütige Geduld, und Anstrengung der Verstandeskräfte ankommt, und nichts dem kühnen Schwunge der Phantasie gestattet wird. An Büffons Hand sey uns denn heute ein Blick ins Heiligthum vergönnt! Dann erst empfinden wir die Würde unserer Wissenschaft, wenn der ganze Reichthum der Natur und ihres größern Schöpfers sich unserm innern Sinne majestätisch entfaltet!

Wem fällt hier nicht zuerst die Frage ein: Was ist Natur? was ist diese plastische Bildnerin, die alles verändern, umbilden, auflösen, entwickeln, erneuern, nur nichts erschaffen und vernichten kann? Ist sie, wie Plato und seine spätern Schüler es sich dachten, ein verständiges Wesen, eine Intelligenz, eine Seele der Welt? oder gar unmittelbares Wirken Gottes, seine lebendige Kraft, die alles umfaßt und belebt, und die Materie umstaltet? — Wie schwer diese Frage zu entscheiden sey, wird derjenige am besten empfinden, der auch die Frage: was ist Gott? oft und reiflich erwogen hat, und dem dieses Nachdenken das Bekenntniß des Syrakusers ablockt: je mehr er die Tiefen dieses erhabensten Wesens zu ergründen versuche, je unmöglicher finde er es, zu sagen, was es sey. Wir

überlaſſen ſpeculativen Köpfen, geübten Metaphyſikern beyde Aufgaben zur Entſcheidung, und, falls ſie dieſelbe nicht löſen könnten, zur Uebung ihrer Urtheils- und Einbildungskraft. Uns genügt nichts Geringeres als Wahrheit, und dieſe bietet uns die Betrachtung der Schöpfung in überſchwenglichem Maße dar. Je weniger wir im Stande ſind, eine einzige Kraft in der Natur ganz zu begreifen, um ſo viel mehr finden wir zur ehrfurchtsvollſten Anbetung, zur feurigſten Dankbarkeit, zur kindlichſten Gegenliebe, die dringendſte Veranlaſſung. Die Natur, es ſey als Wirkung oder wirkende Kraft, bleibt allezeit die erſte unmittelbare Offenbarung Gottes an einem jeden unter uns. „Sie iſt ein offenes Buch“, ſagt der beredte Büffon, „in welchem wir leſen, als in einem Exemplare oder Abdruck der Gottheit.“ Was wiſſen wir anders von unſerm unſichtbaren, unerforſchlichen Urheber, als was uns die laute Stimme dieſer Offenbarung durch ſo unendlich viele bewundernswerthe Kräfte verkündigt? Eben das Unbegreifliche, nicht bloß im Kreislaufe der Geſtirne, ſondern in der Entwickelung eines jeden Dinges aus ſeinem unſichtbaren Keime; das Unerſchöpfliche ſo vieler Millionen Zeugungen, die ſtets dem Urbilde ähnlich ſind; kurz, dieſes beſtändige, jedoch faſt unerkannte Wunder, das nun ſeit einigen Jahrtauſenden währt und immer wieder vor unſern Augen ſich erneuert, — iſt Vorbereitung unſeres Geiſtes zu Wundern anderer Art, zum Glauben an jene nachfolgenden Offenbarungen, welche das Heil des Menſchengeſchlechtes näher betrafen, und die Hoffnungen der Vorwelt erfüllten.

Wohin wir uns wenden, ſehen wir überall nur Wirkung in der Welt; den Wirker ſelbſt erblicken wir nie. Die thätige, lebendige Kraft, die alles in der uns bekannten Schöpfung wirkt, iſt geiſtig und unſichtbar. Eine erſtaunlich große körperliche Maſſe iſt der Stoff, den ſie bearbeitet, und den ſie, anſtatt ihn zu erſchöpfen, unerſchöpflich macht. Zeit, Raum und dieſe Materie ſind ihre Mittel, das Weltall ihr Schauplatz, Bewegung und Leben ihre Endzwecke.

Alle Erſcheinungen in der Körperwelt ſind Wirkungen dieſer Kraft. Alle Kräfte und Triebfedern in dieſer Welt entſtammen von ihr, und führen wieder auf ſie zurück. Vielleicht ſind Anziehen, Fortſtoßen, Wärme und Formen der Körper überall nur Modificationen jener allgemeinen, urſprünglichen Kraft, wodurch ſie alles durchdringt und alles erfüllt. Könnte ſie vernichten und ſchaffen, alles würde ſie vermögen; allein Gott hat ſich dieſer beyden Endpunkte der Macht nicht entäußert. Erſchaffen und Vernichten ſind Eigenſchaften der Allmacht. Das Erſchaffene umgeſtalten, auflöſen und wieder einkleiden: ſo weit gehen die Veränderungen, denen es unterworfen iſt. Die Natur, als eine Dienerin der unwiderruflichen Befehle Gottes, und als Bewahrerin ſeiner unwandelbaren Rathſchlüſſe, entfernt ſich nie aus dieſen Gränzen, ändert nichts an den ihr vorgezeichneten Entwürfen, und trägt das Siegel des Höchſten allen ihren Werken aufgedrückt. Dieſes göttliche Gepräge, das unwandelbare Urbild von dem was iſt, iſt das Muſter, nach welchem die Natur arbeitet, deſſen Züge alle mit unauslöſchlichen Merkmahlen ein für allemal ausgedrückt ſind: ein Muſter, welches durch die unzähligen Nachbildungen beſtändig erneuert wird. Wir wollen verſuchen, die Natur in einigen Punkten jenes unbeſtimmten Raumes, wo ſie bloß zwiſchen Erſchaffen und Vernichten ſchon ſeit Jahrtauſenden ſchwebt, zu faſſen und zu betrachten.

Welche Gegenſtände! Welche Zurüſtungen den lebloſen Stoff zu beſeelen, und in ſeine kleinſten Theile Lebenskraft zu legen! Millionen leuchtender Kugeln in unbegreiflichen Entfernungen, als Grundfeſten des Weltgebäudes hingeſtellt, die Sonne mit ihrem Heere von Irrſternen und Kometen, gehorchen allzumal den allgemeinen Geſetzen der Bewegung. Zwey Urkräfte ſind es, welche dieſe großen Maſſen fortwälzen, und nie aufhören zu wirken, ſondern mit einer Genauigkeit und Beſtimmtheit, die wir uns kaum denken können, ihre Bahnen unabänderlich im leichten Aether beſchreiben. So entſpringt ſelbſt aus der Bewegung

das Gleichgewicht der Himmelskörper, die Sicherheit und Ruhe des Weltalls. Die Anziehungskraft, die erſte dieſer beyden Kräfte, iſt überall gleichförmig vertheilt; die andere, die fortſtoßende Kraft, in ungleichem Maaße. Auch giebt es Fixſterne, und Planeten; Sphären die bloß zum Anziehen, und wieder andere, die nur gemacht zu ſeyn ſcheinen fortzuſtoßen, oder fortgeſtoßen zu werden; Weltkörper, die zu gleicher Zeit einen gemeinſchaftlichen, und andre, die einen beſonderen Schwung erhalten zu haben ſcheinen; einſame Geſtirne, und ſolche die mit Trabanten begleitet ſind; Lichtkörper und finſtre Körper; Planeten, die in ihren verſchiedenen Theilen nur nach und nach erborgtes Licht genießen; Kometen, welche ſich in die dunkeln Tiefen des Raums verlieren und nach Jahrhunderten zurückkehren, um ſich mit friſchem Feuer zu ſchmücken; Sonnen, die zum Vorſchein kommen und verſchwinden, vielleicht wechſelsweiſe ſich entflammen und verlöſchen; andere, die ſich nur einmal zeigen, und hernach auf immer unſichtbar werden. Der Himmel iſt der Schauplatz großer Begebenheiten, die aber dem menſchlichen Auge kaum bemerkbar ſind. Eine verlöſchende Sonne, die den Umſturz einer Welt oder eines Weltſyſtems verurſacht, thut auf unſere Augen keine andere Wirkung, als ein glänzendes und bald verſchwundenes Irrlicht. Der Menſch klebt an dem irdiſchen Atom, auf dem er pflanzenähnlich lebt, und ſieht ihn für eine Welt an, da hingegen er Welten als Atome betrachtet.

Lambert, der große Lambert, wagte den Gedanken, daß ſich jene ungeheure Menge von Fixſternen, und unſere Sonne mit ihnen, vielleicht alle mit einer Geſchwindigkeit, die ſich unſern Gedanken entzieht, um einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt wälzen; er ging noch weiter, und hielt es für möglich, daß die Milchſtraße, welche durch gute Fernröhre als ein unermeßliches Sternenheer erſcheint, ein anderes dem unſrigen ähnliches Syſtem von Fixſternen ſeyn, und daß jene entfernten Wölkchen von Sternen, welche man am Himmel noch außerdem erblickt, noch mehrere große Syſteme dieſer Art bilden könnten,

denen dieſelbe Kraft Bewegung und Geſetze gäbe. Die Gründe, auf welchen dieſe Muthmaßung beruhet, gehören nicht hierher; genug für uns, daß der menſchliche Verſtand Kraft gehabt hat, ſie zu faſſen. Wir kehren in den kleineren Raum zurück, worin die Sonne als Regent erſcheint, und ſieben, oder, wie man jetzt will, acht Planeten, nebſt ihren Trabanten und einigen hundert Kometen, im Gleichgewicht erhält.

Welch ein bewundernswürdiger Körper iſt dieſe Sonne! Welch eine unerſchöpfliche, ſtets von ſich ſtrömende, und gleichwohl nie verringerte Quelle des Lichtes! Und dieſes Licht, dieſes ſubtilſte Weſen, das wir nur an ſeiner Wirkung erkennen, das alles durchdringt, und überall Bewegung und Leben ſchafft: was iſt es für eine uns unbekannte Subſtanz? Iſt es vielleicht eins und daſſelbe mit jener Anziehungskraft, der Urkraft des Weltalls? Wie unerklärbar iſt dieſes Beſtreben ſo vieler großer dunkler Körper, ſich der Quelle des Lichtes zu nähern, ſodann jener heftige Schwung, der ſie ſtets aus eben dieſem Mittelpunkte entfernt, und jene, aus beyden gegen einander wirkenden Kräften entſtandene, ſchnelle kreisähnliche Bewegung! Wie auffallend, und wichtig iſt es nicht, daß eben dieſes Phänomen ſich auf jeder dieſer Himmelskugeln, welche ſich um die Sonne drehen, im Kleinen wieder darſtellt! Hier finden wir ebenfalls eine anziehende Kraft gegen den Mittelpunkt zu, welche alle Theile der Kugel feſt an ſich reißt, und eine ſchwingende aus dieſem Mittelpunkte hervor gehende Centrifugalkraft, wodurch die Kugel ſich um ihre Achſe bewegt, und ein Beſtreben zeigt, alle ihre Theile aus einander zu ſprengen, dem die Centripetalkraft der Schwere oder Anziehung das Gleichgewicht hält. Die Sonne ſelbſt ſchwingt ſich in fünf und zwanzig Tagen um ihre Achſe, und vielleicht iſt die Bewegung der Planeten in ihren Laufbahnen nur eine Fortſetzung jener Sonnenſchwingungen.

In einem Syſteme, wo alles wechſelſeitig anzieht, und angezogen wird, kann nichts verloren gehen; die

Menge des vorhandenen Stoffes bleibt immer dieſelbe, und folglich erliſcht auch nie die wohlthätige Quelle des Lichts. Inzwiſchen gehen überall in dieſem Stoff Veränderungen vor, welche zwar, wie es ſcheint, auf das Ganze keinen merklichen Einfluß haben, aber gleichwohl anſehnlich genug ſind, die Oberflächen der Weltkugeln auf eine ſehr ſichtbare Art umzugeſtalten. Die Anziehungskraft des Lichtkörpers verurſacht eine Veränderung, eine Auflöſung in dem angezogenen dunklen Körper, welche ſtärker, auffallender, ſichtbarer, in dem Verhältniſſe wird, in welchem beyde Körper ſich einander nähern. Dieſe Auflöſung nennen wir Wärme; in ſtärkern Graden Hitze, und im heftigſten, wo ſie ſichtbar iſt, Feuer. Dieſe Veränderungen würden aber nicht Statt finden, wofern die Bahnen der Planeten immer in gleicher Entfernung von ihrem Mittelpunkte, nämlich der Sonne, blieben. Allein dieſe Bahnen bilden nicht völlige Kreiſe, ſondern längliche Figuren oder Ellipſen. Ueberdies ſteht die Achſe eines Planeten nicht ſenkrecht auf ſeiner Bahn, ſondern ihre ſchiefe Richtung verurſacht, daß bald die eine, bald die andere Halbkugel der Sonne näher iſt. Es kann demnach, ſo oft der Planet auf ſeiner Bahn der Sonne näher kommt, jene Auflöſung Statt finden, welche die größere Wärme des Frühlings und Sommers verurſacht. So oft das Sonnenlicht mit vermehrter Kraft in die Körper bringt, ſo oft erneuert es das Leben ihrer eigenthümlichen Kräfte. Nicht nur die Schwungkraft des Planeten ſelbſt wird ſtärker, er bewegt ſich ſchneller als ſonſt in der ihm vorgeſchriebenen Bahn; ſondern auch die unendlich vielen Theile, aus welchen er beſteht, erhalten neue Kraft, und gewinnen andre Geſtalten. Denn eine unermeßliche Menge von Geſchöpfen verſchiedener Art, bilden das Ganze eines großen Erdkörpers. Mehr oder weniger Wirkſamkeit ihrer Anziehungs- und Stoßkräfte bringen wahrſcheinlich das Phänomen ihrer großen Mannigfaltigkeit hervor. Die Gränzen, wo das Mineralreich aufhört, und die organiſche Bildungskraft den Anfang nimmt,

die Gränzen wo bloße Pflanzenempfindlichkeit, und thierisches Wollen sich scheiden, sind unsern Sinnen und Verstandeskräften schwerlich offenbar. So viel scheint indessen gewiß, daß, wo die Anziehungskräfte der Körper nicht organische Gestalten bilden, daß da alles ins Mineralreich gehört; daß Organisation und Leben zwar Pflanzen und Thieren, willkührliche Bewegung der Theile aber den letztern ausschließlich eigen sey. Der Chymiker, der sie zerlegt, findet überall nur ähnliche Grundstoffe, überall nur Licht und Luft und Wasser und Erde, woraus alle Körper bestehen. Wie die unzählig verschiedenen Mischungen aus diesen Elementen alle entstanden sind, begreift er anders nicht, als indem er eine, jeder Art von Geschöpfen eigenthümliche, wesentliche Kraft annimmt, welche sich die Elemente aneignet, und nach ihrer jedesmaligen Beschaffenheit bildet. Dies ist derjenige Bildungstrieb, den Blumenbach beschreibt. Auch diese wesentliche Kraft, dieser jedem Geschöpfe eingepflanzte, und in jedem ganz verschiedene Bildungstrieb, erwacht gleichsam bey der Rückkehr des Sonnenlichtes.

Wie prächtig glänzt nicht alsdann die Natur auf unserer Erde! Ein reines Licht ergießt sich vom Morgen bis gen Abend, und vergoldet nach und nach beyde Halbkugeln; ein durchsichtiges und leichtes Element umgiebt sie; eine sanfte, fruchtbare Wärme belebt und entwickelt alle Keime des Lebens. Frisches Wasser dient zu ihrem Unterhalt und Wachsthum. Mitten durch die Länder gezogene Gebirgsketten halten die Dünste der Luft auf, und versehen jene nie versiegenden, immer neuen Quellen; unermeßliche Höhlungen zu ihrer Aufnahme bereitet, theilen das feste Land. Das Meer erstreckt sich eben so weit als das Land; es ist kein todtes, unfruchtbares Element; ein neues Reich ist es, eben so ergiebig und volkreich als jenes. Beyder Gränzen hat Gottes Finger gesteckt; tritt das Meer über seine westlichen Gestade, so werden die östlichen Küsten entblößt. Zwar ist dieser ungeheure Zusammenfluß der Wasser an sich unthätig; allein er folgt

den Eindrücken, welche die Bewegung der Himmelskörper ihm ertheilt, und regelmäßig abwechselnde Ebbe und Fluth erhalten ihn im Gleichgewicht. Er steigt und fällt mit dem Monde; noch mehr erhebt er sich, wenn Mond und Sonne zusammentreffen und zur Zeit der Tag- und Nacht-Gleichen ihre Kräfte vereinigen. Wie auffallend, wie deutlich ist nicht dieses Zeugniß unserer Gemeinschaft mit dem übrigen Sonnensystem. Aus diesen allgemeinen und beständigern Bewegungen entspringen wieder andere, welche veränderlich und eingeschränkter sind. Versetzungen des Erdreiches, Erhöhungen im Grunde des Meeres, die denen auf der Erdfläche ähnlich sind; Strömungen, welche jenen Anhöhen folgen, sie noch mehr vertiefen, und im Meere das, was auf dem Lande die Flüsse, sind.

Die Luft, welche noch leichter und flüssiger als das Wasser ist, gehorcht einer größern Anzahl von Kräften. Der entfernte Einfluß der Sonne und des Mondes, die unmittelbare Wirkung des Meeres, verursachen in ihr beständige Bewegungen; aufgelöset und verdünnt wird sie durch die Wärme, und verdickt durch die Abwesenheit der Lichtkraft. Die Winde sind ihre Ströme: sie treiben die Wolken zusammen, sie bringen die Lufterscheinungen zuwege, und führen die aus dem Meer aufsteigenden feuchten Dünste über die trockne Oberfläche der Länder; sie bestimmen das Ungewitter, sie verbreiten fruchtbare Regengüsse und wohlthätigen Thau; sie verwirren die Bewegung des Meeres, und erschüttern seine bewegliche Fläche; sie hemmen und beschleunigen wechselsweise den Lauf der Ströme, und zwingen sie, eine ungewohnte Richtung zu nehmen; sie thürmen die Wellen himmelan, die sich mit fürchterlichem Getöse an jenen unerschütterlichen Felsendämmen brechen, ohne sie je zu überwältigen.

Die Erdoberfläche ist vermöge ihrer höhern Lage vor den Ausbrüchen des Meeres gesichert. Ihre Oberfläche ist mit Blumen bestreuet, mit einem sich stets verjüngenden Grün geschmückt, mit vielen tausend Thierarten bevölkert; sie ist ein schöner freudiger Aufenthalt, wo der

Menſch, hingeſtellt um der Natur zu Hülfe zu kommen, vor allen Weſen den Vorrang hat. Gott machte ihn allein fähig, ein Beſchauer ſeiner Werke, ein Zeuge ſeiner Wunder zu ſeyn. Der göttliche Funke, der in ihm lebt, macht ihn dieſer Geheimniſſe theilhaftig. Indem der Menſch die Natur, den Vorhof des Thrones göttlicher Herrlichkeit, betrachtet und ermißt, erhebt er ſich ſtufenweiſe zum inwendigen Sitze der Allmacht und Allgegenwart.

Doch iſt hienieden keine Geſtalt, ſo wenig als der Menſch ſelbſt, beſtändig. Unſterblichkeit gab die Natur keinem zuſammengeſetzten, zerbrechlichen Körper. Der Stoff, aus welchem ſie beſtehen, iſt in beſtändiger Bewegung. So iſt zum Beyſpiel in allen organiſirten Geſchöpfen das Wirken ihrer ihnen eingepflanzten Grundkraft, wodurch immer einige Theile abgeſondert, neue dem Körper angeeignet werden, zugleich die erſte Urſache ihrer endlichen Auflöſung. Allein unaufhörlich vererben dieſe Grundkräfte ihre Wirkſamkeit auf neue Keime, welche das ältere Geſchlecht überall erſetzen, und den ganzen Schmuck der Erde erneuern. Wie groß und prächtig iſt nicht das Schauſpiel dieſes immerwährenden Cirkels! Schönheit und Vollkommenheit des Ganzen ſind dabey der allgemeine Endzweck der Natur. Umſonſt widerſetzt ſich die Zerbrechlichkeit der Geſchöpfe dieſer weiſen Einrichtung. Die Natur erhält ſie nicht; aber ſie ruft unzählige neue Geſtalten an ihrer Stelle ins Daſeyn. Die Erde muß ſich mit neuen Kräften ſchmücken, die veralternden, entkräfteten Körper müſſen vollends verſchwinden, und Ueberfluß und Schönheit herrſchen wieder wie zuvor. Wen ergötzt nicht dieſer Sieg der Natur in der blumenreichen Jahreszeit? Sie ſpottet alsdann des Todes, indem ſie ihm von ihren Schätzen freygebig einen großen Antheil überläßt. Millionen und aber Millionen neuer Blüthen und Keime mag er immerhin verſchlingen; es bleiben noch mehr als genug, um jeden Verluſt zu erſetzen und überall neues Leben zu verbreiten.

Leben und Empfindung — ſie ſind es, die großen

Zwecke der Natur, womit sie überall beschäftigt des Schöpfers Willen verrichtet, und seine Güte verherrlicht. In der ganzen Anlage dieser Welt, die wir zwar mit Ehrfurcht beschauen, wovon aber kein endlicher Geist das Warum? begreifen kann — in der ganzen Anlage dieser Welt ist alles auf Beweglichkeit, Veränderlichkeit, nicht auf Dauer und Unzerstörbarkeit, eingerichtet. Auf der Erde, in der Luft, im Wasser, überall giebt es lebendige Keime, welche sich die sichtbare Materie aneignen, sie in ihr eignes Wesen verkehren, sich in neue Keime von gleicher Art fortpflanzen oder abzweigen, und den andern zur Nahrung dienen. Eben die Materie erscheint immerfort unter einer andern Gestalt. Das Thier, von Pflanzen genährt, die es in seine eigne Substanz verwandelte, stirbt hin, wird aufgelöst, und sein Stoff wird wieder begierig von Pflanzenwurzeln eingesogen; eben dieselben Grundstoffe sind mineralisch im Steine, vegetabilisch in der Pflanze, animalisch im Thiere. Die Anzahl dieser plastischen Kräfte ist der Menge des Grundstoffes angemessen: veränderlich zwar in jeder Gattung, im Ganzen genommen aber immer dieselbe. Durch dieses sich immer gleiche Verhältniß bekommt die Natur selbst ihre Gestalt; und da ihre Anordnung, was die Anzahl, Erhaltung und das Gleichgewicht der Gattungen betrifft, unwandelbar ist, so würde sie sich immer unter einerley Gestalt zeigen, sie würde zu allen Zeiten, und unter allen Himmelsstrichen, durchaus und auch beziehungsweise dieselbe seyn, wenn sie nicht in allen einzelnen Bildungen so viel als möglich Veränderung und Abwechselung liebte. Das Gepräge einer jeden Gattung ist ein Urbild, dessen vornehmste Züge mit unauslöschlichen und ewig bleibenden Merkmahlen eingegraben sind; aber alle hinzugekommenen Pinselstriche sind verschieden. Kein Individuum gleicht dem andern vollkommen; es ist keine einzige Gattung ohne eine ziemliche Anzahl von Abänderungen. Der Menschengattung ward das Siegel der Gottheit am sichtbarsten aufgedrückt; gleichwohl ändert sich dieses Gepräge vom Weißen ins Schwarze, vom Kleinen

ins Große, ꝛc. Der Lappländer, der Patagonier, der Hottentot, der Europäer, der Amerikaner, der Neger, stammen zwar alle von Einem Vater her, sind aber doch weit entfernt sich als Brüder zu gleichen. Alle Gattungen sind demnach dergleichen bloß individuellen Verschiedenheiten unterworfen; aber die beständigen Abweichungen, die sich durch die Zeugungen fortpflanzen, kommen nicht allen Gattungen in gleichem Grade zu. Je höher die Gattung ist, desto weniger Verschiedenheiten wird man darin gewahr. Da die Ordnung in der Vermehrung der Thiere ein umgekehrtes Verhältniß zur Ordnung in ihrer Größe hat, und die Möglichkeit der Verschiedenheiten sich gerade so verhält wie die Anzahl der Zeugungen, so mußten nothwendig mehr Abweichungen bey den kleinen als bey den großen Thieren seyn. Aus eben der Ursache giebt es auch bey den kleinen Thieren mehr unter einander nahe verwandte Gattungen. Der Abstand, der die großen Thiere von einander trennt, ist weit größer. Wie viele Mannigfaltigkeiten und verwandte Gattungen haben nicht das Eichhorn, die Ratze, und die andern kleinen Thiere zur Begleitung, als Gefolge oder Vortrab; indeß der Elephant allein, und ohne seines gleichen, an der Spitze von allen einhertritt.

Ein Individuum, zu welcher Gattung es auch gehören mag, ist in dem Weltalle gleichsam für nichts zu rechnen. Hundert solche einzelne Geschöpfe, ja tausend, sind noch nichts. Die Gattungen selbst (collective), sind die einzigen Wesen der Natur: immerwährende, der Natur an Alter und an Dauer gleiche Kräfte. Um sie richtiger zu beurtheilen, müssen wir eine jede Gattung nicht mehr als eine Sammlung oder auf einander folgende Reihe einzelner ähnlicher Dinge, sondern als ein Ganzes, unabhängig von Zahl und Zeit, immer lebend, nimmer dasselbe, betrachten: ein Ganzes, das unter den Schöpfungswerken für Eins gezählt worden ist, und also auch in der Natur nicht für mehr gelten kann. Die Menschengattung ist die erste von allen diesen Einheiten; die andern,

vom Elephanten bis zur Milbe, von der Ceder bis an den Yſop, ſind in der zweyten und dritten Linie: und wiewohl jede verſchieden geſtaltet und von verſchiedener Beſchaffenheit iſt, ja ſelbſt eine eigne Lebensart hat, ſo nimmt ſie doch ihren Platz ein, beſteht für ſich, wehrt ſich gegen andre, und macht zuſammen mit den andern die lebende Natur aus, die ſich erhält, und wie bisher noch ferner erhalten wird, ſo lange die gegenwärtige Einrichtung der Welt den Abſichten des Schöpfers gemäß iſt. Ein Tag, ein Jahrhundert, ein Menſchenalter, alle Zeitabſchnitte machen keinen Theil von ihrer Dauer aus. Die Zeit ſelbſt hat nur ein Verhältniß zu den einzelnen Geſchöpfen, das iſt, zu ſolchen Weſen, deren Daſeyn vorübergehend iſt. Das Daſeyn der Gattungen aber währt ununterbrochen fort; folglich macht dies ihre Dauer, und ihre Verſchiedenheit ihre Anzahl aus. Jede Gattung hat ein gleiches Recht an den Gütern der Natur; alle ſind ihr gleich lieb: denn eine jede erhielt die Mittel von ihr, ſo lange als ſie ſelbſt, zu ſeyn und fortzudauern.

Wir wollen nun einmal die Gattung an die Stelle des Individuums ſetzen, uns den ganzen Schauplatz der Natur, und zugleich den überſchauenden Blick eines Weſens denken, das die ganze Menſchengattung vorſtellte. — Wenn wir an einem ſchönen Frühlingstage alles grünen ſehen; ſehen, wie Blumen ſich öffnen, alle Keime hervorbrechen, wie die Bienen wieder aufleben, und die Schwalbe wiederkehrt; wenn die liebeflötende Nachtigall ſich hören läßt; wenn Liebe in den Sprüngen des Widders, und in der Stimme des Stiers ſich äußert; wenn alles was lebt, ſich ſucht und paart, um neue Weſen hervorzubringen: — ſo herrſcht in dieſer ganzen Scene die Vorſtellung einer neuen Belebung, Hervorbringung und Entſtehung. Sehen wir hingegen in der finſtern Jahrszeit, wenn Froſt und Reif die Oberhand gewinnen, daß die Geſchlechter gleichgültig werden, einander fliehen, anſtatt ſich wie vorher zu ſuchen; daß die Luftbewohner unſer Klima verlaſſen, die Waſſerthiere unter Gewölben von Eis ihre Freyheit ver-

lieren; daß alle Insekten entweder verschwinden oder umkommen; daß die meisten Thiere träge und schläfrig werden, und sich Löcher graben, wohin sie ihre Zuflucht nehmen; daß die Erde sich verhärtet, die Pflanzen verdorren, die entlaubten Bäume sich unter der Last des Schnees krümmen und niedersenken: so bringt sich uns überall der Begriff von Entkräftung und Vernichtung auf. Allein diese Ideen von Zerstörung und Erneuerung, oder vielmehr die Bilder von Tod und Leben, sie mögen uns noch so groß und allgemein vorkommen, sind doch nur individuell und einzeln. Der Mensch ist ja selbst ein Individuum, und so beurtheilt er auch die Natur; da hingegen das Wesen, welches nach unserer obigen Voraussetzung die Stelle der ganzen Gattung verträte, ein allgemeineres und vollständigeres Urtheil fällen würde. Es sieht in dieser Zerstörung, so wie in der Erneuerung — in allen diesen Abwechselungen und Folgen sieht es nichts als Bleiben und Dauer. Die eine Jahrszeit ist für ein solches Wesen mit der im vorhergehenden Jahre einerley; einerley mit den Jahrszeiten aller Jahrhunderte. In seinen Augen sind das tausendste Thier in der Reihe der Geschlechter, und das erste, eins und dasselbe Thier. In der That auch; wenn wir immer so wie jetzt fortlebten, und dazu alle Wesen um uns her, so wie sie jetzt sind, beständig blieben; wenn alles beständig so wäre wie heute: so würde der Begriff, den wir uns von der Zeit machen, verschwinden, und das Individuum zur Gattung werden. Warum sollten wir uns das Vergnügen nicht gönnen, die Natur einige Augenblicke aus diesem neuen Gesichtspunkte zu betrachten? Wahrlich, der Mensch, wenn er in die Welt tritt, kommt aus der Finsterniß. Seine Seele ist so nackt wie sein Körper; er wird ohne Kenntniß, so wie ohne Schutzwehr geboren; bringt nur leidende Eigenschaften zur Welt; kann bloß die Eindrücke der äußerlichen Gegenstände empfangen, und seine Sinneswerkzeuge rühren lassen. Das Licht schimmert lange vor seinen Augen, ehe er davon erleuchtet wird. Im Anfange empfängt er alles von

der Natur, und giebt ihr nichts zurück; sobald aber seine Sinne mehr Festigkeit erlangt haben, sobald er seine Gefühle mit einander vergleichen kann: so gehet er mit seinen Betrachtungen in die weite Welt; er macht sich Begriffe, er behält sie, erweitert und verbindet sie mit einander. Der Mensch, und besonders der unterrichtete Mensch, ist kein bloßes Individuum mehr; er ist, einem großen Theile nach, der Repräsentant der ganzen Menschengattung. Anfänglich theilten ihm seine Eltern die ihnen von ihren Voreltern überlieferten Kenntnisse mit. Diese hatten die göttliche Kunst erfunden, Gedanken zu zeichnen, und sie auf die Nachwelt zu bringen; dadurch sind sie gleichsam in ihren Enkeln wieder aufgelebt, und unsere Enkel werden einst auf eben diese Art mit uns sich vereinbaren. Diese in einem einzigen Menschen vereinigte Erfahrung mehrerer Jahrhunderte, erweitert die Schranken seines Wesens unendlich. Nun ist er kein bloßes Individuum mehr, nicht mehr gleich den übrigen, auf die Gefühle des gegenwärtigen Augenblicks, noch auf die Erfahrungen eines von ihm selbst durchlebten Tages eingeschränkt; er ist beynahe jenes Wesen, welches wir uns vorhin an die Stelle der ganzen Gattung dachten. Er liest im Vergangenen, sieht das Gegenwärtige, urtheilt über das Zukünftige; und in dem Strome der Zeiten, der alle einzelne Dinge in der Welt herbeyführt, fortzieht und verschlingt, sieht er die Gattungen beständig, und die Natur unwandelbar. Da das Verhältniß der Dinge immer dasselbe bleibt, so übersieht er alle Zeitordnung: die Gesetze, nach welchen die Dinge sich erneuern, sind in seinen Augen bloß ein Ersatz für dasjenige, was den Gesetzen ihrer Fortdauer fehlt; und eine stete Folge von Wesen, die alle einander gleich sind, gilt in der That gerade so viel, als das immerwährende Daseyn eines einzigen von diesen Wesen.

Was bedeutet aber dieses große Gepränge immer wiederholter Zeugungen, dieser fast verschwenderische Aufwand, wenn gegen tausend Keime, die verunglücken, kaum Einer fortkommt und seine ganze Bestimmung erfüllt?

Wozu dieſe Fortpflanzung und Vervielfältigung der Weſen, die ſich doch unaufhörlich zerſtören und wieder erneuern, die immer nur einerley Schauſpiel machen, und die Natur weder mehr noch weniger bevölkern? Woher kommen dieſe Abwechſelungen von Tod und Leben, dieſe Geſetze des Wachsthums und Erſterbens, alle dieſe Veränderungen in einzelnen Dingen? woher alle dieſe erneuerten Vorſtellungen von einer und derſelben Sache? Ich antworte: alles dieſes gehört mit zum Weſen der Natur, und hängt von der erſten Einrichtung der Weltmaſchine ab. Das Ganze dieſer Maſchine iſt feſt; alle ihre Theile ſind beweglich. Die allgemeinen Bewegungen der Himmelskörper ſind die Urſachen von den beſondern Bewegungen der Erdkugel. Die durchdringenden Kräfte, welche dieſe großen Körper beleben, wodurch ſie auf entfernte Gegenſtände, und wechſelsweiſe auf einander wirken, beleben auch jedes Atom der Materie; und dieſe gegenſeitige Zuneigung aller Theile unter einander iſt das erſte Band der Weſen, der Grund vom Beſtande der Dinge, und die Stütze der Harmonie im Weltall. Die großen Verbindungen haben alle kleinere, untergeordnete Verhältniſſe hervorgebracht. Die Umdrehung der Erde um ihre Achſe verurſacht die Abtheilung der Zeiträume in Tage und Nächte. Daher haben alle lebendige Bewohner der Erde ihre gewiſſen Zeiten des Lichts und der Finſterniß, des Wachens und Schlafens. Ein großer Theil von der Einrichtung der thieriſchen Natur, die Wirkſamkeit der Sinne, und die Bewegung der Gliedmaßen beruhet auf dieſer erſten Verbindung. In einer Welt, die in immerwährende Nacht verhüllet wäre, öffnete ſich ſchwerlich ein Sinn für das Licht.

Da die ſchiefe Richtung der Erdachſe bey der jährlichen Bewegung der Erde um die Sonne, ſtete Abwechſelungen von Wärme und Kälte, nämlich die Jahrszeiten, hervorbringt; ſo hat auch alles was lebt und wächſt, im Ganzen genommen, und in einzelnen Fällen, ſeine beſtimmte Zeit des Lebens und des Todes. Das Abfallen der Blätter und Früchte, das Vertrocknen der Kräuter,

der Tod der Insekten hängt gänzlich von dieser zweyten Verbindung ab. In den Erdstrichen, wo diese Verbindung nicht Statt findet, wird das Leben der Gewächse niemals unterbrochen; jedes Insekt durchlebt sein Alter. Und sehen wir nicht aus eben diesem Grunde unter der Linie, wo die vier Jahreszeiten in Eine zusammen schmelzen, die Erde zu aller Zeit mit Blumen geschmückt, die Bäume immer grün, und die Natur in beständigem Frühlinge?

Die besondre Einrichtung in dem Bau der Thiere und der Pflanzen steht mit der Beschaffenheit der Luft auf dem Erdboden überhaupt in Verhältniß, und diese letztere hängt von der Lage der Erde, oder ihrem Abstande von der Sonne ab. In einer größeren Entfernung würden unsere Thiere und Pflanzen weder leben noch wachsen können. Das Wasser, der Nahrungssaft, das Blut, kurz alle anderen Säfte würden ihre Flüssigkeit verlieren. Wäre die Erde weniger von der Sonne entfernt, so würden diese Säfte verschwinden und in Dünste verfliegen. Das Eis und das Feuer sind die Elemente des Todes, die gemäßigte Wärme ist der erste Keim des Lebens. Thiere und Pflanzen haben außerdem noch ein eignes Verhältniß zur Luft. Die reinste Luft, welche zur Respiration der Thiere am besten taugt, ist den Pflanzen tödtlich; im Gegentheil wachsen sie am besten in der von Thieren ausgehauchten verdorbenen Luft. Noch mehr. Im Sonnenlichte, und überhaupt bey Tage, geben die Pflanzen aus ihren Blättern jene reine Luft in größrer Menge als eine Ausdünstung von sich. Abermals eine weise Einrichtung der Natur, welche die Atmosphäre gerade zu der Jahrszeit, wo sie von phlogistischen und brennbaren Dämpfen, welche häufig aus der Erde aufsteigen, und sie für Thiere tödtlich machen würden, durch dieses Mittel wieder reinigen, oder wenigstens mit respirablen Theilen mischen läßt.

Die in allen organischen Körpern befindlichen Lebenskräfte, stehen mit dem Licht in genauem Verhältniß. Ueberall, wo die Sonnenstralen die Erde erwärmen können, wird die Oberfläche lebendig, mit Grün bekleidet, mit

Thieren bevölkert. Das Wasser ist noch fruchtbarer als die Erde. Es empfängt mit der Wärme Bewegung und Leben. Das Meer bringt in jeder Jahrszeit mehr Thiere hervor, als die Erde ernährt, aber weniger Pflanzen; und da alle Thiere, die auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, oder dessen Tiefen bewohnen, nicht, wie die Landthiere, zu einem hinlänglichen Vorrathe von Gewächsen angewiesen sind: so sind sie gezwungen, unter sich, das eine auf Unkosten des andern zu leben; und in dieser Verbindung liegt der Grund ihrer ungeheuren Vermehrung. Allein auch auf dem Lande sind die Gattungen der Thiere ungleich zahlreicher, als die Gattungen der Pflanzen: so getreu ist die Natur sich selbst in allen ihren Werken, so sicher erreicht sie auch in diesem Verhältniß ihren Endzweck, und verbreitet nicht nur überall lebendige Geschöpfe, sondern auch solche, die eines höhern Grades von Empfindung, eines willkührlichen Triebes, kurz des thierischen Lebens fähig sind. Unzählige Insektenarten nähren sich oft von einer einzigen Pflanzengattung; ihre zahlreichen Heere, die in der Luft, auf der Erde, im Wasser umherziehen, sind eine Nahrung der Vögel, Fische und kriechenden Thiere. Bey diesem Kriege der Thierarten unter einander ist für ihre Erhaltung dennoch gesorgt. Bald muß eine unzählbare Menge von Zeugungen, eine unbeschreibliche Fruchtbarkeit, die Fortdauer der Gattung sichern; bald hat die Natur so viele künstliche Triebe in das Thier gelegt, die alle auf seine Beschützung und Erhaltung zwecken, daß es sicherlich so lange seinen Feinden entgeht, bis es für die Fortpflanzung seiner Gattung gesorgt, und seine Nachkommenschaft im Keime hinterlassen hat. Der Vermehrungstrieb, der so heftig und unwiderstehlich ist, daß er die Natur der Thiere auf eine Zeitlang umändert, und die furchtsamsten grimmig macht; der Trieb der mütterlichen Zärtlichkeit, der bis zum Heldenmuthe, bis zur Aufopferung für die Jungen geht, sind kräftige und sichere Mittel zur Erhaltung der Gattungen, und entstammen vielleicht der ersten Urkraft, der wechsel-

seitigen Anziehungskraft gleichartiger Wesen, so wunderbar, so nahe gränzend an Vernunft ihre Wirkungen sind.

Doch dieser Vorzug ist dem Menschen ausschließend eigen. Zur Anbetung des Schöpfers gemacht, gebietet er über alle Geschöpfe; als Vasall des Himmels, und König der Erde, veredelt, bevölkert, und bereichert er sie: er zwingt die lebenden Geschöpfe zur Ordnung, Unterwürfigkeit und Eintracht; er selbst verschönert die Natur; er bauet, erweitert und verfeinert sie. Er rottet Disteln und Dornen aus, pflanzt Weinstöcke und Rosen an ihre Stätte. Dort liegt ein wüster Erdstrich, eine traurige, von Menschen nie bewohnte Gegend, deren Höhen mit dichten schwarzen Wäldern überzogen sind. Bäume ohne Rinde, ohne Wipfel, gekrümmt, oder vor Alter hinfällig und zerbrochen; andere in noch weit größrer Zahl, an ihrem Fuße hingestreckt, um auf bereits verfaulten Holzhaufen zu modern, — ersticken und vergraben die Keime, die schon im Begriff waren, hervorzubrechen. Die Natur, die sonst überall so jugendlich glänzt, scheint hier schon abgelebt; die Erde, mit den Trümmern ihrer eigenen Produkte belastet, trägt Schutthaufen, anstatt des blumigen Grüns, und abgelebte Bäume, die mit Schmarotzerpflanzen, Moosen und Schwämmen, den unreinen Früchten der Fäulniß, beladen sind. In allen niedrigen Theilen dieser Gegend stockt todtes Wasser, weil es weder Abfluß noch Richtung erhält; das schlammige Erdreich, das weder fest noch flüssig, und deshalb unzugänglich ist, bleibt den Bewohnern der Erde und des Wassers unbrauchbar. Sümpfe, die mit übel riechenden Wasserpflanzen bedeckt sind, ernähren nur giftige Insekten, und dienen unreinen Thieren zum Aufenthalt. Zwischen diesen Morästen und den verjährten Wäldern auf der Höhe, liegt eine Art Heiden und Gräsereyen, die unsern Wiesen in nichts ähnlich sind. Die schlechten Kräuter wachsen dort über die guten weg, und ersticken sie. Es ist nicht der feine Rasen, den man den Flaum der Erde nennen könnte, nicht eine beblümte Aue, die ihren glänzenden Reichthum von fernher verkündigt; es sind

rauhe Gewächse, harte stachlichte, durch einander geschlungene Kräuter, die nicht sowohl fest gewurzelt als unter sich verwirrt zu seyn scheinen, nach und nach verdorren, einander verdrängen, und eine grobe, dichte, und mehrere Schuhe dicke Watte bilden. Keine Straße, keine Gemeinschaft, nicht einmal die Spur von einem verständigen Wesen zeigt sich in dieser Wüsteney. Will der Mensch sie durchwandern, so muß er den Gängen wilder Thiere nachspüren, und stets auf seiner Hut seyn, wenn er ihnen nicht zum Raube werden soll. Ihr Gebrüll erschreckt ihn; ein Schauder überfällt ihn selbst bey dem Stillschweigen dieser tiefen Einöde. Plötzlich kehrt er um, und spricht: die Natur ist scheußlich, und liegt in ihren letzten Zügen; ich, nur ich allein, kann ihr Anmuth und Leben schenken. Auf! laßt uns jene Moräste trocknen, jenes todte Wasser beleben, fließend machen, Bäche und Kanäle damit anlegen! Laßt uns von jenem wirksamen, und verzehrenden, vorher verborgenen und bloß durch unser Nachforschen entdeckten Elemente Gebrauch machen! Laßt uns diesen überflüssigen Unrath, jene schon halb vergangenen Wälder mit Feuer verbrennen, und, was das Feuer nicht aufreibt, vollends mit der Axt zerstören. Bald werden wir, anstatt der Binsen und Wasserlilien, unter denen die Kröte wohnte, Ranunkeln und Klee nebst andern süßen und heilsamen Kräutern hervorkommen sehen. Hüpfende Heerden sollen diesen vormals unwegsamen Boden betreten, dort reichlichen Unterhalt, eine immergrüne Weide finden, und sich immer stärker vermehren. Diese neuen Hülfsmittel nutzen wir zur Vollendung unseres Werkes; wir beugen den Ochsen unter das Joch, und lassen ihn das Land mit Furchen beziehen; bald grünt die neue Saat auf unsern Aeckern, und eine neue, verjüngte Natur geht aus unsern Händen hervor!

Wie schön ist sie nicht, diese gebaute Natur! Wie hat die Sorgfalt des Menschen sie so glänzend und prächtig geschmückt! Er selbst, der Mensch, gereicht ihr zur vornehmsten Zierde; er ist das edelste Erdengeschöpf; er pflanzt

ihre kostbarsten Keime fort, indem er sich selbst vermehrt. Auch sie, die Erde scheint mit ihm sich zu vermehren. Alles, was sie in ihrem Schooße verbarg, bringt er durch seine Kunst an das Licht. Wie viele Schätze, die man sonst nicht kannte! Welche neue Reichthümer! Blumen, Früchte, Getreide, alles wird zur Vollkommenheit gebracht, und bis ins Unendliche vervielfältigt. Die nützlichen Gattungen von Thieren werden vermehrt, die schädlichen vermindert, eingeschränkt und verwiesen. Gold, und Eisen, das noch unentbehrlicher ist als Gold, wird aus dem Innersten der Erde hervorgeholt. Ströme werden in ihren Ufern gehalten, Flüsse geleitet oder eingeschränkt; selbst das Meer hat man sich unterwürfig gemacht, ausgekundschaftet, und von einer Halbkugel zur andern durchsegelt. Das Erdreich ist überall zugänglich, überall so belebt als fruchtbar geworden; in den Thälern findet man lachende Wiesen, auf den Ebenen fette Weiden und noch fettere Aecker; die Hügel sind mit Reben und Obstbäumen, und ihre Gipfel mit nützlichen Forsten bekränzt. Aus Wüsteneyen sind volkreiche Städte geworden, deren Einwohner sich in einem beständigen Kreislaufe aus diesen Mittelpunkten in die entferntesten Gegenden verbreiten. Die Landstraßen, und das Verkehr mit den Nachbarn, sind Zeugen von der Stärke und Vereinigung der Gesellschaft. Tausend andere Denkmähler der Macht und des Ruhms beweisen zur Genüge, daß der Mensch als Eigenthumsherr der Erde ihre ganze Oberfläche verwandelt und erneuert, ja daß er von jeher die Herrschaft mit der Natur getheilt hat.

Indessen giebt ihm nur die Eroberung ein Recht zu regieren. Seine Regierung ist mehr Genuß als Besitz; er muß seine Sorgfalt beständig erneuern, wenn er das Seinige behalten will: sobald diese aufhört, so schmachtet, verdirbt und verwandelt sich alles; alles kehrt in das Gebiet der Natur zurück: sie tritt wieder in ihre Rechte, löscht die Werke des Menschen aus, bedeckt seine stolzesten Denkmähler mit Staub und Moos, zerstört sie vollends

mit der Zeit, und läßt ihm nichts übrig, als den quälenden Verdruß, das mühsam erworbene Gut seiner Vorfahren durch seine Schuld verloren zu haben.

Diese Zeiten, wo der Mensch sein Eigenthum verliert, die Jahrhunderte der Barbarey, da alles zu Grunde geht, werden immer durch Kriege vorbereitet und bringen in ihrem Gefolge Hungersnoth und Entvölkerung. Der Mensch, der nichts vermag, als durch seine Anzahl, der ohne Vereinigung mit andern keine Stärke besitzt, und nur durch den Frieden glücklich lebt, — der Mensch ist unsinnig genug, zu seinem Unglück die Waffen zu ergreifen, sich seinen Untergang zu erkämpfen. Gereitzt von unersättlicher Begierde, und geblendet von dem noch unersättlicheren Ehrgeitz, entsagt er den Empfindungen der Menschheit, gebraucht alle seine Kräfte gegen sich selbst, sucht sich gegenseitig zu zerstören, und zerstört sich in der That. Wenn nun die Tage des Mordens und Blutvergießens vorüber sind, und der Dunst von Ehre zerflattert ist, so sieht er mit traurigen Blicken die Erde verwüstet, die Künste begraben, die Völker geschwächt und zerstreuet, sein eignes Glück zu Grunde gerichtet und seine wirkliche Macht zerstört.

Wer kann eine unendliche Menge von Gegenständen ordnen? wer kann ihre Beschreibung in wenige Worte zusammendrängen? wer vermag es, einen Blick in das Weltall zu thun, und gerade das Merkwürdigste da herauszuheben, wo alles gleich wichtig und gleich wunderbar, wo der Schöpfer im ganzen Sonnen- und Sternensystem nicht bewundernswürdiger als im kleinsten Stäubchen ist? Wo ist Anfang, wo ist Ende eines solchen Blickes? Einige Punkte, einige stärker ins Auge fallende Gegenstände versprach ich zu haschen, und vorzutragen. Dies und mehr nicht habe ich geleistet.

II.

Noch etwas über die Menschenraßen.

An Herrn D. Biester.

Wilna, den 20sten Jul. 1786.

Wir dürfen es mit Recht zu den Siegen der Aufklärung zählen, mein lieber B. daß Ihr vortrefliches Journal bis ins Innere dieser sarmatischen Wälder dringt, und auf demselben Fleck gelesen wird, wo noch im Jahr 1321, Gedimin*) Auerochsen jagte, und erst seit vierhundert Jahren das dem Donnerer Perkunas geweihte ewige Feuer verlosch. Zwar erhalte ich diese mir so schätzbaren Hefte spät genug, und lese erst im Julius, was teutsche Leser bereits im Januar verschlangen: allein dafür genieße ich auch das Vergnügen der Wiederholung, welches bey einem Ueberfluß an geistiger Nahrung unmöglich wäre; und kann daher aus Erfahrung von manchen lehrreichen Aufsätzen in Ihrer Monatschrift sagen: decies repetita placebunt! Wenn sich gleich zuweilen ein gewisses Sehnen nach den vollen Fleischtöpfen einstellt, so ist es doch leichter aus der Noth eine Tugend zu machen, wenn man wenigstens statt der losen Speise, die unser Zeitalter so reichlich auftischt, sich an Ihren gesunden, herzstärkenden Gerichten laben kann. Denn hier vertritt die Lektüre die Stelle des Umgangs mit denkenden Männern, der in großen Städten

*) Der Stifter von Wilna. Koialowicz, Hist. Lituan. Dantisci. 1650. 4to.

und selbst auf teutschen Akademien über manche Gegenstände ein so helles und so neues Licht verbreitet. Dort werden unzähligemal die feinsten Bemerkungen gemacht, die weitumfassendsten Gesichtspunkte angegeben, die reichhaltigsten Resultate entdeckt, zu denen der belesenste Autor in seinem Studierzimmer nie gelangt. Wenn dort der durchdringende Scharfblick des Geschäftsmannes auf den Ideenvorrath des systematischen Gelehrten stößt, so blitzt es Funken, bey deren Anblick es einem wohl wird ein Mensch zu seyn, und in unserm Jahrhundert zu leben. Für solche Vortheile ist Lektüre eine unvollkommene Entschädigung; allein fürjtzt bleibt sie meine einzige Zuflucht, und ich fühle mich desto stärker zum Danke verpflichtet, je gewisser ich überzeugt bin, daß nur sie vermögend ist, mich hier wirksam zu erhalten, und eine Paralysis des Geistes abzuwehren, die wenigstens zufälligerweise durch eine Verwickelung der Umstände befördert werden könnte, wenn sie auch nicht in den Plan gewisser Menschen gehören sollte.

Ich habe daher die beyden lehrreichen Abhandlungen des vortreflichen Herrn Professors Kant im November 1785, und im Januar 1786, Ihrer Monatschrift, mit doppeltem Vergnügen gelesen; denn sie befriedigten nicht nur meine Wißbegierde von der Seite, von welcher mich praktische Bemühungen im Fach der Naturkunde am meisten entfernt gehalten haben; sondern sie erweckten auch eine Reihe von Gedanken in mir, die mich eine Zeitlang lebhaft und angenehm beschäftigten. Der Wunsch, zu neuen Belehrungen für mich, und alle die mit mir in gleichem Falle seyn möchten, Veranlassung zu geben, verführte mich, meine Bemerkungen über die erwähnten Aufsätze des Aufschreibens werth zu halten. Sie werden mir die Absicht nicht beymessen, dadurch, daß einmal neben einem so berühmten Namen der meinige genannt wird, mir ein Ansehen geben zu wollen. Sie wissen, daß der Ruhm des Weltweisen, den wir beyde so aufrichtig verehren, viel zu fest gegründet, viel zu hoch emporgewachsen ist, als daß

er durch meine Beypflichtung den kleinsten Zusatz erhalten, oder durch eine Erinnerung gegen eine seiner Aeußerungen beeinträchtigt werden könnte. Am besten wird der wahrhaft große und verdienstvolle Mann den Grad der Ehrfurcht und Hochachtung die ich ihm weihe, selbst ermessen können, wenn ich ohne weitere Rücksicht auf die Person, mich geradesweges zur Sache wende.

Ich glaube einzusehen, daß man endlich dem Abstraktionsvermögen Abbruch thun könne, indem man zu fest an der Anschauung klebt; und so mislich es auch immer ist, sich von ihr zu entfernen, so scheint doch der Aufklärung und dem Fortschritt in der Erkenntniß nicht gerathen zu seyn, wenn irgend eine Anlage der menschlichen Natur vernachläßigt werden sollte. Das Mittel, wodurch man Einseitigkeit vermeiden wollte, kann auf diese Art leicht einseitig machen. Eben deswegen aber dünkt mich, es müsse dem Philosophen, wo er von Erfahrungen ausgeht, äußerst wichtig seyn, daß die Fakta, aus welchen gefolgert wird, ganz richtig aufgefaßt werden; weil ohne diese Vorsicht alle Syllogistik umsonst verschwendet wird. Denn ob es gleich Fälle giebt, wo Spekulation und abstrakte Bestimmtheit voraus ahnden können, was die Anschauung hernach für wahr erkennt: so sind doch jene nicht selten, wo sie auf Abwege gerathen und die Erfahrung rechts liegen lassen.

Laßen Sie mich dieses auf die Naturgeschichte anwenden. Ein großer Teil des Verdienstes, das sich Linné um diese Wissenschaft erwarb, bestand unstreitig in den genauen Definitionen, wodurch er die verschiedenen Grade der Verwandschaft des Aehnlichen zu unterscheiden lehrte. Nach gewissen angenommenen Sätzen, die er aus seiner Erfahrung abstrahirt hatte, entwarf er sein Fachwerk, und paßte nun die Wesen der Natur hinein. Allein so lange unsere Erkenntniß mangelhaft bleibt, scheinen wir von einer Infallibilität der Principien noch weit entfernt zu seyn. Bestimmungen, die sich auf eingeschränkte Erkenntnis gründen, können zwar innerhalb dieser Schranken

brauchbar seyn; aber sobald sich der Gesichtskreis erweitert, der Sehepunkt verrückt, werden sie da nicht einseitig und halbwahr erscheinen? In der Litterargeschichte der Naturkunde giebt es hievon auffallende Beyspiele. Die Botanik, die Chymie und die Physik sind lediglich aus diesem Grunde jetzt ganz etwas anderes als vor funfzig Jahren. Vielleicht wird unser jetziges Schema der Wissenschaften ein halbes Jahrhundert weiter hinaus, eben so wie das vorige, veralten und mangelhaft werden. Sogar die spekulative Philosophie dürfte diesem allgemeinen Schicksal unterworfen seyn. Wer denkt hiebey nicht gleich an die Kritik der reinen Vernunft?

Wenn also der Satz: daß man in der Erfahrung nur alsdenn finde was man bedarf, wenn man vorher weiß, wornach man suchen soll, (Berl. Monatschrift, Novemb. 1785. S. 390.) auch seine unangefochtene Richtigkeit hätte: so wäre gleichwohl bey der Anwendung desselben eine gewisse Vorsicht nöthig, um die gewöhnlichste aller Illusionen zu vermeiden, diese nämlich, daß man bey dem bestimmten Suchen nach dem was man bedarf, dasselbe oft auch da zu finden glaubt, wo es wirklich nicht ist. Wie vieles Unheil ist nicht von jeher in der Welt entstanden, weil man von Definitionen ausgieng, worein man kein Mißtrauen setzte, folglich manches unwillkührlich in einem vorhinein bestimmten Lichte sah, und sich und andere täuschte! In sofern der unbefangene Zuschauer also nur getreu und zuverläßig berichtet, was er wahrgenommen, ohne lange zu ergrübeln, welche Spekulation seine Wahrnehmung begünstige, — und hiezu braucht er nichts von philosophischen Streitigkeiten zu wissen, sondern lediglich dem angenommenen Sprachgebrauch zu folgen — in sofern würde ich zuversichtlicher bey ihm Belehrung suchen, als bey einem Beobachter, den ein fehlerhaftes Princip verführt, den Gegenständen die Farbe seiner Brille zu leihen. Dieser letztere mag immerhin einen größeren Vorrath von Beobachtungen liefern können, weil er überall nach bestimmten Erfahrungen hascht: allein hier kommt

es ja mehr auf den reinen Ertrag, als auf die Summe an. Wer wollte nicht die wenigen Beobachtungen eines bloßen, jedoch scharfsichtigen und zuverläßigen Empyrikers, den vielen geschminkten eines partheyischen Systematikers vorziehen? Ueberdies pflegen auch die offenen Augen des ersteren zuweilen wichtige Dinge zu bemerken, die derjenige nie gewahr wird, der sein Augenmerk stets auf gewisse, ihm vorher zur Aufsuchung anbefohlene Vorwürfe richtet. Doch diese Gegensätze stehen vielleicht zu schneidend neben einander, und sowohl der empyrische als der systematische Kopf kann unter gewissen Umständen die besten Beobachtungen liefern. Denn Aufmerksamkeit, Beurtheilungskraft und Unpartheylichkeit sind die Erfordernisse, von welchen hier alles abhängt; diese mögen mit spekulativer Theorie verbunden seyn oder nicht. Das Geschäft des Philosophen ist es, aus einzelnen wahren Angaben die allgemeinen Begriffe zu berichtigen; und wahrlich! bey diesem Geschäfte ist Irren so möglich, wie im Augenblick des Beobachtens. Fordere ich zuviel, indem ich den Werth des Beytrags, den die neuern Reisenden zur Kentnis der Menschengattung geliefert haben, nach dem obigen Maasstabe geprüft zu sehen wünsche? Wenigstens befinden sich unter der beträchtlichen Anzahl von Personen, welche dieser Ausdruck in sich faßt, verschiedene glaubwürdige Männer, denen man es nicht absprechen kann, daß ihre Beobachtungen genau, bestimmt, zuverläßig, und folglich brauchbar sind, so wenig übrigens auch ihre etwanigen Begriffe in Ansehung des Worts: Menschenraße, mit einander übereinstimmen mögen. Die Kritik dürfte wahrscheinlich die von vielen Reisenden auf eine gleichlautende Art erzählten Fakta gerade aus dem Grunde für wahr erklären, weil so verschiedene Menschen, von so verschiedenen Begriffen und Kenntnissen, in ihrer Darstellung des Beobachteten übereinkamen.

Um zuverläßig beobachten zu können, ob ein gewisses Objekt schwarz oder weiß sey, braucht man nicht zu wissen, daß die schwarze Farbe der Abwesenheit des Lichts, und

die weiße der Vereinigung aller verschieden gebrochenen Strahlen zugeschrieben wird: wenn aber ein Beobachter, der diesen bestimmtern Begrif hat, und ein anderer, der blos empyrisch weiß, was schwarz sey, beyde von demselben Gegenstande erzählen, daß er schwarz erscheine, so ist das Faktum desto unläugbarer.

In wie fern ist also die Behauptung (S. 393.) gegründet, „daß man sich, nach allen bisherigen Beschreibungen, noch keinen sicheren Begrif von der eigentlichen Farbe der Südseeinsulaner machen könne?“ Was ich hersetzen will, finden Sie bestimmt und gleichlautend von den neuern Reisebeschreibern erzählt. Die Einwohner der meisten Inseln des stillen Meeres, und der übrigen Südsee, sind nicht nur von hellbrauner Farbe, ansehnlicher Statur, schönem Wuchs, angenehmer Gesichtsbildung, mit lockigtem schwarzem Haar und starcken Bärten, sondern verrathen auch ihre Verwandschaft auf den ersten Blick durch die Gleichförmigkeit ihrer Sitten und ihrer Sprache, welche ostwärts bis zur Osterinsel, südwärts bis nach Neuseeland und nordwärts bis auf die Sandwichsinseln, geringe Abweichungen abgerechnet, dieselbe ist. Hingegen haben sich kleinere, hagere, schwarze Menschen mit krausem Wollhaar und häßlicheren Gesichtszügen, die sich auch von Seiten der Lebensart, und insbesondere durch gänzlich verschiedene Sprachen von den hellbraunen unterscheiden, in einigen nahe am moluckischen Archipel liegenden Inseln verbreitet, und bewohnen Neuguinea, Neuholland, Neukaledonien, die Charlotteninseln und die Hebriden. Die schwarze Farbe hat hier Nüancen wie in Afrika, und ist auf einigen Inseln so dunckel wie in Guinea. Carteret und Bougainville beschreiben diese Menschen so schwarz wie afrikanische Neger. Dampier und Cook fanden die Neuholländer schwarz, und ihr Haar so wollig, wie ein Eingebohrner von Guinea es nur immer aufweisen könne. In den neuen Hebriden sah Bougainville, und sahen wir, ganz schwarze, schwarzbraune und dunkelbraune Menschen; doch scheint die letzte Schattirung sehr wahrscheinlich von einer Vermischung mit der

hellbraunen Völkerschaft, deren Inseln hier nicht weit entfernt sind, herzurühren; da auch in Tanna, neben der gewöhnlichen Landessprache, von etlichen Einwohnern ein Dialekt der Sprache der hellgefärbten Nation gesprochen wird. Ich breche ab; denn ich müßte wiederholen, was bereits über diese zwey so deutlich verschiedenen Völker gesagt worden ist, wenn ich noch jetzt Beobachtungen und Wahrnehmungen, wobey es lediglich auf die noch nie zuvor bezweifelte Glaubwürdigkeit der Augenzeugen ankömmt, vor dem Publikum vertheidigen wollte. Allerdings sehe ich wohl ein, daß es um manche Hypothese besser stehen würde, wenn sich die häßlichen Schwarzen gänzlich aus der Südsee wegdemonstriren ließen. Sie sind nun aber einmal da; und wenn nicht eine Stelle in Carterets Reisebeschreibung Herrn K. zu einem etwas gewagten Schluß verleitet hätte, würde er selbst vermuthlich weniger zweifelhaft von ihnen geschrieben haben. Erlauben Sie mir, diese Stelle, und die darauf gegründete Aeusserung etwas näher beleuchten zu dürfen.

Auf Freewills Eilanden (S. 393.) soll Carteret *zuerst das wahre Gelb* der indischen Hautfarbe gesehen haben; und hieraus schließt Herr K. daß die Bewohner der meisten Inseln in der Südsee *Weisse* seyn müssen. Der eben genannte Weltumsegler hatte aber, wie Herr K. sehr richtig erinnert, nur wenig Land im Südmeere betreten, und nur in den westlichen Gegenden desselben, zuerst bey den Charlotteninseln und sodann in Neubrittannien, Menschen gesehen. Schwerlich dürfte daher der Schluß von einem so geringen Theile auf das Ganze gelten. Wenigstens könnte man nach diesen Prämissen mit eben so viel Wahrscheinlichkeit auf *Schwarze* rathen; denn aus Carterets Worten folgt nur, daß er bis dahin, Menschen von *anderer* Farbe gesehen habe. Warum befragen wir den ehrlichen Seefahrer nicht selbst? Wie gesagt: die einzigen *bewohnten* Inseln, die er im stillen Meere besuchte, sind die Gruppen der Königin Charlotte und die von Neubrittannien, nebst den dazwischen liegenden Gowers und

Carterets Eilanden: und hier fand er überall — nur *schwarze* Bewohner mit wolligem Haar. Lesen Sie ihn selbst nach, um sich zu überzeugen, daß es nicht allemal des Beobachters Schuld ist, wenn man ihn unrecht versteht.

In meinem Exemplar von Carterets Reisebeschreibung*) lese ich ferner: daß die Einwohner der Freewills Eilande von der *gewöhnlichen Kupferfarbe der Indianer* sind. Das *wahre* indische *Gelb*, welches Herr K. an dieser Stelle ließt, habe ich nicht finden können. Durch das Wort, Indianer, werden hier keinesweges die gelbbraunen Hindus, sondern überhaupt solche Menschen bezeichnet, die man sonst mit einem nicht weniger schwankenden Ausdruck, *Wilde* nennt. Herr Carteret bedienet sich desselben durchgehends in dieser Bedeutung. Byron und Wallis geben ohne Bedencken den Patagoniern und Peßerähs an der magellanischen Meerenge diese Benennung, die dem englischen Sprachgebrauch gemäß ist. Auch hätte Carteret schwerlich die Einwohner des Ganges kupferfarbig genannt, so wenig übrigens dieses Beywort sich ausschliessender Weise von den ursprünglichen Amerikanern gebrauchen läßt. Wenn man annimmt, daß es eine Schattirung des röthlichbraunen ohne Einmischung einiger Schwärze bedeuten soll, — und an metallischen Glanz ist hierbey wenigstens im Allgemeinen nicht zu dencken — so können die hellbraunen Völker im Südmeere, auf Neuseeland, den Societäts- Marquisen- Sandwichs- Carolinen- Marianen- und Freundschaftsinseln füglicher damit bezeichnet werden, als gewisse mehr ins schwärzliche fallende Nationen im mittägigen Amerika. Aus diesem Grunde finde ich auch keinen Anstand, die Insulaner auf Freewills Eilanden zu der im Südmeer allgemein verbreiteten hellbraunen Völkerschaft zu zählen, wozu mich das wenige,

*) Die englische Urschrift habe ich hier nicht nachschlagen können. In der Oktavausgabe der Uebersetzung, im zweyten Bande S. 123. (Berlin bey Haude und Spener, 1775.) stehen die von mir angeführten Worte.

was Carteret von ihrer Kleidung und ihren Sitten erzählt, noch mehr berechtigen kann.

Indem ich aber nun behaupte, daß in Absicht der Südseeinsulaner alles geleistet worden ist, was man billiger Weise von den Beobachtern fordern konnte, läugne ich freylich nicht, daß der Versuch, den Herr K. verlangt, — daß nämlich ein Kind von einem dortigen Paare in Europa gezeugt werden müsse, um die ihnen von Natur eigene Hautfarbe ohne Zweydeutigkeit zu entdecken, — noch nicht angestellt worden sey, und vielleicht nie statt finden werde. Allein sollte er wohl so unentbehrlich seyn, wie unser Herr Verfasser glaubt? Ich gestehe Ihnen, lieber Freund, ich kann mich hievon um so weniger überzeugen, da ich ihn sogar zur Bestimmung des Verhältnisses zwischen Negern und Weissen für unsicher halte. Es wird Ihnen bekannt seyn, daß die Negerkinder, auch in Guinea nicht schwarz, sondern roth gebohren werden, und von den neugebohrnen Kindern der Europäer an Farbe nur wenig verschieden sind*). Wenige Tage nach der Geburt werden sie schwarz, und in kurzem kann man sie der Farbe nach von ihren Eltern nicht mehr unterscheiden. Daß aber dieses Phänomen an Negerkindern auch ausserhalb Afrika wahrgenommen werde, ist ein Faktum, an welchem in Ländern wo man sich täglich davon überzeugen kann, wie Frankreich, England und Nordamerika, niemand mehr zweifelt. Ich selbst habe Negerkinder gesehen, die in Europa oder auch in Nordamerika geboren, und daselbst, wie in ihrer Eltern Vaterlande, durch Einwirkung der Atmosphäre auf ihre Haut, schwarz geworden waren. Wenn also nur die Neugebohrnen vermöge ihrer Organisation, und der Mischung ihrer Grundstoffe zu dieser Verwandlung vorbereitet sind, geschieht sie überall auf eine gleichförmige Art, indem die Luft hier verrichtet, was das Sonnenlicht in Ansehung des Pflanzenreichs bewirkt. Die vor den Lichtstrahlen sorgfältig verwahrte Pflanze ist von bleichgelber Farbe; wird aber, nachdem

*) Buffon Hist. Naturelle Tom. III. p. 522. Paris, 4to 1750.

sie an das Licht gestellt worden ist, in wenigen Tagen völlig grün.

Ganz anders verhält es sich mit der allmähligen Einwirkung des Klima, welche viele Generationen erfordert, ehe sie sichtbar und bemerklich wird. Ihr Gang ist langsam, aber unausbleiblich. Die späten Enkel in warme Länder versetzter Weissen, erlangen eine dunckelere Farbe, und werden endlich im heißen Erdgürtel nach Verlauf von Jahrhunderten beynahe völlig schwarz. Umgekehrt, wenn Schwarze über die Gränzen des Wendekreises hinaus treten, verliert sich unter ihrer Nachkommenschaft die schwarze Farbe: sie werden schwarzbraun, olivenfärbig, und vielleicht, — denn wer kann hier mit einiger Wahrscheinlichkeit das non plus ultra abstecken? — noch einige Grade heller, je höher sie vom Aequator ab, in mildere Zonen hinaufziehen. Die Beyspiele dieser langsam bewirkten Veränderung der Farbe sind so auffallend, so unbezweifelt an ganzen Nationen erweislich, daß man sich billig wundern muß, wie immer noch darüber hinweggesehen wird. Das Faktum ist unläugbar, daß der weisse Mensch in Spanien, Mauritanien, Egypten, Arabien und Abyssinien dunkler gefärbt ist, als in Teutschland, Polen, Preußen, Dännemark und Schweden; ja sogar, daß die dunkle Schattirung ohngefähr in der Stufenfolge, wie ich jene Länder nenne, zunimmt, bis sie in Abyssinien und in den arabischen Pflanzstädten an der Ostküste von Afrika schon sehr ins schwarze fällt. Nicht minder in die Augen fallend ist es, daß aus Nigritien hervorgegangene Colonien, die sich gegen die südliche Spitze von Afrika gezogen haben, daselbst anjetzt unter dem Namen der Kaffern und Hottentotten, je nachdem sie sich dem Einfluß der scheitelrechten Sonne mehr entzogen, weiter polwärts oder tiefer ins kalte Gebirge rückten, nach Verlauf einer unbekannten Zeit, schwarzbraun und gelbbraun angetroffen worden. Eine ähnliche Farbenleiter, deren Extrema aber weit näher zusammen liegen, ist in Amerika bemerklich; und so wie man die ursprünglichen Bewohner allmähliger dunkler findet,

wenn man von Canada hinab gegen den Aequator und bis nach Guiana und Brasilien reiset: so bemerkt man, daß die Männer weiter südwärts, auf den Pambasebenen, in Chili, an Magellans Meerenge und im äußersten Feuerlande wieder heller werden. Endlich verhält es sich auch nicht anders mit den Völkern, welche die verschiedenen Zonen Asiens bewohnen. Von China über Tunquin und Kochinchina, von Tibet über Pegu und Malakka, trift man Nüancen des Weissen, die sich bis ins tiefste schwarzbraun verlieren. Die Belege hiezu finden Sie in dem zahlreichen Heere der Reisebeschreiber zerstreut; doch zum Theil hat Büffon sie gesammelt. Nur die Länge der Zeit können wir nicht bestimmen, welche erfordert wird, wenn eine Familie die Reihe aller Schattirungen zwischen Weiß und Schwarz, die ihr erreichbar sind, aufsteigend oder absteigend durchlaufen soll. Denn hierüber fehlt es uns an historischen Nachrichten und Denkmälern, deren gänzlicher Mangel gleichwohl in der Hauptsache nicht das mindeste ändert.

Wenn es demnach erwiesen werden kann, daß die Hautfarbe der Menschen, zwar spät und mit unmerklichen Schritten, aber dennoch unfehlbar in die Länge, dem Einfluß des Klima gehorcht; daß im brennenden Afrika die Abkömmlinge weisser Menschen schwärzlich werden; daß am Vorgebirge der guten Hofnung die Nachkommenschaft der schwärzesten Neger zu olivenfärbigen Hottentotten sich bleicht: wie wird es alsdenn noch möglich seyn, durch die Erzeugung eines einzigen Negerkindes in Europa, zu bestimmen, wieviel von seiner schwarzen Farbe seinen Eltern, wieviel dem Klima gehört? Im Gegentheil, da diese Farben-Unterschiede sich überall klimatisiren, so hat der Abbé Demanet so gänzlich Unrecht nicht, wenn er, wie es scheint, den Satz behaupten will: ein Neger sey eigentlich nur in seinem Vaterlande ein rechter Neger. Ein jedes Wesen der Natur ist, was es seyn soll, nur an dem Orte, für den sie es entstehen ließ; eine Wahrheit, die man in Menagerien und botanischen Gärten täglich

bestätigt sieht. Der Neger, in Europa geboren, ist wie eine Treibhauspflanze, ein modificirtes Geschöpf; in allen der Veränderung unterworfenen Eigenschaften mehr oder weniger dem unähnlich, was er in seinem Vaterlande geworden wäre.

Linné, dessen tiefes Studium der Natur selten recht erkannt wird, weil er es in seinen aphoristischen Schriften eher vergraben als zur Schau getragen hat; Linné zählte die Farbe bey Thieren und Pflanzen unter jene zufälligen, veränderlichen Eigenschaften, welche für sich allein, ausser dem Zusammenhange mit andern Kennzeichen, zur Unterscheidung der Gattungen nicht hinreichend sind. Ich weiß, wie wenig ich befugt bin, meine Stimme entweder für oder wider seinen Canon zu geben;*) und folglich lasse ich ihn in seinem Werthe beruhen. Hier kommt es darauf an, ob die Farben-Unterschiede, die man bey verschiedenen Menschenstämmen bemerkt, einer klimatischen Abänderung fähig sind, oder ob sie vielmehr, wie S. 403 behauptet wird, sich auch ausserhalb des Erdstrichs, dem sie jedesmal eigen sind, in allen Zeugungen unvermindert erhalten. Ich baue hier nichts auf das schwankende Zeugnis des Heidenbekehrers Demanet, und auf sein schwarzes Portugiesenkind. So etwas mag gut genug seyn, wenn man Voltairen widerlegen will, welcher zu verstehen gegeben, daß die Neger vielleicht einen andern Stammvater als die Europäer hätten. Sie, lieber B. sind in der Geschichte der Ketzereyen zu wohl bewandert, um nicht zu wissen, daß dieser Einfall, der bey jedem andern der unschuldigste von der Welt wäre, nichts geringeres als Gotteslästerung seyn kann, so bald Voltaire ihn denkt und sagt. Ist nun solchergestalt das Feuer im Dach, so müssen ja die Gläubigen löschen, — womit und wie sie können. Ich wähle meine Beyspiele von schwarzgewordenen Abkömmlingen weisser Menschen, unter Völkern die Herr K. auch selbst noch zu den Weissen zählt, unstreitig weil er

*) S. dessen Critica botanica. §. 266.

überzeugt ist, daß sie trotz ihrer jetzigen schwarzbraunen Farbe von Weissen entsprungen sind. Die Kaffern hingegen, die Herr K. von den Schwarzen absondert, ohne ihrer Abstammung von diesen zu erwähnen, sind mir, und wie mich dünkt jedem Unbefangenen, Beweises genug, von einer durch milderes Klima sanft vertuschten Schwärze.

Gehen wir jetzt noch einen Schritt vorwärts. Anstatt die Extreme an einander zu knüpfen, und den Neger aus Guinea mit dem Blonden aus Skandinavien zusammenschmelzen zu wollen, setzen wir den möglichen Fall, daß ein schwarzbrauner Abessinier mit einer Kafferin von gleicher Farbe sich vermähle. Mithin vereinigen wir die Stämme auf dem Punkt, wo sie sich einander wirklich am nächsten sind, sich gleichsam auf halbem Wege begegnen. Der Blendling, der aus dieser Mischung entsteht, wird unstreitig Vater und Mutter nacharten; aber seine Hautfarbe wird nicht mehr das Mahlzeichen dieser Nachartung, und der gemischten Naturen seyn; denn beyde Eltern hatten einerley Farbe. Tritt nun der Umstand ein, wo ein angenommenes Unterscheidungszeichen dasjenige nicht leistet, was man sich von ihm versprach; das ist im gegenwärtigen Falle: giebt es nicht mehr eine wirklich geschehene Mischung zweyer Menschenstämme an: so erkennen wir, daß es übelgewählt und verwerflich sey.

Ich fühle wohin mich diese Untersuchung zu führen scheint. Sie betrift nicht mehr die Anwendung des Begriffes, den man zum Grunde legt, sie untergräbt vielmehr das Prinzip selbst, und zeigt dessen Unzuläßigkeit. Immerhin! denn es gilt um Wahrheit; und das Prinzip kann seinem Erfinder nur in sofern es Stich hält, etwas werth seyn. Eines der zuverläßigsten Mittel, in einer glückseligen Alltäglichkeit des Denkens behaglich zu ruhen, sich in demüthiger Geistesarmuth unter das Joch der thörichtsten Vorurtheile zu schmiegen, und nie eine nahe, dem Denker winkende Wahrheit zu ahnden, ist dieses: wenn man vor einer kühnen Folgerung, die ganz unmittelbar aus deutlichen Prämissen floß, zurückbebt wie vor einem Ungeheuer.

Hinweg mit dieſer unmännlichen Furcht! Statt derſelben nachzugeben, unterſuche man nochmals ſorgfältig den zurückgelegten Weg, und prüfe jeden Schritt mit unerbittlicher Strenge. Iſt alles ſicher, nirgends ein Sprung geſchehen, nirgends auf betrüglichen Triebſand gefußet worden: ſo trete man getroſt dem neuen Ungeheuer unter die Augen, man reiche ihm vertraulich die Hand, und in demſelben Augenblick wird alles Schreckliche an ihm verſchwinden. Die Kraft, womit ein Satz uns überzeugt, muß ſich völlig gleich bleiben, er werde jetzt zum erſten mal behauptet, oder man höre deſſen zehntauſendſte Wiederkäuung. Denn Wahr kann dem Selbſtdenker doch nur dasjenige ſeyn, wovon ſeine Vernunft, nicht jene aller anderen Menſchen, die Gründe faßt, erwägt, billigt und anerkennt. So thue dann auch ich ohne Scheu das Bekenntnis, daß ich anderwärts mich Raths erholen muß, um die Abſtände zwiſchen verſchiedenen Nüancen im Menſchengeſchlecht zu meſſen.

Wollen Sie alſo, mein Freund, in einem gedrängten Inbegrif überſehen, worauf es eigentlich bey der Beſtimmung der Unterſchiede im Menſchengeſchlecht ankommt, ſo leſen Sie einen Sömmerring, über die körperliche Verſchiedenheit des Negers vom Europäer*). Mir drückt die Freundſchaft die Hand auf den Mund, daß ich nicht loben darf, was ſo uneingeſchränktes Lob verdient; daß ich Empfindungen unterdrücke, die mich durchdrangen, als ich laß, was ſeit manchen Jahren an Intereſſe für den Philoſophen, an Fleis, an Wahrheitsliebe, an Beſcheidenheit, an geiſtvoller Gelehrſamkeit und Kunſt, in meinen Augen nicht übertroffen ward. In der wichtigen Schrift dieſes vortreflichen Mannes werden Sie nicht nur finden, daß die Farbe unter die minder weſentlichen Eigenſchaften gehöre, woran man Neger von Europäern unterſcheidet; ſondern was das merkwürdigſte iſt, daß der Neger ſichtbarlich ſo wohl in Rückſicht äuſſerer als innerer Geſtaltung weit mehr übereinſtimmendes mit dem Affengeſchlecht habe,

*) Frankf. und Leipz. 1785.

als der Weisse. Schon der Augenschein giebt gewissermaßen dieses Resultat; allein hier wird es mit physiologischen und anatomischen Gründen erwiesen. Ich bin indessen weit entfernt, nunmehr mit Herrn Fabricius zu vermuthen, daß irgend ein Affe an der Bildung des Negers Antheil gehabt haben könne. Vielmehr bestätigt sich immermehr, auch durch dieses Faktum, der fruchtbare Gedanke, daß alles in der Schöpfung durch Nüancen zusammenhängt*). Camper, der als Physiolog, und von so vielen andern Seiten groß und liebenswürdig ist, zeigte mir in einem seiner Briefe, an einem Theile des Körpers, den Füßen, wie sorgfältig die Analogie der Bildung durch alle Säugthiere hindurch bis auf die Wallfische beobachtet ist. Und vortreflich hat Herder einen ähnlichen Gedanken aufgefaßt und ausgeführt, indem er sagt: es sey unläugbar, daß bey aller Verschiedenheit der lebendigen Erdwesen, überall eine gewiße Einförmigkeit des Baues, und gleichsam eine Hauptform zu herrschen scheine, die in der reichsten Verschiedenheit wechselt**). Gewis, in mehr als einem Betracht, und selbst in moralischer Beziehung, ist das Mancherley auf unserm Planeten nicht auffallender und an Stof zum Nachdenken ergiebiger, als das darin nur stets verkleidete, und immer wieder durchschimmernde ewige Einerley; der größte Reichthum neben der äusserſten Dürftigkeit!

Der affenähnlichste Neger ist dem weissen Menschen so nahe verwandt, daß bey der Vermischung beyder Stämme, die auszeichnenden Eigenschaften eines jeden sich im Blendling in einander verweben und verschmelzen. Die Abweichung ist sehr gering; die beyden Menschen, der schwarze und der weisse, stehen ganz nahe neben einander; und anders konnte es nicht wohl seyn, wenn Menschheit nicht in Affennatur übergehen, der Neger nicht, anstatt ein

*) Zimmermann in seiner vortreflichen geographischen Geschichte des Menschen und der vierfüßigen Thiere. 1. S. 5.

**) Ideen zur Philos. der Gesch. 1. S. 88.

Menſch zu bleiben, ein Affe werden ſollte. Denn auch die beyden Thiergeſchlechter, (genera) der Menſch und der Affe, gränzen in der Reihe der Erdenweſen unglaublich nahe aneinander; näher als viele andere Thiergeſchlechter miteinander verwandt ſind. Gleichwohl bemerken wir einen deutlichen Zwiſchenraum oder Abſtand zwiſchen dieſen beyden phyſiſchen Geſchlechtern; jenes ſchließt ſich mit dem Neger, ſo wie dieſes mit dem Orang-utang anhebt. Ein affenähnlicher Menſch iſt alſo kein Affe.

Ob nun aber der Neger und der Weiſſe, als Gattungen (species) oder nur als Varietäten von einander verſchieden ſind, iſt eine ſchwere, vielleicht unauflösliche Aufgabe. Mit dem Schwerdt drein zu ſchlagen, überläßt der kaltblütige Forſcher denen, die nicht anders löſen können, und doch alles löſen wollen. Was ihm zu verworren iſt, läßt er lieber als einen Knoten zurück, deſſen Band ſich doch einmal, früher oder ſpäter, wenn die Fäden erſt alle gefunden ſind, entwickeln laßen wird. Trennt man mit Herrn K. die Naturwiſſenſchaft in Naturbeſchreibung und Naturgeſchichte, — eine Eintheilung die ich gar wohl gelten laßen kann, wenn beide nur immer wieder vereinigt und als Theile eines Ganzen behandelt werden, — ſo möchte es ſcheinen, daß der Naturbeſchreiber eher mit der Frage fertig werden kann. Zwar ſcheint Herr K. anzunehmen, eine jede Verſchiedenheit der Merkmale ſey dem Naturbeſchreiber hinreichend, um eine Art daraus zu machen. Ich kann hierauf nicht ganz befriedigend antworten, denn der vorzüglichſte Schriftſteller, der die Wiſſenſchaft ſyſtematiſch behandelte, Linné hat lateiniſch geſchrieben. Seine Eintheilungen heißen: classes, ordines, genera, species, varietates. Nun ſcheint mir Varietät immer durch veränderliche, zufällige Merkmale definirt zu werden; es wird dabey angenommen, eine Varietät könne in die andere übergehen. Will Herr K. in dieſem Sinne lieber Art als Varietät ſagen, ſo iſt das nur eine Verwechſelung der Worte, worüber man ſich leicht verſtändigen kann. Gattung hingegen, wenn species

so übersetzt werden soll, erfordert im Linnäischen Sinne unveränderliche Merkmale. In der Naturgeschichte muß es sich anders verhalten, wenn es in derselben, wie Herr Kant behauptet, nur um die Erzeugung und den Abstamm zu thun ist. Allein in diesem Sinne dürfte die Naturgeschichte wohl nur eine Wissenschaft für Götter und nicht für Menschen seyn. Wer ist Vermögend den Stammbaum auch nur einer einzigen Varietät bis zu ihrer Gattung hinauf darzulegen, wenn sie nicht etwa erst unter unsern Augen aus einer andern entstand? Wer hat die kreißende Erde betrachtet in jenem entfernten und ganz in Unbegreiflichkeit verschleyerten Zeitpunkt, da Thiere und Pflanzen ihrem Schoße in vieler Myriaden Mannigfaltigkeit entsproßen, ohne Zeugung von ihres Gleichen, ohne Samengehäuse, ohne Gebärmutter? Wer hat die Zahl ihrer ursprünglichen Gattungen, ihrer Autochthonen, gezählt? Wer kann uns berichten, wie viele Einzelne von jeder Gestalt, in ganz verschiedenen Weltgegenden sich aus der gebärenden Mutter weichem, vom Meere befruchteten Schlamm organisirten? Wer ist so weise, der uns lehren könne, ob nur einmal, an einem Orte nur, oder zu ganz verschiedenen Zeiten, in ganz getrennten Welttheilen, so wie sie allmälig aus des Oceans Umarmung hervorgiengen, organische Kräfte sich regten?

Vielleicht wird man einwenden, daß es hiebey auf ein Experiment ankomme, welches alles leicht und ohne Widerrede entscheidet. Man nehme zwey Thiere von verschiedenen Merkmalen, die jedoch ganz nahe verwandt zu seyn scheinen; man lasse sie sich mit einander begatten. Entsteht aus dieser Vermischung ein Mittelgeschöpf, welches wieder zur Fortpflanzung fähig ist, so waren seine Eltern von einerley Gattung, obschon verschiedener Varietät (oder Art). Ich meines Theils finde hier, statt aller Entscheidung blos eine neue Definition. Man nenne den Windhund und den Bologneser, die zusammen fruchtbare Mittelgeschöpfe zeugen, Gattungen, oder Varietäten; so ist man dadurch der Erforschung ihres gemeinschaftlichen Abstamms

von einem ursprünglichen Paare, nicht um ein Haarbreit näher gekommen, und jene Ausdrücke bleiben nach wie vor Erfindungen des systematischen Naturforschers, wodurch er auffallendere oder geringere Nüancen unter den Wesen der Erde bequem und schnell unterscheiden will. Allein so geht es freylich immer, wenn man Begriffe verwechselt, und eine Hypothese, die irgend jemand auf eine Thatsache baute, nun selbst für Thatsache ansieht.

Es läßt sich a priori nicht läugnen, daß Thiere von verschiedener Art sich im wilden oder freyen Zustande paaren, wiewohl es mir höchst unwahrscheinlich ist. Allein ein Beyspiel dieser Paarung ist mir wenigstens noch nicht bekannt. Man hat zuweilen sehr ungleichgestalte Insekten gepaart angetroffen: indessen beweisen die meisten und bewährtesten der hiehergehörigen Beyspiele nur, daß die Natur dem weiblichen und männlichen Geschlecht in einerley Gattung zuweilen sehr verschiedene Bildungen ertheilt; keineswegs, daß verschiedene Gattungen sich mischten. Tausend und aber tausendmal blühen in unsern Gärten die allernächst verwandten Pflanzenarten neben einander ohne daß je eine die andere befruchte. Nur die Hand des Menschen hat bey diesen keuschen Geschöpfen künstlichen Ehebruch veranstalten können. Im Thierreich hat jede Art, jede Nüance, was diesen Punkt betrift, einen unwiderstehlichen Hang zu seines Gleichen, einen entschiedenen Abscheu vor andern Thieren, wenn gleich diese wenig, oft nur unmerklich, verschieden sind. Nicht einmal vom Affen, der den Geschlechtstrieb so heftig fühlt, ist es erwiesen, daß im freyen Zustande eine Gattung sich mit der andern belaufe. Und horchten Menschen nur der Stimme des Instinkts, wäre es nicht ihre Vernunft, welche Lüsternheit und Begierde erkünstelt: wie dies Herr K. so scharfsinnig und meisterhaft (Berlin. Monatschr. Januar 1786. S. 6.) entwickelt: so würden wir sowohl bey Schwarzen als bey Weissen, vor der ungleichartigen Vermischung Ekel und Abscheu bemerken. Noch jetzt, glaube ich, darf man diesen Widerwillen vom rohen unverdorbenen Landmann erwarten;

er wird die Negerin fliehen; wenigſtens wird Geſchlechtstrieb nicht das erſte ſeyn, was ſich bey ihrem Anblick in ihm regt.

Als Beweis eines gemeinſchaftlichen Urſprungs darf man alſo die künſtliche und an Thieren durch Gefangenſchaft erzwungene ungleichartige Begattung nicht anführen, obwohl ſie in einer andern Hinſicht einigen Nutzen für die Naturkunde hat. Es iſt nämlich außer allem Zweifel, daß die Blendlinge von Kanarienvögeln und Stieglitzen, auch mehreren Finkenarten, die Fortpflanzungsfähigkeit beſitzen, die man auch dem von Hund und Fuchs entſproſſenen Mittelgeſchöpfe nicht abſprechen kann. Hingegen ſind die Fälle von fruchtbaren Maulthieren ſehr ſelten. Zwiſchen Gattung und Gattung iſt folglich nicht immer ein gleichweiter Abſtand; eine Bemerkung, die ſich auch ſonſt aus der Vergleichung der Bildungen durch das ſogenannte Thier- und Pflanzenreich ergiebt. Panther, Leopard, Unze und Jaguar ſind mit einander näher verwandt, als mit dem geſtreiften Tiger auf den ſie folgen; und zwiſchen dieſem und dem Löwen iſt wiederum ein größerer Zwiſchenraum, obgleich keine Lücke. Die beyden Orang-Utangs, der afrikaniſche und der aſiatiſche, ſtehen ungleich enger aneinander gerückt, als wiederum an beide der langarmigte Gibbon ſich anſchließt. Die beyden Kameele der alten Welt ſind einander ungemein ähnlich; der Abſtand zwiſchen ihnen und den amerikaniſchen, die auch wieder im engſten Verhältniſſe unter ſich ſtehen, iſt weit größer. Man verſetze den Dachs ins Bärengeſchlecht oder unter die Viverren, ſo iſt der amerikaniſche dem europäiſchen ungleich näher, als jeder andern mit ihnen verwandten Gattung. Will man auch lieber jeden etwas größern Abſtand zwiſchen den Gattungen für die Gränze eines Geſchlechts halten, ſo hat man hiedurch dennoch nichts gewonnen. Erſtlich vermehrt man dadurch die Anzahl der Geſchlechter (genera) auf eine für das Gedächtniß äußerſt läſtige Art; zweytens iſt die allgemeine generiſche Verwandſchaft in einigen angeführten Beyſpielen, wie

zwiſchen Löwe, Panther und Tiger unläugbar; und drittens iſt Geſchlecht ein eben ſo unbeſtimmter Begrif als Gattung, ſobald es auf das Maas des Abſtandes ankommt, wodurch eines von dem andern getrennt iſt. Das Naſehorngeſchlecht faßt zwey nahe aneinander gränzende Gattungen in ſich, und nun iſt gleichſam zwiſchen ihm und den nächſten Geſchlechtern eine große Kluft vorhanden. Eben ſo iſolirt ſteht der Elephant; beynahe ſo das Pferdegeſchlecht, und das Nilpferd. Dafür gränzen die Igel ſehr nahe an die Stachelſchweine, die Haſen an die Jerbos, die Antilopen an die Ziegen von einer, an die Hirſche von der andern, an die Ochſen von der dritten Seite. Ueberall trift man alſo völlig ungleiche Abſtände zwiſchen den einzelnen Erdweſen, die unſeren beſtimmten Eintheilungen nicht entſprechen. Unſere Fächer ſind alle nach Einem Maasſtabe entworfen, alle gleichgros, alle gleichweit voneinander gerückt, alle in einer langen unabſehlichen Reihe hintereinander geſtellt. Von alle dem findet ſich nichts in der Natur. Sie bringt Weſen hervor, die ſich bald ſo völlig ähneln, daß wir keinen Unterſchied an ihnen wahrnehmen können; bald ſolche, die in geringen Kleinigkeiten abweichen; bald andere, wo nur von ferne die Analogie beybehalten iſt; jetzt iſt es die Bildung, jetzt die Größe, jetzt die Farbe, die in ihren Formen wechſelt. Oft ſtoßen wir auf ein Geſchöpf, das wie im Mittelpunkt zwiſchen mehreren verwandten Gattungen ſteht. — Mit einem Worte, die Ordnung der Natur folgt unſeren Eintheilungen nicht, und ſobald man ihr dieſelben aufdringen will, verfällt man in Ungereimtheiten. Ein jedes Syſtem ſoll Leitfaden für das Gedächtniß ſeyn, indem es Abſchnitte angiebt, welche die Natur zu machen ſcheint; daß nun aber alle gleichnamige Abſchnitte, wie Geſchlecht, Gattung, Varietät, überall in gleichen Entfernungen von einander ſtehen, kann und darf niemand behaupten. Daher eifert Büffon gegen alle ſyſtematiſche Entwürfe, wiewohl es auch des Syſtematikers Schuld nicht iſt, wenn man mehr von ſeiner Methode fordert, als er ſelbſt davon verſpricht.

Wie viel ist demnach für die Entscheidung jener Frage zu hoffen? Ist der Neger eine Varietät oder eine Gattung im Menschengeschlechte? Wenn es hiebey auf die erwiesene Abstammung aller Varietäten von einem ursprünglichen gemeinschaftlichen Elternpaare ankommt, die außer unbezweifelten historischen Belegen nicht dargethan werden kann, so findet keine bestimmte Auflösung statt; denn solche Belege finden sich nirgends. Genügt uns hingegen die Linnéische Bestimmung; ist eine Varietät von einer Gattung blos durch die Unbeständigkeit ihrer Merkmale verschieden: so erfordert es noch eine kleine vorläufige Untersuchung, in wie fern diese Definition auf die mancherley Menschenstämme paßt.

Offenbar giebt es Farbenunterschiede in einem jeden, sowohl dem weissen, als dem schwarzen Menschenstamme. Der Weisse wird in Afrika schwärzlich, der Neger im Kafferlande olivenfärbig. Allein ob diese Veränderlichkeit bis zu einer völligen Umwandlung der weissen in die schwarze Farbe, und umgekehrt, der schwarzen in die weisse gehen könne, dies lehrt bis jetzt noch kein Experiment. So auffallend verschieden die Bildung des Negers, zumal seines Kopfes vom Weissen ist, so gewiß giebt es doch auch in Afrika verschiedene Nüancen, die an verschiedenen Völkerschaften bemerkt worden sind. Die Eigenthümlichkeit der Nationalbildungen unter den Weissen hat niemand geläugnet. Allein auch hier kann schlechterdings nicht bewiesen werden, daß die Gestalt eines Negers soweit abarte, bis sie den Weissen gleichkommt; und umgekehrt, sind schwarzgewordene Portugiesen, oder Araber der Bildung nach keine Neger. Im Gegentheil, ist im Kaffern und Hottentotten die charakteristische Negerphysiognomie unverkennbar; und im Araber, sey er auch noch so sehr verbrannt, leuchtet seine Abstammung von Weissen aus dem Antlitz hervor. Wir finden hier zwar Progressionen, aber nicht solche, deren Reihen sich endlich begegnen; sondern sie rücken vielmehr auf Parallel-Linien fort, ohne je sich näher zu kommen. Auf diesem Wege gelangen

wir also nicht zum Ziele: und nun bleibt nur noch Ein Zugang offen, durch welchen wir vielleicht der Entscheidung unserer Frage näher kommen können. Wenn Menschen aus verschiedenen Stämmen, wie z. B. Weisse mit Negern, sich vermischen, so artet ihre Farbe in dem von ihnen erzeugten Mittelgeschöpfe, zu gleichen Theilen unausbleiblich an; kein anderes Kennzeichen, woran man sonst die beyden Stämme unterscheidet, trägt in dem Blendling diese unausbleibliche Spur der ungleichartigen Zeugung. Farbenunterschied also ist wesentlicher als alle übrigen Verschiedenheiten, er ist beständiger, sie aber zufällig und einem bloßen Ohngefähr unterworfen, welches bald vom Vater, bald von der Mutter einen Zug der Bildung des Kindes einverleibt. Dies, wenn ich nicht unrecht verstanden habe, ist der Inbegriff einer Behauptung, auf welche Herr Kant seine neue Definition gegründet hat. Lassen Sie uns sehen, in wie fern sie haltbar ist. Oben verwarf ich bereits diese Bestimmung, weil sie sich nicht auf alle Fälle anwenden läßt, denn so wie die Farbe blos durch klimatisches Einwirken sich ändert, auch ohne Vermischung, so tritt die Möglichkeit ein, daß einzelne Menschen aus zweyerley Stämmen gleichgefärbt seyn können. Hier kommt nur noch das Anarten überhaupt in nähere Betrachtung. Zum Beweise, daß ausser der Farbe nichts unausbleiblich anarten könne, führt Hr. K. die zufälligen Gebrechen, Schwindsucht, Wahnsinn, Schiefwerden, u. s. w. an, denen er allenfalls auch noch die Bilfinger und Kakerlaken hätte hinzufügen können. Allein von Krankheiten und Mißgeburten auf natürliche Eigenthümlichkeiten der Bildung zu schliessen, scheint mir noch etwas gewagt. Noch nie habe ich einen Mulatten oder Mestizen gesehen, dem man es nicht auch in den Gesichtszügen angesehen hätte, daß er ein Blendling von zwey Völkern sey. Und wie wollte man auch daran zweifeln, da nicht nur, wenn Personen von zweyerley Stämmen, sondern auch, wenn Menschen aus einerley Volk, aus Einer Stadt und Einer Familie sich heurathen, die Eltern wieder in den Zügen

der Kinder erkannt werden können. Wahr ist es, ein geübteres Auge wird zur Bemerkung dieser Aehnlichkeiten erfordert. Farbenunterschiede fallen auf, denn sie sind auf der ganzen Oberfläche des Körpers bemerklich: Nachartung in einzeln Theilen, kann auch nur in diesen Theilen gesucht werden. Daher, und nicht weil die Farbe ein wesentlicheres, dauerhafteres Unterscheidungszeichen als die Gestalt, z. B. des Gerippes, ist, können auch einzelne Züge nicht allemal unausbleiblich gleichförmig anarten, sondern müssen bald vom Vater, bald von der Mutter ohne Mischung genommen werden. In weissen Familien sieht man freylich die blauen und die braunlichen Augen, bald dem Vater, bald der Mutter nachgeartet; allein es scheint hier bloß deswegen keine Zwischennüance statt zu finden, weil die Farbe der Iris vermuthlich auf Umständen beruht, die mit den Erscheinungen chemischer Mischungen Aehnlichkeit haben. Je nachdem der Niederschlag mit diesem oder jenem Grundstoffe mehr oder weniger gesättigt ist, wird das Auge blau oder braun, und diesen Sättigungspunkt bestimmt im Augenblicke der Zeugung die zufällig überwiegende Energie des einen oder des andern Zeugungstoffes. Hier ist allerdings noch ein weites Feld für künftige Beobachter offen. Eine Reihe sorgfältig gesammleter Erfahrungen würde höchst wahrscheinlich zeigen, daß von der Gleichförmigkeit des Anartens in Mittelgeschöpfen noch vieles wegfallen muß. Nicht jede Zeugung von denselben Eltern fällt gleichförmig aus, wenn beyde aus einerley Stamme sind: a priori sieht man nicht ein, warum bey zweyerley Eltern mehr Gleichförmigkeit statt finden müsse; a posteriori, ist man uns den Beweis noch schuldig. Ein Beyspiel vom Gegentheil entscheidet das Schikſal der Theorie. Man hat demnach vorerst Erkundigungen einzuziehen: ob es nicht Fälle giebt, wo bald der schwarze Vater, oder die schwarze Mutter, bald umgekehrt die weissen Eltern, sichtbarlich den stärksten Antheil an ihrer Nachkommenschaft haben?

Sie sehen nun wohl, mein Freund, daß diese Sache

noch nicht aufs Reine gebracht ist. Man gebe uns ein unbezweifeltes Beyspiel, daß eine Negerfamilie, nachdem man sie in unser Klima versezt, in einer gewissen Reihe von unvermischten Generationen ihre Farbe verloren, ihre Affenähnliche Bildung allmählig für die Europäisch-klimatische vertauscht habe: so nennen wir ohne Widerrede den Neger eine Menschen-Varietät in Linnäischem Verstande, weil seine Merkmale blos klimatisch und veränderlich sind. Allein ein solches Beyspiel existirt nicht, und wird wohl immer entbehrt werden müssen. Nun werde mit einiger Wahrscheinlichkeit dargethan, daß die Farbe des Weissen, so wie des Negers, nur bis auf einen gewissen Punkt veränderlich sey, sodann aber bey vermischten Zeugungen ohnfehlbar gleichförmig nacharte: so habe ich nichts dawider, wenn man auf diesen Grund hin, den Weissen und Schwarzen als Varietäten (Rassen oder Arten) derselben Gattung aufführt. In so fern aber gemeinschaftlicher Ursprung aus einer oder der andern Bestimmung gefolgert werden soll, wird man auf jenen Beyfall Verzicht thun müssen, der nur auf klare unwiderstehliche Evidenz erfolgt.

Nehmen wir auf einen Augenblick an: das Faktum der halbschlächtigen Zeugung sey so unfehlbar, wie es nach Herrn Kant Voraussetzung seyn muß, und fragen wir nur, aus welchen Gründen wir glauben sollen, daß ein unausbleiblich erblicher Unterschied nicht allemal eine ursprünglich verschiedene Gattung bezeichne? Sich nur im gegenwärtigen Fall auf eine Race eines und desselben ursprünglichen Stammes beziehe? Hier antwortet Herr Kant, er könne nicht begreifen, wie Organisationen so nahe verwandt seyn sollten, daß aus ihrer Mischung unausbleiblich ein Niederschlag entstehen müsse, falls sie nicht alle aus einem einzigen ersten Stamme entsprossen wären. Manchem ist es vielleicht eben so unbegreiflich, daß derselbe Vater den Weissen und den Neger gezeugt haben könne; denn die Keime dieser unähnlichen Brüder mußten, wie Ledas Eyer, Zwillinge in sich schliessen, damit jedem

Bruder auch ein gleichförmiges Weib zu Theil würde; und nimmt man vollends vier Haupt-Raſſen an, ſo iſt hier mehr wunderbares als in jener griechiſchen Fabel.

Seltſam, und vielen unbegreiflich muß es auch immer bleiben, daß Herr K. ſeiner Theorie zu Gefallen ſich in die große Schwierigkeit verwickelt, in einem Falle zuzugeben, ja ſogar als nothwendig zu behaupten, was er in einem zweyten völlig ähnlichen Falle für ganz unmöglich hält. Wenn man annimmt, daß die Menſchen, die gewiſſe Länder allmählig bevölkerten, nach langer Zeit durch Klimatiſirung einen eigenthümlichen Karakter annehmen konnten: ſo läßt es ſich auch allenfalls noch vertheidigen, daß gerade diejenigen Menſchen, deren Anlage ſich für dieſes oder jenes Klima paßte, da oder dort, durch eine weiſe Fügung der Vorſehung, gebohren wurden. Allein wie iſt nun derſelbe Verſtand, der hier ſo richtig ausrechnete welche Länder und welche Keime zuſammentreffen müßten, und ſie auch wirklich alle aus irgend einem Winkel Aſiens an den Ort ihrer Beſtimmung in ihrer Väter Lenden tragen ließ, auf einmal ſo kurzſichtig geworden, daß er nicht auch den Fall einer zweyten Verpflanzung vorausgeſehen? Dadurch wird ja die angebohrne Eigenthümlichkeit, die nur für Ein Klima taugt, gänzlich zwecklos; hätten folglich auch auf dieſen Fall wieder veränderliche Keime aufgehoben werden müſſen, die ſich in dem zweyten Klima entwickeln, und ſich ihm anpaſſen ſollten. Mit andern Worten: war es in einem Falle möglich, daß in verſchiedenen Weltgegenden Menſchen einerley Stammes ſich allmählig ganz veränderten, und ſo verſchiedene Karaktere annahmen, wie wir jezt an ihnen kennen: ſo läßt ſich die Unmöglichkeit einer neuen Veränderung nicht nur a priori nicht darthun; ſondern auch, wo ſie ſtatt findet, macht ſie den Schluß auf einen gemeinſchaftlichen Urſprung höchſt verdächtig. Jezt gehen wir weiter.

Sie werden mir zugeben, daß das jetzige Verhältniß der grasfreſſenden Thiere zu den fleiſchfreſſenden von jeher ſtatt gefunden haben muß, weil ſonſt die erſteren von den

letzteren gleich nach ihrer Entstehung verzehrt worden wären. Es gab also von jeher eine weit größere Menge von jeder grasfressenden Gattung als es Raubthiere gab, die sich von jenen nährten. Einer der besten zoologischen Schriftsteller, Herr Zimmermann*), hat sogar mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthet, daß der ganze Erdboden gleich anfänglich sich überall mit Thieren und Pflanzen bedeckte. Er zeigt, daß es unmöglich sey, alle Thierarten an einem Orte entstehen zu lassen, und eben so leicht, oder eben so schwer, — wie man will, — sich die Entstehung eines einzigen Paares von jeder Art, oder von vielen hunderten auf einmal als möglich und wirklich zu denken. In der That, wenn doch einmal von unbegreiflichen Dingen gesprochen werden darf, so würde mir das unbegreiflichste von allen seyn, daß die unzähligen Erdwesen nur einzeln oder paarweise hervorgegangen wären; indem ein jedes, bis auf eine geringe Anzahl von Raubthieren, irgend einer andern Gattung zum Unterhalte dient. Man macht weit weniger Schwierigkeit, sich eine allgemeine Bekleidung der Erde im Pflanzenreiche zu denken, vermuthlich wohl, weil man noch jetzt die ganze Oberfläche mit jedem Frühling grün werden sieht, ohne daß man die Anstalten dazu, die man im Thierreich leichter wahrnimmt, so unmittelbar vor Augen hat. Ist aber die Erde jetzt reicher an organischen Kräften, als ehemals? Und wo ist vor andern das beglückte Plätzchen, welches allein den ganzen Vorrath der Natur in sich beschlossen hielt, den Vorrath für jedes Klima und jedes Element? Wenn im Gegentheil, jede Gegend die Geschöpfe hervorbrachte die ihr angemessen waren, und zwar in dem Verhältnisse gegeneinander, welches zu ihrer Sicherheit und Erhaltung unentbehrlich war: wie kommt es, daß der wehrlose Mensch hier eine Ausnahme machen soll? Die Natur hat vielmehr, wie Herr K. selbst behauptet, einem jeden Stamme seinen Charakter, seine

*) S. Geographische Geschichte des Menschen, u. s. w. 3ter Theil, S. 203.

besondere Organisation, ursprünglich in Beziehung auf sein Klima und zur Angemessenheit mit demselben, gegeben. Unstreitig läßt sich dieses genaue Verhältniß zwischen dem Lande und seinen Bewohnern am leichtesten und kürzesten durch eine lokale Entstehung der letztern erklären. Brachte Afrika seine Menschen hervor, wie Asien die seinen, so ist es, dünkt mich, nicht schwer zu begreifen, warum jene so wie diese, sich so besonders zu ihrem jedesmaligen Klima passen? Warum aber diese beyden Menschenarten, wenn sie ja zusammen kommen, ihr Geschlecht miteinander fortpflanzen können, ist mir nicht räthselhafter, als der Grund, weshalb unsere Rinder mit den Bisons in Amerika und Asien, und mit den indischen Buckelochsen einen Mittelschlag geben: es sind Arten, die sehr nahe an einander gränzen; oder es sind Varietäten von einer Gattung, die das Siegel des Klima's an sich tragen, in welchem sie zuerst entstanden: jenes, wenn ihre unterscheidende Merkmale unauslöschlich sind; letzteres, falls sie, wie es der Linnäische Begriff erfordert, blos durch Verpflanzung, ohne Vermischung, eine in die andere übergehen können.

Ich habe mich im vorhergehenden geflissentlich öfter des Worts Varietät bedient, zugleich aber zu verstehen gegeben, daß ich es mit Rasse für gleichbedeutend halte; letzteres war freylich bisher noch wenig bestimmt. Wir haben es von den Franzosen entlehnt; es scheint mit racine und radix sehr nahe verwandt, und bedeutet Abstammung überhaupt, wiewohl auf eine unbestimmte Weise; denn man spricht im französischen von der Race Cäsars, so wie von Pferde- und Hunde Races, ohne Rücksicht auf ersten Ursprung, aber doch, wie es scheint, allemal mit stillschweigender Unterordnung unter den Begriff einer Gattung. Es wäre ein Auftrag an einen geschäftslosen Menschen, zu entwickeln, in welchem Sinne jeder Schriftsteller dieses Wort gebraucht haben mag. Von den Reisebeschreibern, welche neuerlich die Bewohner der Südseeinseln geschildert haben, darf ich wohl sagen, daß sie ihre Zuflucht zu dem Worte Rasse nur da zu nehmen scheinen,

wo es ihnen unbequem ward Varietät zu sagen. Es sollte mehr nicht heissen, als ein Haufen Menschen, deren gemeinschaftliche Bildung eigenthümliches und von ihren Nachbarn abweichendes genug hat, um nicht *unmittelbar* von ihnen abgeleitet werden zu können; ein Stamm, dessen Herkunft unbekannt ist, und den man folglich nicht so leicht unter eine der gewöhnlich angenommenen Menschenvarietäten rechnen kann, weil uns die Kenntniß der Zwischenglieder fehlt. So nannte man die Papuaner und die übrigen mit ihnen verwandten schwarzen Insulaner im Südmeere, eine von den hellbraunen ebendaselbst befindlichen Völkern Malaischer Abkunft, verschiedene *Rasse*, das ist: *ein Volck von eigenthümlichem Charakter und unbekannter Abstammung*. Will man sich inskünftige an diese Definition halten, wenn von Menschen die Rede ist, so kann das Wort noch beybehalten werden: wo nicht, so können wir es füglich entbehren. Herrn Kants Bestimmung hingegen scheint um so weniger annehmlich zu seyn, je ungewisser und unwahrscheinlicher es ist, daß es unter Thieren *eines und desselben Stammes* jemals einen unausbleiblich erblichen Unterschied geben könne.

Von jenen veränderlichen Spielarten, die unter unsern Augen entstehen, wissen wir daß ihre Unterscheidungszeichen auch vergänglich sind, daß eine in die andere übergeht und in den Enkeln wieder die unveränderte Bildung der Vorfahren zum Vorschein kommt, wenn gleich die Zwischenglieder davon abgewichen waren. Wenn sich aber Unterschiede nicht mehr historisch bis auf ihren Entstehungspunkt nachspüren lassen, so ist es das geringste was man thun kann, ihren Abstamm für unentschieden zu halten; und jener Unterschied den Herr K. zwischen den Begriffen des Naturbeschreibers und des Naturgeschichtskundigen machen wollte, muß ganz und gar wegfallen.

Ich erlaube mir dennoch keineswegs die Frage: ob es mehrere ursprüngliche Menschenstämme giebt? entscheidend zu bejahen. Allein nach allem, was Herr K. von

dem dauerhaften Unterſchiede zwiſchen dem Neger und dem Weiſſen darlegt; nach billiger Erwägung des wehrloſen Zuſtandes, in welchem ſich der Naturmenſch befindet, und der Gefahren, denen er von großen Raubthieren, giftigen Amphibien, Inſekten und Pflanzen blosgeſtellt iſt: kann ich es wenigſtens nicht für unwahrſcheinlich oder unbegreiflich halten, daß zwey verſchiedene Stämme, und vielleicht von jedem eine hinlängliche Anzahl von Individuen, als Autochtonen, in verſchiedenen Weltgegenden hervorgegangen ſind. Wären die Unterſchiede zwiſchen den Indiern und den Weiſſen erheblicher, ſo könnte man jene vom aſiatiſchen Erdbuckel, und dieſe vom Kaukaſus ableiten. Amerika, als ein Welttheil, welcher ſpäter bewohnbar geworden iſt, hat vielleicht gar keine Autochtonen gehabt; doch hier iſt freylich alles ungewiß.

Uebrigens ſehe ich bey der Vorausſetzung, daß es mehrere urſprüngliche Menſchenſtämme giebt, auch keine einzige Schwierigkeit mehr, als bey der Hypotheſe von einem einzigen Paare. Wenn in Afrika die Neger, am Kaukaſus die Weiſſen, am Emaus die Scythen und Indier entſtanden, ſo konnten Jahrhunderte verſtreichen, ehe dieſe verſchiedenen Menſchen, die noch dazu vermuthlich durch Oceane getrennt waren, einander nahe kommen konnten. Herr K. befürchtet zwar, (Berl. Monatſch. Januar 1786. S. 3.) daß bey der Vorausſetzung von mehr als einem Paare, entweder ſofort der Krieg entſtanden ſeyn müſſe, oder die Natur wenigſtens dem Vorwurf nicht entgehen könne, ſie habe nicht alle Veranſtaltungen zur Geſelligkeit getroffen. Ich geſtehe es, mir leuchtet dieſer Einwurf nicht ein. Wenn es überhaupt nothwendig war, daß von gewiſſen Gattungen wehrloſer Geſchöpfe mehrere Einzelne zugleich hervorgebracht werden mußten, ſo kann man ſich leicht überzeugen, daß der Erhaltungstrieb allein hinreichend geweſen ſey, ſie geſellig zu machen. Wie manche Gattungen geſelliger Thiere giebt es nicht auſſer dem Menſchen; wie viele hat nicht die Natur gelehrt, aus ihrer Vertheidigung und Erhaltung eine gemeinſchaftliche Angelegenheit zu

machen! Hingegen hat sie nirgends zwischen Wesen von gleicher Art Feindschaft und Zerstörungswuth gesetzt. Krieg, wie Herr K. das unwiderleglich und unübertreflich (S. 19.) beweiset, ist eine der ersten Folgen des Misbrauchs der Vernunft, die dem Instinkt zuwider handelt. Wenn die Mythologie, die er zum Leitfaden wählt, in der Geschichte eines Menschenpaares sogleich den erstgebohrnen Sohn zum Brudermörder macht, so scheint doch freylich für die Sicherheit der Menschen durch ihre gemeinschaftliche Abstammung schlecht gesorgt zu seyn. Da der Instinkt hingegen die Antilopen in Afrika in Heerden vereinigt, damit ihrem festgeschlossenen Phalanx die Löwen, Panther und Hiänen nichts anhaben mögen; da der Instinkt einen Trupp Affen mit Prügeln bewafnet, womit sie den Elephanten aus ihren Nuß- und Obstwäldern verjagen: so scheint es mir nicht ungereimt, durch diesen dunkeln Trieb auch Menschen sich versammeln zu lassen, damit die Folgen ihres geselligen Lebens, Sprache und Vernunft, sich desto schneller entwickeln mögen.

Doch indem wir die Neger als einen ursprünglich verschiedenen Stamm vom weissen Menschen trennen, zerschneiden wir nicht da den letzten Faden, durch welchen dieses gemishandelte Volk mit uns zusammenhieng, und vor europäischer Grausamkeit noch einigen Schutz und einige Gnade fand? Lassen Sie mich lieber fragen, ob der Gedanke, daß Schwarze unsere Brüder sind, schon irgendwo ein einzigesmal die aufgehobene Peitsche des Sklaventreibers sinken hieß? Peinigte er nicht, in völliger Ueberzeugung, daß sie seines Blutes wären, die armen duldsamen Geschöpfe mit Henkerswuth und teuflischer Freude? Menschen einerley Stammes, die der unerkannten Wohlthat einer gereinigten Sittenlehre theilhaftig waren, bezeigten sich ja darum nicht duldsamer und liebreicher gegeneinander. Wo ist das Band, wie stark es auch sey, das entartete Europäer hindern kann, über ihre weissen Mitmenschen eben so despotisch wie über Neger zu herrschen? War es nicht vielmehr noch immer edles Selbstgefühl und

Widerſtreben desjenigen den man bedrücken wollte, das hie und dort den Uebermuth des Tyrannen in Schranken hielt? Wie ſollen wir alſo glauben, daß ein unerweislicher Lehrſatz, die einzige Stütze des Syſtems unſerer Pflichten ſeyn könne, da er die ganze Zeit hindurch, als er für ausgemacht galt, nicht eine Schandthat verhinderte? Nein, mein Freund, wenn Moraliſten von einem falſchen Begriffe ausgehen, ſo iſt es wahrlich ihre eigne Schuld, wenn ihr Gebäude wankt, und wie ein Kartenhaus zerfällt. Praktiſche Erziehung, die jeden Grundſatz durch faßliche und tiefen Eindruck machende Beyſpiele erläutert, und aus der Erfahrung abſtrahiren läßt, kann vielleicht es dahin bringen, daß Menſchen künftig fühlen, was ſie Menſchen ſchuldig ſind, was jede Thierart ſogar, mit denen ſie doch willkürlich umgehen, an ſie zu fordern hat; Köhlerglauben hat es nie gekonnt, und wird es nie bewirken. In einer Welt, wo nichts überzählig iſt, wo alles durch die feinſten Nüancen zuſammenhängt, wo endlich der Begrif von Vollkommenheit in dem Aggregat und dem harmoniſchen Zuſammenwirken aller einzeln Theile des Ganzen beſteht, ſtellte ſich vielleicht dem höchſten Verſtande die Idee einer zwoten Menſchengattung als ein kräftiges Mittel dar, Gedanken und Gefühle zu entwickeln, die eines *vernünftigen* Erdweſens würdig ſind, und dadurch dieſes Weſen ſelbſt um ſo viel feſter in den Plan des Ganzen zu verweben. Weiſſer! der du ſo ſtolz und ſelbſtzufrieden wahrnimmſt, daß wohin du immer drangſt, Geiſt der Ordnung und Geſetzgebung den bürgerlichen Vertrag begründeten, Wiſſenſchaft und Kunſt den Bau der Kultur vollführen halfen; der du fühlſt, daß überall im weiten volkreichen Afrika die Vernunft des Schwarzen nur die erſte Kindheitsſtufe erſteigt, und unter deiner Weisheit erliegt — Weiſſer! du ſchämſt dich nicht am Schwachen deine Kraft zu misbrauchen, ihn tief hinab zu deinen Thieren zu verſtoſſen, bis auf die Spur der Denkkraft in ihm vertilgen zu wollen? Unglücklicher! von allen Pfändern, welche die Natur deiner Pflege anbefohlen hat, iſt er das

edelſte. Du ſollteſt Vaterſtelle an ihm vertreten, und indem du den heiligen Funken der Vernunft in ihm entwickelteſt, das Werk der Veredlung vollbringen, was ſonſt nur ein Halbgott, wie du oft glaubteſt, auf Erden vermogte. Durch dich konnte, ſollte er werden, was du biſt, oder ſeyn kannſt, ein Weſen, das im Gebrauch aller in ihm gelegten Kräfte glücklich iſt; aber geh, Undankbarer! auch ohne deinen Willen wird er es einſt, durch dich; denn auch du biſt nur ein Werkzeug im Plane der Schöpfung! — —

Das ſind die Gedanken, lieber B. — die des würdigen Philoſophen beyde Aufſätze bey mir erregt haben: ich hänge nicht ſo feſt daran, daß ich ſie nicht von Herzen gern fahren lieſſe, ſobald man ſie widerlegt haben wird. Indeſſen gebe ich keinen geringen Beweis von dem Durſte nach Wahrheit und Belehrung, der in mir brennt, indem ich ſie bekannt zu machen wage; denn das Urtheil derer, die ſichs beykommen laſſen in dieſem Punkt vom gewöhnlichen Wege abzuweichen, iſt ſchon geſprochen. Obſchon ein altes Buch, wogegen niemand ſchreiben darf, mit keiner Sylbe des Negers erwähnt; obſchon der große Mann, der angebliche Verfaſſer deſſelben, vermuthlich keinen Neger je geſehen: ſo iſt es doch ein Angrif auf dieſes alte Buch, wenn man von mehr als Einem Menſchenſtamme ſich eine Möglichkeit vorſtellt, und dieſer Streich, der niemand verwundet, heißt eine Ketzerey. Die Ketzer aber ſind boshafte Leute; ſie treibt die Neuerungsſucht, ſie führt die blinde Unwiſſenheit. Wenn Sie mich aber auch nicht immer von dem Verdacht einer ſolchen Begleiterin befreyen können, ſo wird wenigſtens eine ächte philoſophiſche Jury mich, in Anſehung der beyden andern Punkte, nicht für ſchuldig erkennen. Für jezt genug hievon; vielleicht nehme ich dieſe Materie von den Menſchen-Varietäten künftig wieder zur Hand; denn mir fällt noch vieles ein, worüber ich nicht einverſtanden bin. Leben Sie wohl.

Georg Forſter.

III.

Ueber Leckereyen.

Unter dieser Aufschrift sind wir keinesweges gesinnet einen Beytrag zum Kochbuch zu liefern, wenn es gleich seit einiger Zeit üblich ist, daß unser Geschlecht dem andern ins Handwerk fällt und sich mit Dingen beschäftigt, welche unsere ernsthafteren Vorfahren mit stolzem Selbstgefühl dem Weiberregiment überließen. Die Fertigkeit manches jungen Herrchens im Filetstricken ungerechnet, wem ist es nicht bekannt, daß Männer sich erdreisten, die Hausmutter in ihren Geschäften zu unterweisen; daß sie Lucinen vom Lager der Kreissenden entfernen und ihren Beystand entbehrlich machen; daß sie, sonst dem Magnet der Schönheit so folgsam, jetzt selbst die Damen magnetisiren; daß sie endlich die Mysterien des weiblichen Luxus entweihen, und über die endlosen Verwandlungen der Putzgöttinn Tagebücher halten! Um also keinem gehässigen Verdachte Raum zu geben, wiederholen wir unser freywilliges Geständniß, daß wir mit niemanden gemeinschaftliche Sache machen, um auf fremden Küsten Kaperey zu treiben. Wir lassen das schöne Geschlecht unangefochten im Besitz des Vorrechts, die edle Kochkunst nach Regel und Vorschrift oder auf dem sichern Wege der Tradition zu lehren, und begnügen uns hier nach Anleitung der menschlichen Natur, so wie sie unserer Erfahrung sich darstellt, von jenem verfeinerten Sinnengenuß, der seinen Sitz auf der Zunge hat, und von seinem Gegenstande, jedoch hauptsächlich nur

von den wohlschmeckenden Naturprodukten des Pflanzenreichs zu handeln.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir zuerst etwas näher zu bestimmen suchen, welche Naturprodukte eigentlich unter diese Rubrik gehören und als natürliche Leckereyen erwähnt zu werden verdienen. Es wäre kurz von der Sache zu kommen, wenn man geradezu sagen dürfte, die Natur habe auf Zunge und Gaum die zarten Nervenwärzchen in bestimmter Gestalt und beträchtlicher Menge zusammengedrängt, damit sie durch mannichfaltigen Reiz gekitzelt, das angenehme Gefühl einer behaglichen Existenz, in schnellen und auffallenden Veränderungen erneuern sollten; und was jenen Reiz verursache, sey eigentlich lecker. Allein so wohlfeil läßt man uns nicht durchkommen, und es muß noch etwas weiter ausgeholt werden.

Die Organisation des Menschen erscheint nähmlich bey verschiedenen Völkern in einer so wesentlichen Abänderung, daß derselbe Gegenstand ganz entgegengesetzte Eindrücke verursachen kann. Auch der Kalmyke, der Tunguse und Kamtschadale, wie nicht weniger der Neger und Amerikaner, hat gewisse Nahrungsmittel, die er für lecker hält, und die wir nicht dafür gelten ließen. Wir wollen unsere Leser mit dem seltsamen Verzeichnisse derselben verschonen, und denjenigen, der etwa darnach neugierig seyn möchte, und seinem Magen etwas bieten könnte, an einen scharfsinnigen Menschenforscher verweisen, dessen unermüdeter Fleiß ihm leicht mehr als hinreichende Befriedigung gewähren dürfte. Hier gilt es nur die Frage, ob nun gar keine Regel vorhanden sey, nach welcher sich zwischen diesen Extremen ein allgemeines Urtheil fällen läßt? Wir alle kennen ein altes lateinisches Sprichwort, welches jeden Streit in Sachen des Geschmacks verbietet; und in der That versuchte man vergebens den Grönländer zu überreden, daß Thranöl nicht der wahre Göttertrank sey; so wie es wahrlich auch verlorene Mühe wäre, unsern Gaum mit diesem ekelhaften Wallfischfette aussöhnen zu wollen. Die Organe sind verschieden, die Eindrücke müssen also

verſchieden ſeyn; und es bleibt uns weiter nichts als die Unterſuchung übrig, welche von beiden Organiſationen die vorzüglichſte ſey? Zwar, wiſſen wir wohl, daß einem jeden die ſeinige am beſten gefällt, und ſagen uns ſelbſt zuerſt, daß eine jede, für dasjenige, was ſie im Gewühl der Erdeweſen ſollte, und für den Platz den ſie ausfüllt, die zweckmäßigſte iſt. Aus dieſem Geſichtspunkt aber, haben die verſchiedenen Gattungen der Natur überhaupt keinen Rang, und das Sandkorn iſt in ſeiner Art ſo vollkommen als Newton. Gleichwohl, wer zu wählen hätte, in der unüberſehbaren Fülle der Weſen, die zwiſchen dieſen beiden Gränzpunkten liegen, würde der, die Fähigkeit zu unterſcheiden und zu vergleichen vorausgeſetzt, wohl etwas anders als die Menſchheit, und zwar dieſe ihre höchſte Stufe der Entwickelung, allen übrigen vorziehen? Doch wir eilen vorwärts, vielleicht mit allzu raſchem Schritte. Die Receptivität der menſchlichen Natur hat ſo einleuchtende Vorzüge, daß keine andere Erdengeſtalt ihr die Wahl ſtreitig machen kann; nur zwiſchen Menſch und Menſch, wo die Schattirungen feiner, und die verſchiedenen Anſprüche bedeutender ſind, muß unſer Urtheil noch wanken. Soviel Feſtigkeit gegen Hitze und Kälte, Waſſer und Luft, und ſo mancher Sinn von durchdringender Schärfe; was nähmlich der Wilde vor dem geſitteten Menſchen voraus hat, beredete ſchon einmahl einen Philoſophen, es ſey ungleich beſſer, nackt im Walde Eicheln zu freſſen, als hinterm Ofen in Schlafrock und Mütze zu deraiſonniren; nur Schade, daß es ihn nicht auch zum Tauſch bereden konnte.

Ein Weiſer, der mit ſich ſelbſt im Widerſpruch iſt, wird uns aber ſchwerlich irren können, ſobald wir mit demſelben Maaßſtab in der Hand, womit wir zwiſchen Thier und Menſch entſchieden, jetzt auch die Nüancen unſerer Gattung unterſuchen wollen. Die intenſive Stärke dieſes oder jenes ſinnlichen Eindrucks entſcheidet noch nichts für die höhere Vollkommenheit desjenigen Nervenſyſtems, welches nur dafür empfänglich iſt. Denn auch dieſelben

Sinne und Triebe, die im Menschen zwar vereinigt, allein in ihrem Grade nicht hervorstechend sind, erblickt man einzeln bey verschiedenen Thieren in einer weit durchdringendern Schärfe, und mit einer unwiderstehlicheren Kraft. Die Vermannichfaltigung, welche in der Einförmigkeit unseres Planeten herrscht, beruht lediglich auf dieser vereinzelten Darstellung verschiedener Eigenschaften, die in ihrem höchsten Grad als Karrikatur erscheinen, und da wo sie alle beysammen im Gleichgewicht liegen, unmöglich ihre gänzliche Entwicklung erreichen können. In der Menschengattung ist das Individuum gewöhnlicherweise auch nur ein solches katoptrisch verzerrtes Bild, in welchem bald diese bald jene Anlage mehr hervorragt, diese oder jene Fähigkeit mit Hintansetzung der andern bis zur höchsten Stufe der Ausbildung gelangt ist. Wer vermag es, alle zahllosen Extreme herzuzählen, in denen der Mensch bald so bald anders modificirt, jetzt in einem besondern Theile des Körpers mechanische Fertigkeiten besitzt, die uns in Erstaunen setzen; jetzt durch die Schärfe eines Sinnes, durch die Allgewalt einer Leidenschaft, durch die erhöhte Reizbarkeit der Phantasie, des Gedächtnisses, der Denkkraft, ein Phönix vor unsern Augen glänzt? Gleich unvermögend an diesen Excentricitäten etwas zu ändern, und auch nur die Möglichkeit, daß eine Aenderung bessern könnte, einzusehen, entzückt uns das immerneue Schauspiel dieser ringenden Kräfte, indem es uns auf die einfachsten Naturgesetze zurückführt. Nur der Stoß erzeugt Bewegung; nur aus härterem Aneinanderreiben geht Licht und Feuer hervor; und nur in unaufhörlichen partiellen Disharmonien konnte der große Zusammenklang des Weltalls bestehen!

Ohnstreitig scheint aber auch unter uns diejenige Organisation den Vorzug zu behaupten, welche vor allen andern zu einer gewissen Universalität der Empfindungen und der Verhältnisse vorbereitet ist. Nur dieses feinere Gewebe empfängt und vergleicht sodann die Menge verschiedenartiger Eindrücke, wägt sie gegeneinander ab, und bestimmt ihren relativen Werth, indeß der grobe, wenn

gleich in einzelnen Fällen schärfere Sinn, den wenigen Empfindungen, für die er empfänglich ist, ohne Wahl und Vergleichung, bloß instinktmäßig gehorcht. Man muß entweder die auszeichnenden Karaktere der Menschheit, wodurch sie sich vom Affen unterscheidet, ganz aus dem Auge verlieren, oder nicht länger zweifeln, daß jene gerühmte schärfere Sinnlichkeit gewisser Völker, nur ein blinder Instinkt ist, der sie an die Gränze der Thierheit zurückstellt. Wir haben uns zwar nicht mit einem Sprunge auf unsern jetzigen Gipfel der Verfeinerung gehoben; allein daß wir die wesentliche Bedingniß dazu, eine zarte, mithin allumfassende Empfänglichkeit von Alters her besaßen, die nur Gelegenheit bedurfte, um sich zur höchstvollkommenen Sinnlichkeit zu entwickeln,. dieß läßt sich sogar historisch beweisen. Ein mildgemischtes Blut floß leicht doch langsam in den Adern unserer gothischen Vorfahren; denn hoch war ihr Wuchs und blendend ihre Weiße; ihr Auge blau und das Haar von goldener Röthe. So nahe an jene einzelnen kränklichen Menschen, die man Albinos oder Kakerlacken nennt, gränzte eine Form der Menschengattung, in welcher die Natur die höchstmögliche Zartheit mit männlicher Stärke vereinbaren wollte. Später als bey allen andern Menschenstämmen regte sich bey ihnen der Geschlechtstrieb, und ein altes Herkommen gebot ihnen jede Art der Mäßigkeit bis in ein Alter, wo der Körper sein vollkommenes Wachsthum und Festigkeit in allen Theilen erlangt hatte. Hingegen findet man auch bey ihnen keine Erwähnung irgend einer durchdringenden instinktähnlichen Sinnesschärfe, dergleichen die nomadischen Horden am Altai, und manche amerikanische Wilde nur für gewisse Arten des Reitzes besitzen; sondern die verschiedenen Anlagen der menschlichen Natur befanden sich bey ihnen zu einer allgemeinen zarten Empfänglichkeit harmonischer verwebt. Wie Land und Clima nun zu ihrer Entwicklung mitgewirkt, wieviel die Verkettungen des Schicksals, durch den wechselseitigen Einfluß der Völker dazu beygetragen haben, einen Menschenstamm, der mit dieser allgemeinen

Verwandtschaft ausgerüstet war, gerade so zu stellen, daß alle Gegenstände der Welt auf ihn wirkten, und er endlich zur Perception aller möglichen Eindrücke gelangen konnte: dieß auseinander zu setzen führte uns hier zu weit vom Ziele. Genug, das Phänomen ist da; und augenscheinlich mußten diese wirksamen Verhältnisse, die uns im Ganzen genommen auf die Höhe der wissenschaftlichen sowohl, als technischen Bildung versetzten, zugleich im Einzelnen zu allen Enormitäten einer raffinirten Sinnlichkeit führen, welche in einem oder dem andern Individuum die übrigen Anlagen theils umschuf, theils mehr oder weniger unterdrückte.

Kürzer, aber schwerlich deutlicher, hätten wir statt alles bisherigen sagen können: die Richtigkeit der Vorstellungen steht im directen Verhältniß der Empfänglichkeit des Organs, multiplicirt in die Zahl der zu vergleichenden Eindrücke; niemand aber hat ein Recht Begriffe festzusetzen als wer richtige Vorstellungen erhielt, und wenn gleich niemand eigentlich wissen kann, ob z. B. eine Ananas gut schmeckt, als der sie gekostet hat, so gehört doch mehr als dieses Kosten zu einem Urtheil. Nur der Europäer kann daher bestimmen, was ein Leckerbissen sey, denn nur er ist vor allen andern Menschen im Besitz eines feinen unterscheidenden Organs, und einer durch vielfältige Uebung erhöhten Sinnlichkeit, oder mit andern Worten: er hat wirklich einen leckeren Gaumen, und neben seinen Gastmälern besteht der Genuß, selbst einer chinesischen Tafel nur in einer unfläthigen Fresserey. Ihm fröhnen alle Welttheile mit ihren Erzeugnissen, deren mannigfaltige, oft sogar widersprechende Eigenschaften sein weiserer Sinn allein zu einem vollkommenen Ganzen vereinigt. Er allein unterscheidet und classificirt die verschiedenen Arten des Geschmacks, nicht bloß nach dem Eindruck auf seine Zunge, sondern nach der Verschiedenheit der Bestandtheile einer jeden Substanz die er kostet, und nach deren Beziehung auf die Ernährung und Gesundheit des Körpers. Zwar müssen wir gestehen, daß der feine Sinn des Geschmacks

der mit unbeſchreiblich zarter Unterſcheidungsfähigkeit die unzähligen Abänderungen des Angenehmen und des Widerlichen von einander zu ſondern und mit einander zu vergleichen weiß, nicht auch im gleichen Grade die verſchiedene Zuträglichkeit der Lebensmittel zu prüfen geſchickt iſt. Die nahrhafteſten Speiſen ſind insgemein die geſchmackloſeſten, und können ſchon darum am längſten genoſſen werden, weil ſie nicht durch übermäßigen Reitz die Nervenwärzchen verwunden noch auch durch die öftere Wiederholung deſſelben Eindrucks endlich Ueberdruß erregen. Allein von allem Wohlſchmeckenden überhaupt gilt dennoch die Regel, daß nicht ſowohl deſſen beſondere Eigenſchaft, als vielmehr nur das Uebermaaß einem Geſunden ſchaden könne. Nichts iſt alſo gewiſſer, als daß die Bildung der Geſchmackswerkzeuge nicht lediglich auf die Befriedigung des Hungers und des Durſtes, noch auch ganz allein auf die Sicherheit vor dem was ſchädlich iſt, abzwecken kann. Im Gegentheil, ſo vielfältig man auch die Teleologie in der Naturkunde misbraucht, ſo gewiß ſie oft auf ein bloßes Wortſpiel hinausläuft, und ſo wenig abſolutes ſie überhaupt haben mag, ſo iſt doch im gegenwärtigen Falle entſchieden, daß die Veränderungen die der Genuß wohlſchmeckender Speiſen in uns hervorbringt, uns zunächſt auch wahres Vergnügen gewähren ſollten, und daß es die Natur verläumden heiße, wenn man behaupten will, ſie habe dem Menſchen zwar Anſprüche auf ein frohes Daſeyn verliehen, jedoch die Mittel dazu von allen Seiten verſagt. Man ſollte denken, es verſtünde ſich von ſelbſt, daß die Fähigkeit zu genießen auch eine Beſtimmung dazu mit in ſich ſchließt, ſobald die Gegenſtände des Genußes in der Natur anzutreffen ſind. Dieſes *von ſelbſt verſtehen* aber, welches nur die Sache des gemeinen Menſchenverſtandes iſt, war nie die Sache gewiſſer Köpfe, die ſich und andere überreden wollen, wir hätten Füße um nicht zu gehen, eine Zunge um nicht zu ſchmecken, Augen um ſie nicht aufzuthun, und ſo weiter fort. — Sie finden die Selbſterhaltung im Entbehren und Dulden; und ob

sie gleich vom Wissen eigentlich nicht viel halten, so glauben sie doch, es könne wohl, eher noch als der Genuß, unsere Bestimmung seyn. Das Mittel, wodurch sie alle Erfahrung entbehrlich machen wollen, geht dann freylich auch über den gemeinen Menschenverstand; und auf diesen Sprung ins weite Blaue verstehen sie sich allein.

Weit entfernt ihnen folgen zu können, scheint uns vielmehr alles hienieden so in einander zu greifen, und wechselsweise bald Wirkung, bald selbst wieder Ursache zu seyn, daß die Verfeinerung der Sinnlichkeit, mithin auch selbst die Leckerey, so wie sie nur bey kultivirten Völkern entstehet, auch wieder ihrer Seits die allgemeine Aufklärung befördern muß. Ohne noch auf irgend eine Lieblingshypothese Rücksicht zu nehmen, geben rein historische Fakta schon dieses Resultat. Die dümmsten Völker nähren sich auf die allereinfachste Art; die Lebensart der klügsten ist am meisten zusammengesetzt. Die armen Feuerländer, die sich selten einmahl satt essen mögen, ließen auch die Reisenden in Zweifel, ob sie die wenigen Vorstellungen, deren sie fähig schienen, zur Vernunft oder zum Instinkt rechnen sollten? Wo giebt es rohere Menschen als die bloß fleischfressenden Hirtenvölker im östlichen Asien; wo schwächere, als die Indier, die größtentheils nur vom Reis leben? Wie verschieden hingegen ist der Fall so manches handfesten und verständigen europäischen Bauers, der bey einer gemischten Diät, so oft er sich gütlich thut, die beiden Indien in Contribution setzt, um zu seinem Hirsebrey Zucker und Zimmt zu genießen!

Noch ungleich fruchtbarer an Folgerungen ist aber die von allen Physiologen anerkannte Wahrheit, daß die Eigenschaften der Speisen auch die Beschaffenheit der Säfte verändern, und folglich auf die ganze menschliche Organisation den wesentlichsten Einfluß haben müssen. Schon die Krankheiten geben hievon ein sehr in die Sinne fallendes Beyspiel. — Allein diejenigen Veränderungen, welche vermittelst der Diät, selbst im Gehirn und Nervensystem Statt finden können, sind vielleicht viel zu subtil

an sich, und gehen auch zu langsam von Statten, als daß es möglich gewesen wäre, sie zu beobachten; und dennoch liegt schon in der ausnehmenden Zartheit des unbekanten Wesens, welches der Grund der Eigenthümlichkeit eines jeden Naturkörpers ist, die Möglichkeit, daß es irgend wo in einem Körper dem es einverleibt wird, sein analoges Plätzchen findet, und irgend ein feines Organ modificirt. Wir belachen heut, und glauben vielleicht schon morgen an diese Art der Umgestaltung der Sinnes- und Verstandsorgane; denn ein paar genaue Erfahrungen wären hinreichend sie außer Zweifel zu setzen. Selbst die Empfänglichkeit einer Organisation könnte solchergestalt vielleicht durch den Genuß mannichfaltiger Nahrungsmittel erhöhet werden, und es ließe sich mit einem gar geringen Aufwand von Dialektik am Ende noch wahrscheinlich machen, daß die Menschenfresserey aus einer sehr natürlichen instinktmäßigen Begierde nach Vervielfältigung der Vorstellungen entstanden sey. Wenigstens, möchte man fragen, wer erkennt nicht in dem Spott wovon der Britte über seinen Nachbar trieft, die ganze Energie, die einst in seinem Rostbeef und Plumpudding stack?

Diese Betrachtungen gewinnen noch ein ernsthafteres Ansehen, indem wir uns des geheimen Einflusses erinnern, welchen Theile unsers Körpers von ganz verschiedener Bestimmung, und Geschäften die dem Anschein nach völlig abgesondert sind, auf einander äußern. Wie auffallend sind nicht, zum Beyspiel, die Wirkungen jenes feinen, fast unsichtbaren Consensus zwischen den Werkzeugen des Verstandes und denen der Verdauung? Wer von allen Physiologen dürfte sich vermessen darzuthun, daß Friederichs Heldenmuth, seine unermüdete Thätigkeit, der Adlerblick seines Verstandes und die Blitze seines Geistes von der übermäßigen Eßlust seines Magens unabhängig waren? Auch wird kein Sachkundiger läugnen wollen, daß die Stimmung unserer Gefühle großentheils ganz offenbar von der vermehrten oder geringeren Reizbarkeit der Nerven des Unterleibs abhängt: und wenn es wahr ist, daß sich

die sanften Regungen des Mitgefühls noch nie bey einem Straußmagen befanden, sondern allemahl ein schwächeres Verdauungssystem voraussetzen; wie glücklich war es dann nicht für Friederichs Unterthanen, daß Polenta und Nudelnpastete ihm besser schmeckten, als sie ihm bekamen? Ja um die Folgerung nicht unberührt zu lassen, die schon so deutlich in diesen Prämissen liegt, und weil wir uns einmahl bis zu jenem Nahmen versttiegen haben, den unser Zeitalter und das kommende mit Ehrfurcht nennt, müssen wir seinen Lästerern noch sagen, daß gemeine Seelen, bey der ärgsten Lust auszuschweifen, oft aus Furcht enthaltsam sind, und sich zu einem feigherzigen Leiden verdammen, um nur noch länger leiden zu können, indeß ein hoher Grad von Mannskraft dazu gehört, Befriedigung mit Schmerz zu erkaufen.

Unsere Leser werden uns hoffentlich bis hieher zu gut verstanden haben, um uns die Absicht beyzumessen, als ob wir ihnen ein Muster zur Nachahmung aufstecken, oder ihnen gar mit guter Manier zur Indigestion verhelfen wollten; da wir weiter nichts wünschen, als jedes Original in seinem Werthe gelassen zu wissen. Es sey immerhin wahr, daß Vollkommenheit im Gleichgewicht der Kräfte liegt und keiner größer je genannt zu werden verdient, als der Vortreffliche, in welchem sich alle Anlagen, Empfänglichkeiten und Triebe gleichförmig entwickeln; so ist doch in der wirklichen Natur, wo alles von einer unvollkommenen Bildung und von äußeren Verhältnissen in den eisernen Banden der Nothwendigkeit gehalten, nur seine gemessenen Kreise beschreibt, ein solches Ideal der Abstraktion wohl schwerlich anzutreffen. Vielleicht konnte, vielleicht wollte die Natur die edlen Prädicate: Geistesgröße und Majestät, nicht ohne Versetzung mit einer niederen Eigenschaft ausstempeln, und der größte König mußte vielleicht ein wenig lecker seyn, so wie seine Goldmünze Kupfer enthält. Auch dürfte die reingute Menschheit, wenn sie in der Welt erschiene, mit den reinguten Harzgulden bald einerley Schicksal haben. Gern überlassen wir daher

der Dummheit ihren Wunsch, die ganze Menschengattung nach ihren Lieblingsgestalten zu modeln; und wenn die verwegene Herrschsucht, die mit schärferem Blicke die Triebfedern menschlicher Handlungen ergründet hat, sogar etwas jenem Wunsch entsprechendes auszuführen versucht, erwarten wir geduldig, sie an der Unmöglichkeit scheitern zu sehen. Weder Zwang noch Blendwerk, weder Gesetzgebung noch Glaube, und nicht einmahl die Allgewalt der überredenden Philosophie, vermag zu sammlen, was die Natur zerstreute, oder Theile gleichartig zu machen, die eben unter sich verschieden seyn mußten, um ein vollendetes Ganzes zu bilden.

Ohne den Misbrauch zu rechtfertigen, ist er gleichwohl die Bedingung alles Guten, was der Menschengattung eignet; und ohne die Schwelger des alten Roms oder irgend einer freyen Reichsstadt in Schutz zu nehmen, müssen wir gestehen, daß man ihnen zum Theil die emsigere Untersuchung der Natur in allen Welttheilen schuldig ist. Es bedarf auch in der That nur eines Blickes auf den Gang der Entwicklung unserer Sinnlichkeit, um uns zu überzeugen, daß wir fast alle unsere Kenntnisse dem Sinne des Geschmacks verdanken; und gleichwie Bedürfniß von der einfachsten Art der Stachel ist, der unwillkührlich unsere ersten Bewegungen erregt, so wird im Fortgange der Ausbildung, wenn mehrere Gegenstände die Begierden reitzen, ein vervielfältigtes Bedürfniß die Quelle neuer Thätigkeit. Der bloße Instinkt lehrt ein neugebornes Kind, noch ehe es die Augen öffnet, in Ermangelung der mütterlichen Brust, an seiner kleinen Hand zu saugen. Das Gesicht, der Geruch, und der betastende Sinn, der in den Fingerspitzen wohnt, sind in der Folge nur die Diener dieses mächtigen Triebs, dessen Gegenstände sie auskundschaften und gleichsam ihm zuführen müssen. Nicht umsonst sind daher die meisten Früchte mit lebhaften Farben geziert; ihr lieblicher Duft ladet schon von ferne ein zum Genuß, und das Gefühl, das den Grad ihrer Reife erforscht, spannt oft die Begierde so hoch, daß man eigentlich

ſagen darf, ſie ſtröme dem Genuß entgegen. Es giebt allerdings auch Beyſpiele, wo das rein phyſiſche Bedürfniß der Ernährung zur Entdeckung einer wohlſchmeckenden Speiſe die nächſte Veranlaſſung gab; und hätte nicht der zürnende Hunger, der Niemands Freund iſt, mit Krebſen und Meerſpinnen, mit Auſtern, Schildkröten und Vogelneſtern das erſte Experiment gewagt, ſo wüßte jetzt wohl ſchwerlich ein Aldermann ſie unter die Leckerbiſſen zu zählen. Allein die eigentliche Leckerey iſt nicht die Erfindung eines Hungrigen, ſondern eine Folge des Nachdenkens über einen gehabten Genuß, ein Beſtreben der Vernunft, die Begierde darnach durch andre Sinne wieder zu reizen; und es war ſicherlich kein geringer Fortſchritt im Denken von der Sorge für den Magen, zu der Sorge für den Gaum! Es iſt immer ſchon viel gewonnen, wenn das Nervenſyſtem auch nur bey dieſer Veranlaſſung und nur zu dieſem Endzweck ſeine höheren Uebungen beginnt. Das Gedächtniß erhält doch neue Eindrücke; die Einbildungskraft brütet darüber; und ſelbſt die Beurtheilungsgabe kann in einem größeren Kreiſe der zu vergleichenden Vorſtellungen wirken. So entwickeln ſich faſt unmerklich die Begriffe des Nützlichen, Guten und Schönen nebſt ihren Gegenbildern, und die Schwingungen des Hirns werden immer feiner und ſchneller, bis man endlich gar ein Wohlgefallen daran findet zu denken, bloß um gedacht zu haben; eine Beſchäftigung, womit die Menſchen auf der höchſten Stufe der Bildung ſich entweder die Langeweile zu vertreiben, oder — weil die Extreme wieder zuſammenkommen — ſich Brod zu verdienen ſuchen.

Urtheilen wir ferner wie billig, von der Wichtigkeit und dem Wirkungskreiſe einer Urſache, nach den Folgen die wir vor Augen ſehen, ſo wüßten wir keine von ſo weit ausgebreitetem Einfluß, als die Befriedigung des Gaums. Die eigenthümliche Beſchaffenheit verſchiedener Gattungen organiſirter Körper, das Verhältniß ihrer Menge und Anzahl gegen einander, und mit demſelben das äußerliche Anſehen der Natur, iſt durch dieſe mächtige Trieb-

feder menſchlicher Handlungen verändert worden. Ohne der Viehzucht und des Feldbaues zu erwähnen, weil ſie ſich nur in wenigen Fällen auf die Leckerey beziehen, iſt ſchon die Jagd, bey geſitteten Völkern, ſo wie die Zucht des zahmen Geflügels, die Bienenzucht, und der Anbau der Fruchtbäume aller Art, an ſich eine Folge der Verfeinerung jenes Sinnes. Allein welche künſtliche Metamorphoſen gehen nicht mit den Thieren und Pflanzen ſelbſt vor, um ſie für den Genuß einer üppigen Zunge zuzubereiten? Dringt nicht das Meſſer in die Eingeweide unſerer Hüner, um ſie zu Capaunen und Poularden zu verſtümmeln? Verſteht nicht der Sicilianer, und bey uns der Jude, die grauſame Kunſt, den Gänſen eine ungeheure Leber wachſen zu machen? Und wer zählt die endloſen Varietäten unſeres Obſtes, deren jede an Größe Zeitigung und Geſchmack verſchieden iſt, und die alle urſprünglich von einigen wilden Stämmen mit herben, kaum eßbaren Früchten abgeleitet ſind? Wie viele andere Pflanzenarten hat nicht ihr Anbau verdrängt, und wie manche Thierart iſt nicht in einigen Ländern ausgerottet worden, damit Rehe und Haſen für uns allein übrig blieben. Doch wie ſollten die Menſchen auch die Wölfe und Füchſe verſchonen, da ſie um eines Leckerbiſſens willen im Stande ſind einander aufzuopfern. Wir haben zwar keinen römiſchen Pollio mehr, der ſeine Muränen mit Sklaven fütterte, damit ſie ihm deſto köſtlicher ſchmeckten; hingegen treiben wir den Negerhandel, um ein paar Leckereyen, wie Zucker und Kaffee, genießen zu können. Von den attiſchen Feigen rühmt ein Grieche, daß ſie ein Hauptbeweggrund waren, weßwegen Xerxes die Athenienſer bekriegte; und wie noch jetzt der Akajou im eigentlichen Verſtande ein Zankapfel der Braſilianiſchen Völker iſt, ſo haben auch die Spanier, Portugieſen und Holländer um den Beſitz der Gewürze blutige Kriege geführt. Gleichwohl dürfen dieſe zerſtörenden Wirkungen geringfügig heiſſen, wenn man daneben den Zuſammenhang des großen politiſchen Räderwerks, und auch hier noch die Zunge als bewegende Feder, er-

blickt. Die Leckerhaftigkeit unſeres Welttheils unterhält Geſchäftigkeit und Betrieb im ganzen Menſchengeſchlechte. Der ganze Handel von Weſtindien und Afrika, und ein großer Theil des Handels im mittelländiſchen Meere beruht auf der ungeheuern Conſumtion von ausländiſchen Leckereyen im Norden; und es iſt ein eben ſo zuverläſſiges, als für die Zukunft bedenkliches Faktum, daß das Gold und Silber, welches die Bergwerke von Peru und Mexiko liefern, für Theeblätter nach China geht. So gewiß aber die Verhältniſſe der Nationen gegeneinander aus dieſen und ähnlichen Urſachen ſich ändern und ihre Thätigkeit auf andere Gegenſtände und in andere Kanäle lenken werden; ſo zuverläſſig dürfen wir doch den Ausſpruch thun, daß Bewegung und Handlung, Entwicklung, Verfeinerung, und Aufklärung, mit allen ihren ſonderbaren Erſcheinungen, von ſo reizbaren Organen, wie die unſrigen, ſtets unzertrennlich bleiben, und immer wieder aus dem Schutt veralteter Verfaſſungen hervorgehen müſſen; da hingegen die geringſte Umgeſtaltung, wie etwa nur eine knorpelartige Zunge, uns ſchlechterdings zu andern Weſen umſchaffen würde.

Betrachtet man endlich dieſes kleine Glied zugleich als Sprachorgan, ſo erſcheint ſeine Wichtigkeit in einem noch ungleich ſtärkeren Lichte, indem nunmehr die menſchliche Perfectibilität großentheils weſentlich darin beſchloſſen liegt. In der Vereinigung dieſer beiden Naturanlagen, des Geſchmacks und der Rede, in einem gemeinſchaftlichen Werkzeuge, findet der Naturforſcher und Anthropologe einen reichhaltigen Stoff zum Nachdenken, den wir für jetzt unberührt laſſen müſſen, um, nach ſo manchen Seitenſprüngen, auf die Frage: was iſt lecker? zurückzukommen.

Wenn man, nach allem was wir darüber geſagt haben, den Europäern das allgemeine Entſcheidungsrecht dennoch ſtreitig machen wollte, ſo wird man ihnen wenigſtens zugeſtehen müſſen, daß nur ſie von dem was ihnen ſchmeckt, beſtimmte Nachricht geben können. Die große

Verschiedenheit des Geschmacks bey Personen von einerley Volk und Familie scheint zwar eine jede Bestimmung von dieser Art zu vereiteln; allein die Abstraktion, die nur von allgemeineren Uebereinstimmungen ausgeht, nimmt keine Rücksicht auf die Ausnahmen; daher kann sie wahr im Ganzen und doch falsch im Einzelnen seyn. Die Freßgier eines leeren Magens, der seltsame Appetit der Schwangeren, und das instinktmäßige Verlangen der Fieberkranken, nach Speisen die ihrem Zustand angemessen sind, können so wenig wie beider Abneigung gegen manche wohlschmeckende Nahrungsmittel, in Anschlag kommen. Es gibt Menschen, die weder Milch, noch Butter und Käse kosten mögen, und man hat gesehen, daß gesunde Leute weder den Geruch noch den Geschmack von Erdbeeren vertragen konnten, und von dem Genuß derselben in der unbedeutendsten Menge gefährliche Zufälle bekamen. Man erzählt das Beyspiel eines Mannes, der vom jedesmahligen Genuß einiger Tropfen Weins im Abendmahl krank wurde, wenn er sie nicht unverzüglich mit einer ganzen Kanne Wasser verdünnte. Wer sich an diese Idiosynkrasien kehren wollte, der müßte auch läugnen, daß die Katzen zahme Hausthiere sind, weil es Menschen gibt, die ihre Ausdünstung nicht ertragen können.

Nachahmung, Zwang und Gewöhnung, oder was man insgemein Erziehung nennt, können ferner, so wie Mode, Eitelkeit und Besorgniß vor Krankheiten, den Genuß gewisser Nahrungsmittel in allgemeine Aufnahme bringen, ohne für ihre Leckerheit das mindeste zu beweisen. So gewöhnen sich von Jugend auf die südlichen europäischen Nationen an den Genuß des scharfen Knoblauchs, und des wie Feuer brennenden spanischen Pfeffers, deren der blondere Menschenstamm entübrigt seyn kann; und der allgemeine Gebrauch des widerlichen und giftigen Tobaks, den wir wegen seiner vermeinten Heil- und Verwahrungskräfte zuerst von den amerikanischen Wilden entlehnten, beruht zum Theil auch auf der Eitelkeit unserer Knaben, die gern für Männer gelten möchten. Ein ähnliches Vor-

urtheil hat die allgemeine Einführung des Branntweins begünstigt, der anfänglich gegen die Pest und manche andere Krankheiten als ein sicheres Mittel empfohlen ward, worauf der alte Nahme *Aquavit* eine bedeutende Anspielung enthält. Von diesen einzelnen Ausnahmen hinweggesehen, dürften die kultivirten Völker Europens hauptsächlich darin übereinstimmen, sowohl was die Zunge gar zu heftig reitzt, als das ganz fade und geschmacklose vom Begriff des Leckern auszuschließen; hingegen dasjenige vorzüglich wohlschmeckend zu finden was auf ihre Nervenwärzchen einen sanfteren Eindruck macht, weil in seiner Zusammensetzung streitende Elemente mit einander gebunden und gesättigt sind. Alles ganz bittere, ohne anderweitige Beymischung, so wie das faulichte, dessen Grundstoffe durch die Auflösung entwickelt, um soviel heftiger neue Verbindungen suchen, ist ekelhaft und unangenehm; alles herbe, zusammenziehende, ätzende und ranzige ist nicht nur widerlich, sondern verletzt auch die zarten Werkzeuge des Geschmacks. Süßigkeiten aber, milde Säuren, Mittelsalze, Fettigkeiten und die flüchtigen Oele des Gewürzes sind entweder an sich wohlschmeckend, oder machen doch in Verbindung mit einander den unbeschreiblich lieblichen Eindruck, den wir *lecker* nennen müssen. Durch die Beymischung des süßen, sauren oder würzhaften erhält sogar in manchen Fällen das Widerliche einen ganz erträglichen, oft *pikanten*, und von leckern Zungen sehr gesuchten Reiz, für welchen die Kunstsprache unserer Sardanapale die erborgten Nahmen fumet und haut-gout geheiligt hat.

Unter allen möglichen Verbindungen der Elemente behauptet indessen die *Süßigkeit*, diese mit Brennstoff gesättigte Pflanzensäure, als die allgemein gefälligste, ohn' allen Zweifel den Vorzug; und selbst die Lispeltöne (ἡδυς, dulcis, dolce, süß, sweet, slodkie,) welche diese Mischung bezeichnen, tragen in Klang und bildlicher Anwendung die untrüglichsten Spuren des hohen Wohlgefallens der europäischen Völker an ihrem Geschmack. Weit über

die ganze Erde ist schon in den ältesten Zeiten der Genuß des Honigs üblich gewesen, und Griechen und Römer, die ihn zur Speise und zum Trank der unsterblichen Götter erhoben, hatten sicherlich von seiner Köstlichkeit den höchsten Begriff; sie selbst genossen ihn bey ihren Gastmählern, und mischten ihn unter den Wein. Noch jetzt ist Honig eine allgemein beliebte Leckerey fast aller Völker der Erde; die Orientaler und alle südlichen Asiaten mit Inbegriff der Chineser, die Neger und Hottentotten, die Peruaner und die Einwohner von Quito und Cayenne, ja selbst die Mantschu-Mongolen, (die aber ihren Honig mit Bärentalg mischen,) haben sämtlich einen Sinn für seine Lieblichkeit. Auch in Europa würde man wie vor Zeiten den Honig in Menge genießen, hätte nicht ein minder ölichtes Süß, das sich in trokner Gestalt darstellen läßt, mithin wegen seiner Reinlichkeit einen allgemeineren Gebrauch verstattet, ihn seit der Anpflanzung des Zuckerrohrs in Westindien, verdrängt. Unstreitig wird der Zucker unter allen Leckereyen in größter Menge zur Bereitung unserer Speisen und Getränke verbraucht. Selbst den ärmeren Volksklassen ist der Genuß desselben beynahe unentbehrlich geworden; und bey weitem die größte Anzahl aller Delicatessen, die auf vornehmen Tafeln als Dessert, die schon befriedigte Eßlust erneuern, enthalten einen ansehnlichen Theil Zuckers in ihrer Mischung. Die Natur, welche nirgends so groß ist als in den unaufhörlichen Beziehungen, die sich zwischen ihren verschiedenen Geschöpfen wahrnehmen lassen, hat daher hauptsächlich im Pflanzenreiche mit unglaublicher Freygebigkeit die zuckerähnlichen Substanzen vervielfältigt. Die Palmen Indiens, der Kokos, Saguer und Lontar führen einen weinähnlichen Saft, der abgezapft und eingedickt, zum Djaggree oder Palmenzucker wird. Den Arabern giebt die Dattelfrucht, den Kanadiern ein Ahorn und ein Wallnußbaum, den Mexikanern eine Aloe (Agave) Zucker. Im Orient bereitet man aus der Frucht des Weinstocks einen köstlichen Traubenhonig; auch das Bambusrohr liefert einen süßen

Milchsaft, das berühmte Tabaxir, das Araber und Perser mit Gold aufwiegen. Im Norden fließt ein Syrup aus der Birke, und in Italien und Languedoc gibt ihn die Lotusfrucht. Die Emsigkeit der Bienen trägt in allen Welttheilen aus den Blüthen vieler tausend Pflanzenarten Honig zusammen; selbst bis in die Wurzel liegt die Süßigkeit bey Möhren, Mangold und Bärenklau versteckt; ja damit dem Ocean wie der Erde sein Theil beschieden würde und keine Klasse vegetabilischer Organisationen leer ausginge, erzeugt sich an den Küsten von Schottland, Norwegen und Island ein süßer Saft im sogenannten Zuckertang. Allein auch außer dieser Leckerey, liefert nur das Pflanzenreich die ausgesuchtesten Ingredienzen unserer Brühen und Tunken, unserer zahllosen großen und kleinen Schüsseln, unserer sinnreichen Erfindungen erlöschende Begierden durch die Neuheit des Reitzes wieder anzufachen. Gegohrne Säfte und Getränke, Aufgüsse aller Art, abgezogne und gebrannte Wasser, wohlriechende Essenzen, Pflanzenmilchen aus Oel und Gummi gemischt, einheimische aromatische Kräuter, und jene im heißen Erdstrich mit Feuer gesättigten Gewürze, wie Zimmt und Vanille, Nelken und Muskaten, Cayenne, Pimento und Pfeffer; Säuren von mancherley Art und Geschmack aus dem Saft der Traube, aus dem Wein der Palmen, und aus so vielen Früchten; milde Fettigkeiten und Oele, nahrhafte Saleps, Soyas, Sagus, Schampignons-Extrakte und Schokolade; dieß alles sind lauter Produkte des Pflanzenreichs, zu denen wir sogar das einzige genießbare Mineral, das Kochsalz selbst noch zählen könnten, indem es in mehr als zwanzigerley Pflanzen vorhanden ist. Wie zahlreich sind übrigens nicht die Suppen- und Salatkräuter, die frischen und eingemachten Gemüße, die eßbaren Sprossen und Wurzeln, kurz alle jene Gattungen des Pflanzenreichs, aus denen unsere Kochkunst wohlschmeckende Speisen bereitet, verglichen mit der geringen Verschiedenheit von vierfüßigen Thieren, Vögeln, Fischen und Gewürmen, die man ebenfalls nicht ohne Zubereitung

genießt?*) Doch die Natur weiß in der Pflanzenschöpfung allein, ohne alles Zuthun der Kunst, dem Menschen ein Mahl erlesener Leckerbissen zu bereiten, indeß das Thierreich außer der Milch, die ihren vegetabilischen Ursprung durch die Menge des darin enthaltenen Zuckers verräth, dem leckern Gaum nur höchstens noch Austern roh darbieten darf. Vermag die so gerühmte Zunft der Wiener und Pariser Köche, vermag das ganze Heer der Confiseurs, Destillateurs und Zuckerbecker nur ein Produkt der Kunst uns aufzutischen, daß diese Leckereyen der Natur ersetzte? Was säumen wir länger, sie zu nennen, diese köstlicheren Erzeugnisse des Pflanzenreichs, die edlen Früchte aller Art, wo der Honigsaft mit einer lieblichen Säure, mit feurigen oder mit schleimartigen Oelen in tausend verschiedenen Verhältnissen versetzt, durch unzählige Veränderungen den Gaum bald kühlend erquickt, bald mit Würze durchdringt, bald wieder die gereitzten Nervenspitzen mild umhüllt und zu neuem Genusse stärkt!

Mit Wohlgefallen ruht das Auge des Forschers auf diesen zarten Pflanzennaturen; mit höherem Entzücken bemerkt er ihre erste Entwicklung, und verfolgt ihr wunderbares Wachsthum, bis er ihre reine, ätherische Nahrung erspäht. Indeß das Thier schon ausgebildete Körper verschlingt, sie zermalmt, aus ihrem zusammengesetzten Safte sich ergänzt und ihre unreinen Ueberreste von sich stößt, saugen diese feinen Röhr- und Zellengebilde die einfachsten Elemente begierig aus der Luft. Aus Sonnenlicht und Aetherfeuer gewebt, wie sonst nur Dichter träumen durften, lacht unserm Blick das sanfte Grün**) der Wälder und Fluren; und seht! im unendlich zarten Geäder der Blumenkronen und der reifenden Früchte, glüht

*) Ein paar Schildkrötenarten sind nebst dem Frosch die einzigen Amphibien; Krabben und Krebse die einzigen Insekten, die man in Europa verspeist.

**) Die Entdeckung des berühmten Ingenhouß.

der siebenfache Lichtstral, und ziert die Pflanzenschöpfung mit seinem mannigfaltigen Farbenspiel!

Licht und Feuerstoff, zu Körpern verdichtet, kostet auch die Zunge in der Süßigkeit und im Oel der Gewächse; denn die Entzündung und Verflüchtigung des letztern scheint das Daseyn jener Urwesen anzudeuten, so wie im Zucker selbst, wenn man zwey Stücke aneinander reibt, ein Phosphorglanz das inwohnende Licht verräth. Wo die Sonnenstralen senkrecht fallen, wo jene überirdischen Elemente mit stärkerem Moment die Pflanzen durchströmen, in den heissern Gegenden des gemäßigten Erdstrichs und in der brennenden Zone, dort prangt daher die Erde mit den meisten und edelsten Früchten; dort bilden sich in der Rinde, im Blüthenkelch und im Samen der Bäume jene flüchtigen wohlriechenden Oele, die man ihres Urquells wegen ätherisch nennen muß; dort scheidet sich Kampher aus den mit Brennstoff überfüllten Säften, um schnell wieder zurück, in seinen Limbus zu entfliehen. In den kalten Polargegenden aber, wohin nur eine überlegene feindliche Macht ein schwächeres Volk verscheuchen konnte, reift für den Menschen eine sehr geringe Anzahl kleiner Beeren, die selten eher eßbar sind, als bis der Frost ihre Säure gemildert hat. Unser Norden besitzt ebenfalls nur wenige, und außer Erdbeeren und Himbeeren, keine vorzüglich wohlschmeckende einheimische Früchte; doch hat der Kunstfleiß der uns eigen ist, nicht nur aus Italien und Kleinasien allmählig Kirschen, Apricosen, Pflaumen, Pfirschen, Melonen, Feigen, Trauben, Wallnüsse und Mandeln hier hergebracht und mit Erfolg gepflanzt, sondern auch durch anhaltende Kultur das herbe Waldobst zu guten Aepfeln und Birnen veredelt. Allein wer zählt nun allen Reichthum Pomonens in jenen gesegneten Ländern, welche der jungen Menschengattung Wiege waren, wo sie noch nicht zur Knechtschaft verdammt, die Rechte der Freygebohrnen genoß, und nicht mit Schweiß und Ermattung das Glück des Daseyns zu theuer bezahlen mußte? Bekannte und unbekannte Nahmen

zieren das lange Verzeichniß der asiatischen Früchte; Apfelsinen, Pompelmosen, Pisangs, Datteln, Mangos und Mangostanen, Durionen, Nankas, Jambolans, Jambusen, Blinbings, Litschis, Lansas, Rambuttans, Zalacken, — doch was sollen unsere Leser mit allen noch übrigen fremden Benennungen dieser von der Natur so reichlich ausgespendeten Leckereyen? Wir nennen ihnen lieber noch die Frucht der Kokospalme, die zugleich mit Speise und Trank den Glücklichen labt, der nicht zu träg ist, ihren schlanken Stamm hinanzuklimmen; und jenes ceylonische Nepenthe, welches in seinen schlauchähnlichen Blättern ein süßes, kühles Wasser für den durstigen Wanderer enthält. Nicht minder reich an Früchten ist der neue Welttheil, trotz allem was man zu seiner Herabwürdigung gesagt hat; außer Kokosnüssen und Pisangfrüchten, die er mit dem alten Continente gemeinschaftlich besitzt, gehören ihm die Ananassorten, die in unsern Treibhäusern so berühmt geworden sind, die Mombin und Persimon-Pflaumen, die Sapoten, Sapotillen und Mammeifrüchte, die Papayen und Guayaven, der Akajou, die Grenadillen, die Avokatobirnen, die Breyäpfel, und darunter die in Peru so gepriesene Tschirimoya, nebst einer Menge anderer Obstarten und Nüsse. Auch in dieses neuentdeckten Landes heißen Gegenden konnten also die Menschen mit geringer Mühe einen reichlichen Unterhalt finden, der zugleich den Sinnen schmeichelte, und durch den sanften Reiz wuchernder Säfte den Geschlechtstrieb stärker entflammte; auch hier konnten also Anfänge der Kultur und gesellschaftliche Verbindungen in der vermehrten Volkmenge entstehen; und wirklich fanden sie die Spanier hier in Peru und in Mexiko.

Doch indem wir darthun wollen, wie wichtig dem Menschen sein Sinn für die süßen Erzeugnisse des Erdbodens werden kann, müssen wir uns endlich noch erinnern, daß jene Leckereyen nicht für ihn allein existiren, indem es in allen Klassen der Thiere gewisse Gattungen gibt, die ein lebhafter Instinkt für das Süße zum Genuß

desſelben auffordert. Die Bären unſeres Nordens, das Ratel und der Honigkukuk in Afrika, das zahlreiche Geſchlecht der Kolibris, die mit den Schmetterlingen zugleich den Blumennektar ſchlürfen: ja die Bienen ſelbſt ſowohl, als Ameiſen, Zuckergäſte, und gemeine Fliegen, theilen ſich mit uns in dieſen Balſam der Natur.

G. F.

IV.

Fragment eines Briefes an einen deutschen Schriftsteller, über Schillers Götter Griechenlands.

— — — — Dem Wahrheitsuchenden gefällt die freymüthige Aeusserung Ihres misbilligenden Urtheils über Schillers neues Gedicht; denn jeder hat das Recht, seine Meynung nicht nur für sich zu hegen, sondern auch frey zu bekennen und mit Gründen zu rechtfertigen. Wir suchen die Wahrheit, jeder mit eigenem Gefühl, jeder mit Geistes-kräften, die *für ihn* unfehlbar sind und seyn müssen. Giebt es also eine allgemeine, von allen anzuerkennende Wahrheit, so führt kein anderer Weg zu ihr als dieser, daß jeder sage und vertheidige, was ihn Wahrheit *dünkt*. Aus der freyen Aeusserung aller verschiedenen Meynungen, und ihrer eben so freyen Prüfung muß endlich, insoweit dieses eingeschränkte, kurzsichtige Geschlecht überhaupt zu einer solchen Erkenntnis geschikt ist, die lautere Wahrheit als ein jedem Sinne faßliches und willkommnes, jeden Sinn erfüllendes Resultat hervorgehen, *freywillig* von allen angenommen werden, und dann im Frieden allein über uns herrschen.

Der Zeitpunkt dieser allgemeinen Uebereinstimmung ist noch nicht gekommen. Die Systeme von Gefühlen und Schlüssen, worin jeder lebt und webt, und die allein vermögend sind, sein Wesen mit Genuß zu erquicken,

widersprechen einander oft in allen wesentlichen Punkten; und dennoch sucht ein jeder die Ueberzeugung die ihn glücklich macht, auch andern mit Begeisterung anzupreisen, um auch sie an seinen Freuden Theil nehmen zu lassen. In diesem Triebe unseres Herzens, sich alles zu verähnlichen und das Verschiedene gleichartig zu machen, sehen wir auch bis dahin nichts sträfliches, sondern vielmehr etwas edles, menschenfreundliches, gutes; und gäbe es ein Land, wo die Gesetze *jedem Bürger* in Beziehung auf diesen Trieb völlig gleiche Rechte zugestünden, so würde dort vielleicht die Wahrheit am ersten allen und jeden leuchten, und ihr weises, liebevolles Reich beginnen: gewiß aber blühete dort das allgemeine Wohl, die Menschenliebe und die Achtung für den Adel unserer Natur. Liegt gleich ein solcher Staat bis jetzt noch im Reiche der Möglichkeiten, so belohnt sich doch schon die Annäherung zu seinem Regierungssystem durch heilsame Wirkungen. Es darf sogar eine gewisse *Form der Glückseligkeit* den übrigen vorgezogen, und denen, die sich dazu bekennen, ein Vorrecht über ihre Mitbürger eingeräumt werden: so wird dennoch, so lange nur persöhnliche Freyheit und Eigenthum dadurch unangefochten bleiben, so lange Wahl, Bekenntnis und Prüfung frey gestattet werden, der Geist der Vaterlandsliebe (wiewohl in etwas geschwächt,) die Gemüther einigen, die in ihren Gefühlen und Begriffen hundertfältig von einander verschieden sind. Der unrechtmäßige Vorzug, den eine Meynung vor den andern erhält, die Ungerechtigkeit, gleichen Bürgern gleiche Rechte vorzuenthalten, weil ihr Gefühl und ihre Vernunft, in Sachen *jenseits ihres gesellschaftlichen Verhältnißes*, nicht übereinstimmen, — diese Sünde wider die Menschheit entgeht indessen ihrer Strafe nicht; denn von einer so fehlerhaften Grundverfassung erwarten zu können, daß sie die Wahrheit am Ziel erreichen werde, bleibt nach allen Gesetzen des Denkens ein Widerspruch.

Insgemein überschreitet man aber auch diese äußerste Gränze. Die gutmüthige Absicht, für die Glückseligkeit

anderer sorgen zu wollen, oder die hinterlistige Herrschsucht, die sich dieser Larve bedient, äußert sich nur gar zu oft in Zwangmitteln, um jene begünstigte Form zur einzigen zu erheben, alle andere neben ihr zu vernichten, und sie, die einzige, ewig unverändert zu erhalten. Diese Anmassungen beruhen gleichwol auf der ganz irrigen Voraussetzung, daß die Gesetzgebung eines Staats dessen Glückseligkeit und Moralität bewirken könne; da doch nichts mit siegreicheren Gründen erwiesen ward, als daß Selbstbestimmung, oder mit andern Worten, moralische Freyheit, die einzigmögliche Quelle der menschlichen Tugend ist, und alle Funktionen der Gesetze, so wie sie aus dieser Freyheit geflossen sind, sich auch einzig und allein auf ihre Beschirmung einschränken müssen. 'Derjenige Zwang', sagt ein vortreflicher Denker, 'ohne welchen die Gesellschaft nicht bestehen kann, hat nicht, was den Menschen gut, sondern was ihn böse macht, zum Gegenstande; keinen positiven, sondern einen negativen Zweck. Dieser kann durch eine äußerliche Form erhalten und gesichert werden; und alles Positive, Tugend und Glückseligkeit, entspringen dann aus ihrer eigenen Quelle. — Menschlicher Eigendünkel, mit der Gewalt verknüpft, andere nach sich zu zwingen, es sey nun, daß er sich in Auslegung und Handhabung natürlicher oder offenbarter Gesetze an den Tag lege, kann überall nur böses stiften, und hat es von Anbeginn gestiftet.' Eben dieser tiefsinnige Philosoph bemerkt daher, daß jene Zeiten, wo die hierarchische Form die herrschende, beynah die einzige der Menschheit war, und alle übrigen verschlang, an Gräueln, und an Dauer dieser Gräuel, alle andere Zeiten übertrafen. 'Wenn aber', so fährt er fort, 'diese gräßliche Epoche meist vorüber ist; wem haben wir es zu verdanken? Etwa irgend einer neuen Form, irgend einer gewaltthätigen Anstalt? Keineswegeſ. Zu verdanken haben wir es jener unsichtbaren Kraft allein, welche überall, wo Gutes in der Welt geschah, und Böses ihm die Stelle räumen mußte, wenn nicht an der Spitze, wenigstens im

Hinterhalte war, dem niemals ruhenden Bestreben der Vernunft. So unvollkommen die Vernunft sich auch im Menschen zeigt, so ist sie doch das beste was er hat, das Einzige was ihm wahrhaft hilft und frommet. Was er ausser ihrem Lichte sehen soll, wird er nie erblicken; was er unternehmen soll, von ihrem Rath entfernt, das wird ihm nie gelingen. Kann wohl jemand weise werden anderswo als im Verstande? im Verstande, den er selber hat? Kann er glücklich werden außer seinem eigenen Herzen?' In der That, so wenig wie ein Mensch dem andern den Auftrag geben kann, statt seiner zu empfinden und zu denken, so wenig kann der Bürger die gesetzgebende Macht bevollmächtigt haben, ihn glücklich zu machen, wozu er eigener Gefühle und Einsichten bedarf. Diese Vollmacht aber von der Voraussetzung abzuleiten, daß Glückseligkeit und Tugend nur mit den spekulativen Meynungen des Gesetzgebers bestehen, wäre nun gar der augenscheinlichste Zirkelschluß. Gäbe es ein Symbol, welches allen wahr, allen alles seyn könnte, so wissen wir doch mit apodiktischer Gewisheit, daß jedes Symbol, welches mit Gewalt aufgedrungen werden muß, dieses ächte nicht seyn kann. Zwang ist hier das Kennzeichen des Betrugs. Kennen wir gleich, wie Lessing sagt, bey weitem nicht das Gute, so trägt wenigstens das Schlimme sein unauslöschliches Brandmal an der Stirne.

Wer demnach die moralische Freyheit kränkt, und Meynungen nachdrücklicher als mit Gründen verficht, sey er König und Priester, oder Bettler und Laye, er ist ein Störer der öffentlichen Ruhe. Ein Satz, an welchem auch nur ein einziger noch zweifelt, ist wenigstens für diesen einen noch nicht ausgemacht, beträfe es auch das Daseyn einer ersten Ursach oder die ewige Fortdauer unserer Existenz. Giebt es etwa ein Mittel, jemanden seine Ueberzeugung zu nehmen, ihm eine andere einzuimpfen, wenn die Vernunft der andern ihm immer nicht unfehlbar, oder wohl gar inconsequent zu seyn scheinet? Man wird ihn

von Aemtern und Würden ausschließen, ihn verbannen, darben lassen, vielleicht martern und erwürgen; nur überzeugen kann man ihn durch dieses alles nicht. Es ist daher unmöglich, auch nur einen spekulativen Satz zu gestatten, dessen Annahme blindlings und unbedingt gefordert werden könnte, ohne zugleich die Rechte der Menschheit bis in ihre Grundfesten zu erschüttern, und alle Gräuel der Gewissenssklaverey wieder über uns zurückzuführen. Wenn nicht alles, was diesem oder jenem für wahr gelten mag, Wahr seyn soll, so ist die Wahrheit also noch nicht gefunden. Jeder hat sein Loos in dieser großen Lotterie, und jedem bleibt es unbenommen, mit fester Ueberzeugung sich des höchsten Gewinnes im Voraus versichert zu halten. Kann er diese Hofnung, die ihn beglückt, in seinem Herzen nicht verschließen, so mag er es versuchen, die anderen zur Wegwerfung ihrer Loose zu bereden, sich aber zugleich mit Geduld wafnen, wenn mancher, bey völlig gleichen Ansprüchen, seine Einfalt belächelt. Setzt er hingegen jedem, der ihm in den Weg kommt, das Pistol auf die Brust, und ertrotzt das Bekenntnis, daß nur diese Nummer die glückliche sey, wen empörte nicht dieses Verbrechen der beleidigten Menschheit?

Jetzt kehre ich von einer Abschweifung, welche sowohl für unsere Materie, als wegen einiger neueren Attentate gegen die Denk- und Gewissensfreyheit wichtig ist, zu Ihnen zurück. Noch einmal, im Namen aller, die mit uns die Freymüthigkeit lieben, haben Sie Dank, daß Sie es wagten, ein allgemein bewundertes Gedicht zu tadeln, weil es Ihrer Ueberzeugung und Ihren Grundsätzen widerspricht. Ohne Ihren besonderen Meynungen beyzupflichten, dürfte mancher sich in einem ähnlichen Falle befinden; allein wer hätte gleich den Muth, über einen Dichter, der Apollons immer straffen Bogen führt, öffentlich und keck den Kopf zu schütteln? Doch Sie, mit Lorbeer auch umkränzt, treten hervor, den goldenen Geschossen Hohn zu bieten. Nun wird sich leicht ein ganzes Heer zu Ihrer Fahne sammlen, und den griechischen Göttern tapfere Gegen-

wehr leisten. Wie reizend in der Phantasie die Regierung jener 'schönen Wesen aus dem Fabelland' erscheinen mag, so passen sie doch, denke ich selbst, nicht in unsere Zeiten, und höchstens kann man ihnen noch in unseren Parks und Palläſten, wo sie zieren und nicht gebieten, ihre Nischen und Fußgestelle vergönnen.

Es wäre überflüssig, Sie an die erste Feldherrnregel zu erinnern: Ihren Gegner nicht für schwächer zu halten als er ist. Sie kennen nicht nur die Macht der Dichtkunst über die Gemüther, sondern auch den unnachahmlichen Zauber, den insbesondere dieser Götterfreund seinen hohen Gesängen einhauchen kann. Alles hört ihn mit Entzücken; allen um sich her theilt er die Glut der Begeisterung mit; dergestalt, daß Sie im Ernst zu besorgen scheinen, man werde seinen Göttern wieder Altäre bauen, und jede andere Sekte müsse unterliegen, die in der Wahl ihrer Empfehlungsmittel minder glücklich ist. Zwar mit gewafneter Hand wird er sie nicht einsetzen wollen; und daß Sie ihm nicht wehren können, von ihrer Rechtmäßigkeit überzeugt zu seyn, versteht sich von selbst. Auch ist sein Recht, die Gründe seiner Ueberzeugung an den Tag zu legen, dem Ihrigen, ihn mit Gegengründen zu bestreiten, völlig gleich.

Ist Ihr Verdacht gegründet, ist der Verfasser im Herzen ein Heide, der nur Gelegenheit sucht, den ganzen Olymp wieder in Besitz seiner ehemaligen Würden zu setzen, und fühlen Sie sich berufen, Ihre Mitbürger dawider zu warnen; so muß Ihnen alles daran liegen, Ihren Gründen das Vollgewicht zu verschaffen, welches freywillige Ueberzeugung nach sich zieht. An Ihres Gegners Gedicht und an seiner Methode überhaupt müssen Sie die unhaltbare Seite erspähen, und dort mit unwiderstehlicher Macht auf ihn eindringen. Ein kaltblütiger Zuschauer sieht indes oft besser, als die in Fehde begriffenen Parteyen selbst, welche Wendung der Streit zu nehmen scheint; und wem er aus treuherziger Meynung einen Wink ertheilt, welcher Anleitung geben kann, eine

unvortheilhafte Position zu verändern, bey dem glaubt er um so mehr auf Gehör rechnen zu dürfen, als er sich dadurch gewissermaßen auf seine Seite zu lenken scheint.

Schon der erste Ausfall, gegen die Moralität der griechischen Götter, so arg es auch damit gemeynt war, mußte Ihnen gänzlich mislingen. Wir wollen einstweilen annehmen, daß Ihre Beschuldigungen gegründet sind, so beweisen sie zuviel, und folglich gar nichts. Wie konnte es Ihnen entgehen, daß in allen möglichen Systemen, die Begriffe, aus welchen man die Gottheit construirt, vom Menschen abgezogen sind; mithin, daß überall die anthropomorphistische Vorstellung der Gottheit, durch Raum und Zeit begränzt, keine andere Definition giebt, als diese, eines nach Umständen und mit Leidenschaft handelnden Wesens? Die Rachsucht, der Haß, ja die Liebe selbst, sind es nicht Leidenschaften, sobald wir uns etwas dabey denken? Uebrigens wissen Sie ja, daß wo man immer den Unbegreiflichen begreiflich zu machen gesucht, man ihm die Menschheit beygelegt hat.

Vielleicht verleitete Sie der Gedanke, daß die Moralität der Völker von der Moralität ihrer Götter abhängt. Allein davon giengen wir aus, meyne ich, daß kein Symbol, kein Glaubenssystem eine solche Beziehung haben kann. Noch heutiges Tages giebt es große Staaten, deren Religionssystem Verbrechen um Geld verzeiht, oft gutheißt, ja sogar zuweilen gebietet. Wird aber wohl billigerweise jemand behaupten, daß diese Staaten vor allen andern in Laster versunken sind? So wenig hängt die Moralität der Menschen von ihrem Wähnen über Dinge ab, die jenseits ihrer Erfahrung und Erkenntnis liegen! Man schütze die persönliche Freyheit und das Eigenthum, so wird die Tugend aus der innern Energie der menschlichen Natur hervorgehen, die Menschen werden vom äußerlichen unabhängiger, das ist moralisch frey werden, der Vernunft zu gehorchen, und ihrem eigenen, wie aller Vortheil nachzustreben. Nennen Sie daher die griechische Fabel so ausschweifend, wie Sie wollen, so beweisen Sie

damit nimmermehr, daß es in Griechenland an klaren Begriffen von Tugend und Verbrechen fehlte, oder daß das Laster dort ungestraft mit frecher Stirne einhergieng. Eine menschliche Gesellschaft mit solchen Grundsätzen könnte keinen Augenblick bestehen; wie die kadmeische, aus Schlangenzähnen entsprossene Brut, würde sie sich selbst aufzehren. Die Griechen hingegen, giengen in manchen Fällen weiter als wir, und indes unsere Gerechtigkeit nur das Schwerd ausreckt, hielt die ihrige mit der andern Hand auch den lohnenden Kranz. Die Entscheidung der Frage, ob die Welt jetzt tugendhafter als vor diesem ist, beruht übrigens auf einer allzusubtilen Berechnung, wozu die meisten Data uns fehlen. Weit entfernt, den Zweck der griechischen Fabel für unmoralisch zu halten, singt Schiller vielmehr:

> Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte,
> heiliger der Herzen ew'ges Band.

Wie gegründet diese Aeußerung seyn möge, gehört nicht hieher; sie soll hier nur darthun, daß der Dichter von einem nachtheiligen Einfluß seiner Götterlehre auf menschliche Handlungen sich nichts träumen ließ; und mir nur Anlaß geben zu erinnern, daß Sie ihn zwar behauptet, aber nicht erwiesen haben.

Eine ähnliche Bewandnis hat es mit Ihrer Beschuldigung, das Gedicht Ihres Gegners verletzte die Wahrheit. Bey allen Grazien! dies ist seine unüberwindliche Seite. Welch ein eigener Unstern mußte Sie regieren, ihn gerade von keiner andern anzugreifen? Nur das Zeugniß der Wahrheit selbst kann Ihre Anklage erhärten. Getrauen Sie sich, diese jungfräuliche Zeugin, die noch niemand erkannt hat, vor Gericht zu stellen? Ich muß besorgen, Sie unternehmen das Unmögliche. Unser Philosoph sagt sogar: 'ich begreife nicht einmal den Stolz, der sich Wahrheit zu verwalten unterfteht. Das ist Gottes Sache. Also laßt uns ehrlich nur bekennen, was wir ehrlich glauben. Er wird schon zu-

sehen!' Gleichwol scheinen Sie Ihrer Sache ziemlich gewiß, und wenn ich recht verstehe, geben Sie nicht undeutlich zu rathen, daß die Wahrheit insgeheim mit Ihnen des vertrautesten Umgangs pflegt. Glückseliger, — und muß ich hinzufügen? — indiskreter Sterblicher! Doch was sehe ich? Sie guter Mann lassen sich täuschen, wie ein anderer Ixion. Ihre Ueberzeugung nennen Sie also Wahrheit? In dem nämlichen Augenblick, wenn Sie damit im Gerichtssaal auftreten, werden ganze Schaaren ähnlicher Wolkengestalten erscheinen. Umsonst rufen Sie, die Ihrige sey allein die ächte. Hundert andere Stimmen erklären sich laut, eine jede für eine verschiedene vermeyntliche Wahrheit. Wollen Sie jene anderen alle überschreyen? So wünscht man Ihnen Glück zum großen Loose, und jeder lacht oder zischt, nachdem Sie ihm Milz oder Galle erregen.

Der Eifer um die vermeyntliche gute Sache kann zum Ziele führen; der Zorn aber ist ungerecht, er beleidigt und empört. Wird man Sie wohl von diesem Affekt ganz frey sprechen können? Statt der Gründe, sind Ihnen Ausdrücke entfahren, welche man nur denen, die den Kürzern gezogen haben, gleichsam zur Entschädigung, zu verzeihen pflegt. Sie hatten in der That alle Fassung verloren. Sie suchten ein Schimpfwort! — und fanden keines wegwerfend und verächtlich genug. Späterhin, gab Ihr Gedächtnis doch noch eines her; und wie der Blitz! flog dem Dichter der Naturalist nach dem Kopf. Es giebt bekanntlich Leute von gewissen Grundsätzen, die man, ich weiß nicht, ob mit ihrer eigenen Einwilligung, Naturalisten nennt. Allein mich dünkt, ich sage Ihnen etwas allbekanntes, wenn ich hinzusetze, daß die Vielgötterey und der Naturalismus ganz getrennte Dinge sind. Uebrigens ist es eine verunglückte Erfindung um diese Kunst, die Leute mit ihren eigenen Namen zu schimpfen. Im Vertrauen! wiederholen Sie nie diesen Versuch. Ich ersparte Ihnen und mir gern das unangenehme Gefühl, welches Sie uns doch selbst bereitet hätten, falls Ihr

Gegner den Stein, der ihn verfehlte, auf Sie zurückschleudern, und in den einzigen Ausruf: Christ! seinen ganzen Unwillen zusammenpressen sollte.

Was die Menschen für Tugend halten, ist gewöhnlich dasjenige, dessen Ausübung ihnen am schwersten fällt. Daher mag es wohl kommen, daß Dulden, Demuth und Fassung da so äußerst selten angetroffen werden, wo man sie für verdienstlich hält, ihnen eine besondere Wichtigkeit beylegt, und sie als wesentliche Hauptstücke der Sittenlehre empfiehlt. Wo hingegen eine richtige Schätzung der Dinge von selbst zu einer gewissen Billigkeit im Denken und Handeln führt, dort werden diese sogenannten Tugenden zwar ausgeübt, jedoch ohne alle Zurechnung und Anmaßung. Von Ihnen, zu welcher Klasse Sie auch gezählt seyn wollen, erwartet man aber diese Eigenschaften, es sey als Folgen Ihrer Glaubensregeln oder Ihrer Lebensphilosophie. Denn wer, wie Sie, in die Schranken tritt, um seine Ueberzeugung geltend zu machen, muß weit entfernt beleidigen zu wollen, vielmehr gefaßt seyn, Beleidigungen, die nicht zur Sache gehören, mit Gelassenheit zu ertragen; er darf sich keine Rechte anmaßen, die er nicht auch jedem Andersgesinnten einzuräumen gesonnen ist, und er ist der Gottheit oder dem Schicksal dieses Bekenntnis als ein Opfer der Demuth schuldig: daß wo seine Gründe keinen Eingang finden, seine Ueberzeugung aufhöre Wahrheit zu seyn. Sie haben bisher, dieser Verhaltungsregeln uneingedenk, einen Ton angenommen, der Ihren Gegner berechtigen könnte, Ihnen vielleicht mit Empfindlichkeit zu antworten. Das, worauf ich Sie jetzt aufmerksam machen werde, leidet kaum Entschuldigung. Einem Menschen, welcher über spekulative Gegenstände anders denkt, als Sie, dürfen Sie öffentlich nachreden: er lästre Gott? Es ist wahr, genau untersucht, hat dieser Ausdruck keinen bestimmten Sinn; allein die Emphase, womit Sie ihn niederschrieben, zeugt offenbar, daß Sie keinen leeren Schall zu sagen vermeynten, und wissen Sie nicht, welch' eine Bedeutung die Bosheit ihm unterschiebt, um die Dummheit

zu ihren Endzwecken anzuſpornen? Sie bekennen ſich zu einer Partey, deren Meynungen die herrſchenden ſind, ohnerachtet Meynungen nie herrſchen ſollten. Deſto ſorgfältiger müſſen Sie aber den erniedrigenden Verdacht vermeiden, als wollten Sie mit der überlegenen Macht Ihres Haufens drein ſchlagen, und wo es Vernunftgründe gilt, die Keule der Unfehlbarkeit ſchwingen. Sie ſind Manns genug, um ſich keiner Helfershelfer, keiner unerwieſenen Behauptungen, keiner Schmähungen zu bedienen. Ergreifen Sie die rechtmäßigen Waffen, ſo haben Sie, wenn Sie auch unterliegen ſollten, wenigſtens Ehre von dem Kampf. Aber freylich! gegen den Läſterer brauchen Sie ſich nicht zu ſtellen; mit dieſem einzigen Worte ziehen Sie ſich behend aus der Sache, und überlaſſen den friedlichen Streit der Vernunft einer heiligen Hermandad, die ihn etwa mit dem Holzſtoß entſcheidet. Nennen Sie dieſes prüfen? Dies wären die Gründe, womit Sie ſich der Götter Griechenlands erwehren wollen? Doch genug! Sie entſetzen ſich gewiß vor den möglichen Folgen Ihrer Heftigkeit. Nie konnte es Ihre Abſicht ſeyn, unedel und unritterlich, ſelbſt an einem Feinde zu handeln: nur im Augenblick der Leidenſchaft konnten Sie ſich ſelbſt ſo weit vergeſſen, die einzige That zu begehen, die man Gotteslästerung nennen könnte, weil ſie an ſeinem Bilde geſchieht.

Jetzt müſſen Sie noch erfahren, daß auch dieſer Wurf das Ziel verfehlte. Ich will über die Bedeutung jener Redensart nicht rechten, nicht unterſuchen, wie die Gottheit mit ſich ſelbſt uneins ſeyn könne, nicht die endloſen Labyrinthe der Fragen vom freyen Willen, vom Urſprung des Uebels, vom Fall der Engel, von der Erbſünde, durchirren; alles, ſogar die Anwendung des abſcheulichen Worts, mögen Sie nach Ihrer Art rechtfertigen können; aber — —: Ihren Gott hat denn doch der Vertheidiger der olympiſchen Götter nicht geläſtert! Seine Seitenblicke ſind auf den philoſophiſchen Gott gerichtet, das 'Werk des Verſtandes', wie er ihn ausdrücklich nennt.

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Irrd'schen Sohn,
herrscht ein Andrer in des Aethers Reichen, ꝛc.

War es möglich diese Stelle zu lesen, und sich nur einen Augenblick träumen zu lassen, daß sie auf einen wirklich existirenden, geoffenbarten Gott gienge, dessen Sohn auf Erden gewandelt hat, und dessen ganze Familie weltbekannt ist? Von seinen Göttern rühmt der Dichter:

Selbst des Orkus strenge Richterwaage
hielt der Enkel einer Sterblichen;

um den Vorzug dieses Anthropomorphismus vor einem metaphysischen Hirngespinste zu behaupten, also keinesweges, um einen andern anthropomorphistischen Lehrbegrif zu bestreiten. Haben Sie es vergessen, daß unser Weltrichter um einen Grad näher mit dem Menschengeschlechte verwandt ist? Jetzt werden Sie also Ihr Unrecht tief empfinden. Den Mann, der die demonstrirte Gottheit, das ist, mit andern Worten, den Atheismus so eifrig angreift; den Mann, der das Gefühl, und nicht die kalte Vernunft zur Quelle der Gottesverehrung erhebt, den schimpften Sie einen Lästerer und Naturalisten? Sowohl das System, welches der Dichter vertheidigt, als jenes, welches er erschüttert, sind im Westphälischen Frieden nicht begriffen, und man könnte sein Gedicht von dieser Seite mit den Todtengesprächen in eine Klasse stellen. Es ist darin nur von den Todten die Rede, denen Konstantin der Große und Kant das Leben raubten. Nunmehr dürfte es Ihnen selbst vielleicht seltsam vorkommen, daß Sie ein Meisterstück der Fiktion — nicht auch als Fiktion behandelten. Was ich Ihnen bis hieher gesagt habe, berechtigt mich aber, für das folgende Gehör zu erbitten.

Eine schöne, lange Reihe von Jahren — dies kann Ihnen so wenig als mir entgangen seyn — war Griechenland höchst beglückt unter der Herrschaft seiner Götter; und wenn Rom zulezt diese herrlichen Freystaaten verschlang, so war das schwerlich Jupiters oder Apollons

oder irgend eines Olympiers Schuld; sondern der Wohlstand, nach welchem alle Völker streben müssen, und der sie alle, sobald sie ihn erlangt haben, innerlich verzehrt, dieser rafte auch die schönste Blüthe der Menschheit dahin. Jenen Zeiten, wo die Geisteskräfte des edelsten Menschenstammes sich unter den günstigsten Verhältnissen entwickelten, jenen Zeiten, die nie wiederkommen werden, verdanken wir doch alles, was wir bis jezt geworden sind. Mehr als eine Mutter und Amme war unserm Geiste Griechenland; und ob ich gleich die Zumuthung äußerst unbillig finden würde, mich nie der Gesellschaft meiner Amme entziehen, ihre Mährchen stets andächtig nachbeten, und ihre Unfehlbarkeit nie bezweifeln zu müssen; so gestehe ich doch gern, daß die Erinnerung an meine Kinderjahre mir oft ein lebhaftes Vergnügen gewährt, und daß ich nicht ohne Rührung und Dankbegierde an die gute, wenn gleich nicht immer weise, Pflegerin denke.

In diese Klasse von Empfindungen setze ich das Entzücken, womit ich Schillers Gedicht unzäligemal nach einander las, und womit es von meinen Freunden und Bekannten, ja überall, wohin es nur gekommen ist, gelesen ward. Mit jugendlich glühender Phantasie versetzt sich der Dichter in die Zeiten der Vorwelt, in ihre Denkungsart. Er wird hingerissen von den poetischen Schönheiten einer Fabellehre, welche der Jugend des Menschengeschlechts angemessen ist, lauter Scenen des thätigen, leidenschaftlichen Lebens schildert, nicht in transcendenten Worten, sondern in anschaulichen Bildern, das Gefühl und nicht das Abstractionsvermögen beschäftigt, und statt Verneinungen, begränzte Ideale von menschlicher Schönheit und Vollkommenheit aufstellt. Indem ihn diese Gestalten der Einbildungskraft umschweben, kommt der Geist der Lieder über ihn und kleidet seine Anschauungen in Worte. Wer kennt den Zustand der Begeisterung besser als Sie, da Sie ihn als Entäusserung seiner selbst so treffend beschreiben? Wir hören nicht mehr unsern teutschen Mitbürger; ein Grieche würde so klagen, der nach Jahr-

tausenden erwachte, und seine Götter nicht mehr fände: ein Grieche, dessen junge, in Bildern spielende Vernunft noch keinen Sinn hat für einen metaphysischen Gott. Dies ist das hohe Vorrecht des Dichters, mit jeder Seele sich identificiren zu können. Dachten sich nicht die Schauspieldichter so an die Stelle eines jeden neuen Charakters in ihren unsterblichen Werken? Bey Ihrer Frage: 'hat der Dichter zwo Seelen?' waren Sie uneingedenk eines Vorrechts, das Ihnen selbst wohl eher zu statten kam, und ohne welches wir keine lebendige, poetische Darstellung hätten.

Da die Wahrheit, welche Sie in Schillers Gedicht vermissen, in jedem Kopfe anders modificirt erscheint, mithin als absolut für die jetztlebende Menschheit nicht existirt, warum sollte ich mich nicht an die relative Wahrheit halten, welche der Dichtung eigen ist, und welche gerade in diesem, Ihnen so misfälligen Werke des Genies, allgemeines Entzücken erweckt, ja Ihnen selbst mit unwiderstehlicher Anmuth den Tribut der Bewunderung entlockt? Die Wesen des Dichters sind Geschöpfe der Einbildungskraft, welche das wirklich Vorhandene innig auffaßt, und wieder zu hellen, lebendigen Gestalten vereinigt. Natur und Geschichte sind die nie versiegenden Quellen, aus welchen er schöpft; sein innerer Sinn aber stempelt die Anschauungen, und bringt sie als neugeprägte Bilder des Möglichen wieder in Umlauf. Keinen Gegenstand giebt es daher im weiten Weltall und in den mannichfaltigen Ereignissen der Vorzeit, dessen Darstellung nicht durch eines Dichters reines Feuer geadelt würde; aber auch keinen, der einer besudelten Einbildungskraft nicht frischen Zunder reichte. Aus derselben Blüthe bereitet die Biene sich Honig und Gift. Dem Menschen ist die freye Wahl gelassen, welches von beyden er aus den Bildern, die sich seinem Anschauungsvermögen aufdringen, für sich einsammlen will. In dem vor uns liegenden Falle schuf der Dichter aus Götternamen und personificirten Eigenschaften der Gottheit ein Ganzes, mit einer

in Bildern ſchwelgenden, aber keiner verderbten Vorſtellung fähigen Phantaſie. Was geht es ihn an, wie tief hinab ſich mancher mythologiſche Dichter ſenkte? Was würden Sie zu einer Meſſiade ſagen, die ihre Bilder aus dem Toldos Jeſchu entlehnte?

Lehrreich ſoll uns eine jede Dichtung ſeyn; ſie ſoll uns mit neuen Ideenverbindungen bereichern, das Gefühl des Schönen in uns wecken, unſere Geiſteskräfte üben, ſchärfen, ſtärken, durch ihre glühend lebendige Darſtellung, uns Begriffe des Wirklichen in dem Gemählde des Möglichen zeigen. Die Gewalt des Dichters über die Gemüther beſteht gänzlich in dieſer ſchaffenden Energie ſeiner Seelenkräfte; durch ſie rührt und erſchüttert, oder erweicht und entzückt er die harmoniſch mit ihm fühlende Seele, nicht durch ſein Lehrſyſtem, nicht durch einen beſondern äſthetiſchen Satz, den er etwa beweiſen will. Ließt wohl jemand Klopſtocks Epopee als einen verſificirten Katechismus, und gefällt die Gieruſalemme nur als ein Compendium der chriſtlichen Moral?

Vielleicht iſt es mir geglückt, befriedigend genug zu zeigen, daß man Schillers Götter Griechenlands bewundern könne, ohne ihre fabelhaften Urbilder anbeten zu wollen. Ich wünſchte hier, wie überall, den Misverſtand hinwegzuräumen. Nicht die Aeußerung Ihres Misfallens, wofür ich Ihnen als freyer Mann Dank weiß, ſondern die Art des Benehmens, welche für Sie und andere von nachtheiliger Wirkung iſt, veranlaßte dieſe gutgemeynten Winke. Ihre öffentliche Darlegung iſt Barmherzigkeit, verübt an manchem zarten Gewiſſen, welches vor dem ſchrecklichen Ruf des Wächters zuſammenfuhr, und alle die zerrüttenden Folgen empfand, die von der Entdeckung einer zuvor an ſich ſelbſt ungeahndeten Sündlichkeit unzertrennlich ſind. Mein ſey der ſüſſe Lohn, den ſchüchternen Kindern eines gütigen Vaters die Ueberzeugung wiedergeſchenkt zu haben, daß ihre Freude über ein ſchönes Gedicht ihn kindlicher, als die knechtiſche Furcht oder der unbefugte Eifer, ehrt: denn die Quaalen des Zweiflers, wenn ſie auf jemanden

zurückfallen müssen, so fallen sie nicht auf den, der einen Wahn bestreitet, sondern auf den Feind des Menschengeschlechts, der Seligkeit und Verdammniß daran knüpfte. Auf ihm allein haftet das Wehe! über den der Aergernis giebt; sonst hätte die Weisheit sich selbst verdammt, und der Weg zur Wahrheit bliebe auf ewig verschlossen. Ist aber nur die leere Furcht vor selbstgeschaffenen Schrecknissen besiegt, so können wir wieder ruhig empfinden, prüfen, überlegen, mit unserm Sinn und unserm Herzen zu Rathe gehen. Am Ende halten wir uns doch an unser Gefühl und unsere Einsicht, in Ermangelung einer bessern, und weil Sinn und Verstand eines andern — nicht die unsrigen sind; wir fordern aber auch von niemanden Gleichheit der Denkungsart und Glaubenseinigkeit, und feinden niemanden an, der anderes Sinnes ist; nicht, daß wir den Indifferentismus affektirten, sondern weil wir überall das Bild der Wahrheit im Spiegel der Vernunft, bald mehr bald weniger verzerrt, auch in der seltsamsten Stralenbrechung noch ehren, und von unserer eigenen Vernunft, ohne die lächerlichste Inconsequenz nicht glauben dürfen, daß sie allein untrüglich, und ihr Spiegel allein geradflächig sey.

Fühlen Sie dem ungeachtet den Beruf, die Ehre, nicht sowohl der Gottheit, als Ihrer Vorstellungsart zu retten? So würde ich Ihnen wenigstens wünschen, daß Sie mit einem so delikaten Subjekt als der Anthropomorphismus, äusserst behutsam umgiengen, und sich ja wohl bedächten, was für einen Sie dem griechischen entgegenstellen. Der Begriff des Seyns, bleibt leer für uns, solange wir nichts relatives hineinlegen; obschon das Seyn alles erschöpft. Denken Sie sich aber einen Gott mit Attributen, so wird er menschlicher, Sie bringen Ihn sich, und sich Ihm näher, und Schillers Worte werden wahr;

> Da die Götter menschlicher noch waren,
> waren Menschen göttlicher.

Für den erkünstelten Zustand der kalten Besonnenheit gehört freylich diese Vorstellungsart nicht; allein die leiden-

schaftlichen Stunden, wo wir alles personificiren, sind nicht die unglücklichsten für phantasirende Geschöpfe wie wir. Jeder Frühling und jede Blüthe, der Mann von Genie und seine Dichtungen, alles, alles ist für mich in solchen Stunden eine herrliche Offenbarung!

Gnügen Ihnen diese Offenbarungen und meine Erinnerungen nicht, so bleibt Ihnen ein ziemlich unbetretener Weg noch übrig. Setzen Sie Ihren Lehrbegrif in das helle Licht, welches jetzt die Götter Griechenlands in Schillers Liede umfließt; bieten Sie alle Kräfte auf zu einem unsterblichen Gesange, der Ihres Gegners Talente verdunkelt, und seinen Zauber auflößt. Den Beystand der neun Schwestern dürfen Sie zwar nicht dazu erflehen; allein, wer weiß, ob nicht eine, uns unbekannte Muse auch in Ihrem Himmel wohnt? — — — —

V.

Leitfaden zu einer künftigen Geschichte der Menschheit.

Neulich fiel mir Prior's Alma wieder in die Hände. In diesem Spottgedichte, wo er die Träume der Philosophen über den Siz der Seele belacht, hat er den drolligen Einfall, die Seele durch die Zehspizen in den neugebildeten Körper bringen, und allmählig in verschiedenen Perioden des Alters, durch die Beine und Schenkel hinauf, zum Gürtel, dann zum Herzen, endlich in den Kopf steigen zu lassen.

Statt des Beweises, beruft er sich auf die Erscheinungen, die eine jede Lebensepoche auszuzeichnen pflegen. Die Seele des Säuglings zum Beispiel, kan nach seiner Meinung nirgend anders, als in seinen Füßen wohnen; denn mit diesen stößt und zappelt er schon lange, ehe er kriechen und andere Theile seines Körpers bewegen lernt. Auch beim Knaben verweilt sie noch in diesen Extremitäten. Sieht man nicht am Steckenreiten und Springen, an der Rastlosigkeit, die es ihm unmöglich macht, einen Augenblick still zu stehen, daß seine Beine in einem fort seinen Willen bestimmen? Allein es komt die Zeit, wo die Seele höher steigt; andere Organe bilden sich zu ihrem Thron, von wannen sie den ganzen Körper beherscht, und alle seine Handlungen beziehen sich auf die Bestimmung und Kraft dieser Theile. Kindisches Spiel und rasches Umhertreiben ergözt den blühenden Jüngling nicht mehr;

ein neuer Trieb erfüllt sein ganzes Wesen, richtet alles Wirken seines Geistes auf einen Punkt, und kettet ihn an den Gürtel der Liebe. So geht es nun weiter zur Karakteristik des männlichen und höheren Alters.

Die Ausführung dieser Fantasie, die zwar etwas unfein und desultorisch, in Prior's eigener Manier gerathen ist, hatte wenigstens Laune genug, um zu ihrer Zeit das Lächerliche eines nunmehr vergessenen gelehrten Streits aufzudecken und scherzhaft zu züchtigen. Jezt fängt man an, mit der Sache das Gedicht zu vergessen; denn die neuere Philosophie hat wichtigere Sorgen, als diese, dem Wohnort der Seele nachzuspüren. Sie stehet am Rande jenes kritischen Abgrunds, den Milton's Satan einst durchwanderte. Die Substanzen, sagt man, fliehen sie stärker, je eifriger sie ihnen nachforscht; sie hat nicht nur die Seele ganz aus dem Gesichte verloren, sondern sogar der Körper soll ihr neulich abhanden gekommen sein. Wenn es so fortgehet, und alles um sie her verschwindet, so läuft sie wirklich Gefahr, im großen idealischen Nichts sich selbst zu verlieren, wofern nicht das uralte Chaos sie eben so freundschaftlich wie den Höllenfürsten lehrt, in jener „Unermeßlichkeit ohne Grenzen, Ausdehnung und Gegenstand, wo Zeit und Raum unmöglich sind," — sich zu orientiren! Doch zurück von dieser Nacht des Ungrunds, des Zwists und der Verwirrung, wohin vielleicht keiner von meinen Lesern weder einem gefallenen Engel noch einem exaltirten Denker Lust zu folgen hat.

Kaum hatte ich jenes Gedicht wieder gelesen, so reihte sich in meinem Kopf ein ganzes Sistem der sogenanten Geschichte der Menschheit daran. Das Bindungsglied war jener so bekante, als gemißbrauchte Vergleich der verschiedenen Lebensepochen des einzelnen Menschen mit den Stufen der Kultur bei ganzen Familien und Völkern. Ich weis wieviel ich wage, indem ich diese Aehnlichkeit des Allgemeinen mit dem Besondern wieder hervorsuche. Wie leicht sind nicht Aehnlichkeiten überall gefunden? die Weisheit der alten Base entdeckt bei jedem

jungen Ehepaar gleichförmige Züge, deren Anziehungskraft, nach ihrer Physik, zu wechselseitiger Neigung die erste Veranlassung gab. So bemerkt sie auch an jedem älteren Ehepaar immerfortschreitende Verähnlichung, und wundert sich, daß demungeachtet die Anziehungskraft mit jedem Jahre sich merklich vermindert. Solten, aller Vorsichtigkeit ungeachtet, die Resultate meiner Wahrnehmungen mit dieser ehrwürdigen Matronenphysiognomik eine unglückliche Verwandschaft verrathen, so werde ich mich gleichwol, mit dem unvermeidlichen Schicksal aller meiner Vorgänger, die den Eräugnissen im Gebiete der Humanität nachgeforscht haben, wie es einem Philosophen ziemt, zu trösten wissen.

Ohne Prior's dichterischen Apparat zu benuzen, und ohne mich, mit wem es auch sei, über die Art und den Namen des wirkenden Prinzips im Menschen zu entzweien, halte ich mich zuförderst an die Erfahrung allein, und betrachte Erscheinungen oder Wirkungen, die unsern Augen täglich kund werden, die sich täglich berichtigen lassen.

Die ersten Organisationskräfte, man nenne sie plastisch mit den Alten, Seele mit Stahl, wesentliche Kraft mit Wolf, Bildungstrieb mit Blumenbach, u. s. w. wirken im Menschen dahin, daß er sich selbst erhalten, und sein individuelles Dasein hier gegen alle äusseren Verhältnisse behaupten könne. Die wesentliche Bedingniß zur Erreichung dieses Endzwecks, ist Wachsthum des Körpers, Festigkeit und Stärke der Glieder, vor allen derjenigen, die zur Bewegung erforderlich sind, der Knochen und Muskeln. Von der Empfängniß an, bis zum Augenblick der natürlichen Auflösung bemerkt man daneben einen allmähligen Uebergang aus einem vollkommen flüßigen Anfang, in einen bis zur Verhärtung festen Zustand der meisten Organe, und in eine zähe Verdickung der Säfte. Die Federkraft des organischen Stofs nimt so lange zu, als das Wachsthum dauert, und vielleicht noch länger, indem die Vollkommenheit aller Theile des Körpers in einem mittleren Verhältniß zwischen ihren festen und flüßigen Urstoffen besteht. Zuerst also ist der Wirkungs-

kreis der Kräfte, die eine menſchliche Geſtalt beleben, auf ihre eigene Materie und deren Entwicklung eingeſchränkt. So wie die ganze Organiſation mehr Konſiſtenz erhält, erweitert ſich die Sphäre ihrer Wirkſamkeit auch jenſeits ihrer körperlichen Grenzen, vermittelſt der willkürlichen Bewegung; doch hat ſie auſſer der Selbſterhaltung, und der damit verbundenen Vernichtung fremdartiger Organiſationen, noch keinen beſtimteren Zweck. Bewegung iſt der Genuß des Knabenalters; ſie entſpringt aus einem Gefühl der Kräfte, und iſt Wirkung ihres inneren Reizes; auch befördert ſie wieder das Wachsthum, die gleichförmige Entwicklung und die Stärke des Körpers.

Eine Folge des allgemeinen Wachsthums iſt aber die Ausbildung der Organe und Abſonderung der Stoffe, welche zur Hervorbringung derſelben Form des Daſeins in andern Individuen unentbehrlich iſt. Der Menſch wird zur Fortpflanzung fähig, ehe er zu ſeiner beſtimten Länge und Stärke gelangt, ehe er völlig ausgebildet iſt, ehe die Knorpel alle geſchwunden ſind. Mit der Entwicklung jener Organe, mit der Scheidung jener Säfte verbindet ſich ein ſtarker Reiz, das Kennzeichen einer neuen Richtung der Organiſationskräfte, die auf ein Wirken auſſer ſich, und zwar nicht mehr auf Zerſtörung, ſondern auf Vereinigung und Mittheilung hinausläuft. Die Blüthezeit des Menſchen, die frohe Zeit des berauſchenden Genuſſes, der im Tauſch der Empfindungen und wechſelſeitiger Hingebung beſteht, iſt jedoch wie jede Blüthezeit ein kurzer, ſchnellvorübereilender Augenblick.

Nach der Erſcheinung des Geſchlechtstriebes erreicht der Körper ſein volles Wachsthum, ſeine höchſte Reife. Der Widerſtand der Theile komt mit der ausdehnenden Kraft ins Gleichgewicht. Knochen, Sehnen, Muskeln gewinnen den höchſten Grad ihrer Feſtigkeit, Spannkraft und Stärke. Das Blut, welches zur Ergänzung, nicht mehr zur Vergrößerung des Körpers ſeinen Kreislauf fortſezt, iſt nicht nur in größerer Menge vorhanden, ſondern wird feuriger, in ſich ſelbſt lebendiger und belebender, als

zuvor. Man ist daher geneigt, schon im voraus eine wichtige Revolution im Menschen, bei diesem Stillstand in seinem Wachsthume zu erwarten. Wenn die Erhärtung gewisser Theile der bildenden Kraft nun Grenzen steckt, und keine Ausdehnung mehr statt finden läßt, so würde bald das Blut in allen Adern stocken, falls es kein Mittel gäbe, dasselbe in dem Maaße, wie es aus den Speisen bereitet wird, wieder zu verarbeiten. Dieses Mittel bietet aber die Abnuzung der Organe dar, welche jezt um so schneller vor sich geht, je heftiger das Gefühl ihrer Kraft zu anhaltender Bewegung, zu gewaltsamer Anstrengung, zur Thätigkeit im Aeussern reizt. Nie trug der Körper größere Lasten, nie regten sich die Glieder mit geringerer Erschöpfung, nie vermogten die gespanten Muskeln mehr als jezt, da die Ergänzung aus dem reichen Blutsquell so leicht von statten geht. In der That steigt auch das Gefühl der eigenen Kraft im Menschen jezt auf den höchsten Punkt; er empfindet mehr als jemals den Trieb außer sich zu wirken, den mächtigen Willen, womit er sich ein Herr der Schöpfung wähnt, und die zur Leidenschaft verstärkte Begierde, wodurch er, ohne die Gefahr im Hinterhalt zu ahnden, ein Sklave der coexistirenden Dinge wird. Nach dem Rausch eines Augenblicks, kehrt das Gefühl der freien Selbstheit zurück, zum Gebrauch der inwohnenden Kraft; aber milder ist doch der Genuß in dieser langen Epoche des reifen Alters, welches auch im Erhalten die Macht seines Wirkens fühlt.

Das feuchteste, weichste, zarteste, eindruckfähigste Organ, das Organ der Empfindung, der Erinnerung und des Bewußtseins, mit einem Worte das Hirn, empfängt und sammelt von Kindheit an die Einwirkungen der äußeren Gegenstände, vermittelst der Sinneswerkzeuge, und des ganzen Nervensistems. Seine Masse bleibt weich, und erlangt erst in späterem Alter eine gewisse, jedoch immer sehr geringe Festigkeit. Kein Wunder also, daß erst in der Periode des Stillstands die Lebenskräfte des Hirns ihre höchste Regsamkeit äussern, und durch die von solchen

Aeuſſerungen unzertrenliche Reaktion die Klarheit des Bewußtſeins erhöhen. Wenn bereits die Knochen ſpröde, die Muskeln ſteif, die Sinne ſtumpf und die Nerven überhaupt weniger empfindlich geworden ſind, erhält ſich noch die Wirkſamkeit dieſes bewundernswürdigen Organs. Zurückgezogen aus ſeinem größeren Wirkungskreiſe, bleibt alsdann der Menſch ſich ſelbſt noch übrig, und findet in dem zarten Gewebe ſeines Hirns das Weltall wieder, wenn es auſſerhalb deſſelben kaum mehr für ihn exiſtirt. Herlicher Genuß auch dieſer, und vielleicht der herlichſte von allen, dieſes erhöhte Bewußtſein des Menſchen, der in ſich ſelbſt eine Welt beſchaut, und ſolchergeſtalt die lezten Höhen ſeiner Ausbildung erſteigt.

So ſind alſo die Hauptbeſtimmungen des Menſchen: Selbſterhaltung, Fortpflanzung, Wirkſamkeit außer, und Rückwirken in ſich ſelbſt, von einer nach und nach erfolgenden Veränderung verſchiedener Organe abhängig, und im genaueſten Verhältniſſe mit den Perioden des Wachsthums, der Pubertät, des Stillſtands und der Hirnerhärtung.

Mit allen Thieren haben wir Erhaltung und Fortpflanzung gemein; in ſo fern alſo ſind dieſe Funktionen mit den beſondern und ausſchließenden Beſtimmungen der Menſchheit nicht zu vergleichen. Das Daſein des Einzelnen und der geſamten Gattung hinge gleichwol an einem gar zu ſchwachen Faden, wenn die Periode des Wachsthums und des Geſchlechtstriebes nicht vor der höchſten Entwicklung der Thätigkeit nach Auſſen und der Denkkraft vorherginge. Vor allen Dingen müſſen wir *ſein*; ſodann erſt können wir auf eine beſtimte Art und Weiſe unſere Kräfte äuſſern. Da indeſſen das Wachsthum aller Organe gleichzeitig fortſchreitet, (wiewol das zarteſte früher ausgearbeitet erſcheint,) da nur die Zeitpunkte ihrer *höchſten* Wirkſamkeit, *ihrer Reife* verſchieden ſind; da auch das Handeln und Denken ſchon während der Epoche des Wachsthums ſeinen Anfang nimt: ſo darf man in gewiſſer Hinſicht behaupten, daß unſere Exiſtenz zu keiner Zeit bloß thieriſch iſt.

Was scheint nun wol natürlicher, als die Voraussezung, daß zwar keine Anlage im Menschen unbenuzt und unentwickelt bleiben, aber auch keine auf Kosten der übrigen ausgebildet und vervollkommnet werden dürfe? die Natur bindet sich jedoch nirgends an diese Regel. Wäre sie unabänderlich, so wüßten wir nicht, wie weit sich die Perfektibilität jedes einzelnen Organs erstreckt, und in welchem Grade die Lebenskraft sich darin äussern kan, sobald sie sich ganz darauf konzentrirt und die übrigen Organe vernachläßiget. Nun wird aber diese Kraft durch geringe Anomalien der Bildung und hinzutretende äussere Verhältnisse so bestimt, daß einzelne Theile durch sie im Körper gleichsam herschend werden, daß alles sich auf diese zu beziehen scheint, und zur Vervielfältigung, Erleichterung und Vervollkommnung ihrer Funktionen dienen muß. Das unbändigste Kraftgefühl, die unersättlichste Salacität, die heftigste Leidenschaft und der göttlichste Tiefsinn können nimmermehr in einem Menschen vereinigt sein; sondern eine von diesen Eigenschaften, sobald sie in ihrem Grade hervorsticht, verdrängt die übrigen, und entzieht andern Organen die erforderliche Energie. Der Wollüstling Sardanapal konte nicht die Geseze des Zusammenhangs ergründen, wie der Denker Newton; die enthaltsamen Kornaren hatten nicht, wie Milo der Kämpfer, einen Ochsen getragen, u. s. f. Gleichgewicht unter jenen Eigenschaften ist also das Kennzeichen ihrer Mittelmäßigkeit, und beruht auf einer sehr vertheilten Lebenskraft; die Mannigfaltigkeit hingegen erfordert partielle Disharmonien und Excentricitäten.

Die Ursache dieser Abweichungen von einer gleichförmigen Entwicklung entzieht sich unseren Blicken. Verkettungen des Schicksals aufsteigend in unabsehlicher Reihe, wirken im Moment der Zeugung unaufhaltsam, das Maaß der Empfänglichkeit der neuen Organisazion in allen ihren Theilen zu bestimmen; ein geringfügiger, dem Anschein nach unbedeutender Umstand, durch eine eben so lange Reihe vorhergehender Begebenheiten vorbereitet, ertheilt

durch einen unmerklichen Stoß dieser Maschine eine Richtung, die sie Zeitlebens behält; und jeden Augenblick des Daseins folgen sich schnell diese Stöße und verrücken die Kreise, die unsere Philosophen in Gedanken ziehen.

Diese allgemein bekanten Erfahrungen scheinen sich mir auch in der großen Masse des Menschengeschlechts zu bestätigen, und ganze Völker scheinen jene verschiedenen Stufen der Bildung hinanzusteigen, die dem einzelnen Menschen vorgezeichnet sind. Die Natur scheint anfänglich auch bei diesen Haufen nur für Erhaltung zu sorgen; späterhin, wann sie reichlichere Quellen der Subsistenz ausfindig gemacht haben, komt der Zeitraum ihrer Vermehrung; sodann entstehen große Bewegungen, gewaltsames Streben nach Herschaft und Genuß; endlich entwickelt sich der Verstand, verfeinert sich die Empfindung, und die Vernunft besteigt ihren Thron.

Tanz und Kampf sind die ersten Fertigkeiten des Wilden, der sich um eine einzige Stufe nur über das Bedürfniß der Thierheit erhebt. Er fühlt seine Kraft im Vernichten; im Taumel der Siegesfreude stampft er unwillkürlich die Erde mit seinen Füßen; alles an ihm ist unbändiger Knabenmutwille, und inneres Streben ohne Richtung.

Der Ueberfluß, gleichviel ob Jagd und Viehzucht oder Ackerbau ihn erzeugte, läßt in der behaglichen Ruhe, die er veranlaßt, durch den sanfteren Reiz wuchernder Säfte den Geschlechtstrieb stärker entflammen. Ein mildes Klima, ein fruchtbares Land, eine ruhige, ungestörte Nachbarschaft, und wer mag bestimmen, welcher andere Zusammenfluß von Organisazion und äusseren Verhältnissen beschleunigte das Wachsthum sowol der Chineser und Indier als der Neger, entwickelte früher ihren Geschlechtstrieb, führte die Polygamie unter ihnen ein, und machte sie zu den volkreichsten Nazionen der Erde. Allein Erschlaffung ist das Loos einer zu üppigen Verschwendung der Zeugungskräfte. Im Herzen und Hirn dieser Völker schlief die belebende Kraft, oder zuckte nur konvulsivisch. Zur Knechtschaft

geboren, bedurften sie, und bedürfen noch der Weisheit eines Despoten, der sie zu den Künsten des Friedens anführt, und mechanische Fertigkeit in ihnen weckt. Die Ruthe des Despotismus, auch wenn eine milde Hand sie regiert, kan jedoch nur das Menschengeschlecht auf dem Wege der Nachahmung und Gewohnheit in ewig einförmigem Schritte vor sich hintreiben, nicht eigenthümliche Bewegung und erfinderische Kraft in ihm hervorrufen. Was ist der höchste, aber geschmacklose und keiner Vervollkomnung fähige Kunstfleiß noch werth, bei jener starren Unveränderlichkeit der Sitten und Gebräuche, jener finstern Schwärmerei einer herz- und sinnlosen Religion, jener schwerfälligen, kindischen Vernunft der asiatischen Völker?

Unter einer andern Verbindung von Umständen begünstigte hingegen der Zeitpunkt, wo der ruhige Besiz des Eigenthums eine stärkere Bevölkerung nach sich zog, die Entwicklung eines Keims zu großen und erhabenen Leidenschaften, der schon im rohen, Zerstörung athmenden Barbaren liegt. Die beherzten Räuberbanden in Griechenland und Latium schufen sich eine Verfassung, wo Tapferkeit, Vaterlandsliebe, Freiheitssinn, Edelmut, Ehrgeiz und Herschsucht, schon lange bevor noch ein Stral von wissenschaftlicher Aufklärung ihnen leuchtete, die Triebfeder großer Handlungen waren. Weichlinge, ohne dieses Löwenherz voll Kraft, konten nicht jenes hohen Gefühls, nicht einer jener Heldentugenden fähig sein.

Nur solche Völker, die in ihrer früheren Periode der Wollust glücklich entgangen, und in den Armen der Freiheit zu männlicher Stärke herangewachsen sind, können und müssen zulezt den höchsten Gipfel der Bildung ersteigen, wo die ganze Energie unseres Wesens sich in den feineren Werkzeugen der Empfindung und des Verstandes am thätigsten erweiset. Nur dreimal, nur in Europa, und jedesmal in anderer Gestalt erblickte die Welt das Schauspiel dieser lezten Ausbildungsstufe. Einzig und unerreichbar erhob Athen zuerst ihr stolzes Haupt, da blühende Fantasie und reiner Schönheitssinn in ihr die Erstlinge

der Kunſt und Wiſſenſchaft erzeugten. Rom war nicht mehr frei, und die Beute der halben Welt hatte daſelbſt bereits das zügelloſeſte Sittenverderbniß angezündet, als es die Trümmer attiſcher Kultur in ſeinem Schooß aufnahm, und glänzender durch Ueppigkeit als durch hohen Schwung des Genies, für ſeine künftigen Ueberwinder ſie aufbewahrte. Schon war der ſanfte Frühlingszauber von Duft und Blüte dahin, und die Periode römiſcher Aufklärung glich einem ſchwülen Sommertage, den am Abend ein Donnerwetter beſchließt. Uns endlich, der Nachkommenſchaft eines glücklichorganiſirten Barbarenſtammes, bei dem hernach das romantiſche Feuer des Rittergeiſtes ſo ſchön aufloderte, uns bleibt der Herbſt mit ſeinen reifen Früchten noch übrig; wir ernten und keltern und füllen unſre Scheuren, der Himmel weis, für welchen bevorſtehenden Winter! —

Doch es ſei für heute genug geträumt von dieſen vier Stufen der *muskulariſchen*, *ſpermatiſchen*, *heroiſchen* und *ſenſitiven* Kultur. Die mancherlei Schattirungen, welche zwiſchen einigen dieſer Haupteintheilungen fallen, gehen mich hier nichts an, und laſſen ſich leicht klaßifiziren. Ich verſpare die Ausführung meines Siſtems für ein dickes Buch, wozu ein Ozean von Citaten in Bereitſchaft liegt, der bei ſeiner Ueberſchwemmung alle Einwürfe, wie unſichere Dämme zu durchbrechen und zu vertilgen droht. Mit Citaten kämpft man ja gegen Citaten, und wie die Erfahrung lehrt, auch nicht ſelten ſehr glücklich gegen den Menſchenverſtand. Die meiſten alten Eintheilungen der Menſchengattung ſind ohne dies ſchon längſt verworfen. Noahs Söhne; die vier Welttheile; die vier Farben, weiß, ſchwarz, gelb, kupferroth, — wer denkt noch heut zu Tage an dieſe veralteten Moden? Ein anderes iſt es freilich um eine metaphyſiſche Eintheilung! Dem kühnen Verſuch, alle Völker der Erde von einem *guten* und einem *böſen* Prinzip abſtammen zu laſſen, fehlt nichts als — ein Beweis, — ſo ſtreicht meine Hypotheſe die Segel, und ihr Urheber muß ſich noch allzuglücklich ſchäzen, daß er kein *geborner Teufel* iſt.

VI.

Ueber Proselytenmacherei.

An die Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift.

Verschiedenheit der Meinungen war nie ein Grund, der Sie bestimmt hätte, jemanden Ihre Freundschaft zu entziehen. Nie versagten Sie Ihre Hochachtung einem rechtschaffenen Manne, der aus Ueberzeugung und nach Grundsätzen, diese mochten von den Ihrigen so abstechend als möglich sein, ohne Beeinträchtigung der Rechte des einzelnen Menschen oder des gesellschaftlichen Vertrages handelte. Nur der Unwürdige war Ihnen verächtlich, der die Stimme der natürlichen Gerechtigkeit in seinem Busen übertäuben, und gegen besseres Wissen vorsetzlich die Befriedigung seines Willens auf Kosten der Freiheit und des Eigenthums seines Mitmenschen suchen konnte.

Der Satz, von welchem alle Moralisten ausgehen: die Anerkennung derselben Rechte, die man für sich verlangt, in jedem einzelnen Menschen; führt mich also, mit dem Bewußtsein, daß er die unerschütterliche Grundlage Ihres Denkens und Handelns bleibt, in vollem Vertrauen zu Ihnen, indem ich eine *Meinung*, welche von der Ihrigen abweicht und sie bestreiten soll, durch Ihre Monatsschrift vor das Publikum zu bringen wünsche.

Der August Ihrer Monatsschrift von diesem Jahr enthält, unter der Rubrik: *Proselytenmacherei*, ein Schreiben des Herrn Hofgerichtsraths Bender zu Eltvill im Rheingau an die katholische Wittwe eines Protestanten;

worin er ihr mißräth, ihre Söhne in der lutherschen Religion erziehen zu lassen. Die öffentliche Bekanntmachung dieses Schreibens soll, Ihrer Erinnerung zufolge, „zur Beschämung des Briefstellers dienen, der auf das „hinterlistigste alle Motive in Bewegung zu setzen „sucht, um eine schwache und betrübte Person zu „einem unredlichen Schritte zu verleiten, indem er „ihr denselben als Pflicht und als Befehl von Gott vor„spiegeln will." Erlauben Sie mir, daß ich über die Wahl der auffallenden Worte, deren Sie Sich bedienen, ein wenig mit Ihnen rechten darf.

Proselytenmacherei. Ich begreife nicht, wie man im protestantischen Deutschland, welches so lange her bemüht gewesen ist, von allen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte, in Absicht der Vorstellungsart, der Sitten, Gebräuche, Religionen, und Verfassungen, der Armuth und des Reichthums der Begriffe, des Gebrauchs, Mißbrauchs und Nichtgebrauchs der Verstandeskräfte genaue Kenntnisse einzusammeln; ich begreife nicht, wie man da den Geist eines angeblich alleinseeligmachenden Glaubens je soweit hat verkennen können, um sich zu schmeicheln, daß seine Bekenner dem ernsten Bestreben entsagen würden, Andersgesinnte zu ihrer Meinung zu überreden. Von wem mag sich die Behauptung wohl herschreiben, daß die Katholiken auf Bekehrungen je Verzicht gethan? Niemand hat mir ihren Urheber zu nennen gewußt; und dies vielleicht um soviel weniger, als es gewiß ist, daß dieser Wahn erst seit kurzem gerügt wird, und überall so wenig Beifall findet, daß er kaum der Rüge werth zu sein scheint. Wenn ich einer Muthmaßung Raum geben dürfte, so würde ich seine Entstehung dort suchen, wo man ihn zuerst widerlegte. Von Schulverbesserungen, von Aufnahme der Wissenschaften und Künste, von Klösteraufhebungen, von Duldung andrer Glaubensverwandten, von Beförderungen protestantischer Gelehrten im katholischen Deutschland, hatte man, und zwar mit Recht, viel rühmen gehört. Wie leicht schwärmt man nicht für das Gute, welches jedem nach

seiner Einsicht das Beste scheint! Es bedurfte nur einer lebhaften Einbildungskraft und eines edlen Enthusiasmus für die Wohlthat der Reformation, um den Trugschluß zu erzeugen: daß ein aufgeklärter Katholik im Stillen schon mehr als halber Protestant sein müsse. Die Katholiken waren wohl weit entfernt, sich von dieser vermeintlichen Metamorphose ihrer selbst etwas träumen zu lassen; eben so entfernt, wie jene Protestanten, denen derselbe Enthusiasmus auf den Kopf zusagen durfte: sie könnten, ohne es selbst zu wissen, heimliche Jesuiten sein. Allein es währte gewiß nicht lange, so mußte der Mann, der diese unsichtbaren Verwandlungen erspäht zu haben glaubte, sich selbst seinen Irrthum eingestehn, sobald er nehmlich zur wirklichen Untersuchung schritt, und die deutschen Katholiken gegen das Ideal in seinem Kopfe hielt. Nach dieser Entdekkung wußte er sich dann vermuthlich keinen andern Rath, als jenen so notorisch gewordnen Kampf mit seinem eigenen Hirngespinnst. Die längstbekannte, nie bezweifelte Ueberzeugung der Katholiken, daß die Bekehrung der Andersgesinnten verdienstlich sei, mußte itzt auf einmal etwas unerhörtes heißen, damit man über protestantische Sorglosigkeit laute Klagen erheben und uns in die polemisirenden Jahrhunderte zurükversetzen konnte. Wenn der Verdruß über jene Selbsttäuschung auch so weit gegangen wäre, daß er über alles und jedes Beginnen unsrer katholischen Landsleute die unbilligsten Urtheile veranlaßt hätte; so würden Sie Sich mit mir über eine so natürliche, dem menschlichen Herzen so angemessene, Wirkung wohl schwerlich gewundert haben.

Ich wiederhole also: daß die meisten Katholiken sich durch den Lehrbegrif ihrer Kirche berufen glaubten, Proselyten zu machen, dies konnte keinem in seiner Religion zwekmäßig unterrichteten Protestanten, keinem, für dessen Belehrung und Unterhaltung durch unsere zahllosen Journale gesorgt werden sollte, unbekannt geblieben sein. Der Glaube, daß außer dem Schooße der Kirche keine Seligkeit zu hoffen sei, stände ja mit der Menschen-

liebe im Widerſpruch, wenn er nicht an den Wunſch eine allgemeine Bekehrung zu bewirken innig gebunden wäre. Dieſe beiden Grundſätze ſtehen und fallen miteinander; und die Katholiken können nicht eher aufhören zu bekehren, bis ſie aufhören zu verdammen. Der aufgeklärte Proteſtant, der allen chriſtlichen Parteien ziemlich gleiche Anſprüche auf die Seligkeit zugeſteht, muß zwar nach ſeinem Gefühl dieſen verdammenden Glauben mit ſeiner nnmittelbaren Folge, dem Bekehrungseifer, mißbilligen und verwerfen; allein er wird zugleich geſtehn, daß der Katholik auch bei dieſem Glauben wenigſtens noch *konſequent* iſt. Daß dieſer Glaube, daß ſo mancher andere Glaube ſich des menſchlichen Herzens hat bemeiſtern können: darüber darf der Philoſoph das Loos der Menſchheit bedauern, denn das iſt *ſeinem* Glauben gemäß; er wird aber unſtreitig der letzte ſein, der ſeinen Mitmenſchen die güldene Freyheit abſprechen möchte, zu glauben was ſie *wollen* oder *können*. Dieſe Freiheit aufzuheben, iſt nicht nur unerlaubt, ſondern auch zum Glük nur in unaufgeklärten Ländern noch möglich.

„Der Himmel bewahre," wird man mir antworten, „daß ein Proteſtant, er ſei Philoſoph oder nicht, den Ein„fall haben ſollte, einen andern Glauben, wäre es auch „der alleinſeligmachende ſelbſt, im Heiligen Römiſchen „Reiche verfolgen oder in einem gehäſſigen Lichte dar„ſtellen zu wollen. *Das* aber läßt ſich keinem wehren, „daß er nach Grundſätzen einer erleuchteten Vernunft, „welche ſeit kurzem ſo manche Rieſenſchritte gethan, ſich „ſelbſt von ſeiner Ueberzeugung Rechenſchaft geben, ſich „gegen eine Religion, welche die Zahl ihrer Bekenner zu „vermehren ſucht, mit Gründen verwahren, ſeine Glaubens„genoſſen vor dem Abfall ſichern, und der Wahrheit „Zeugniß geben darf."

Wahrheit! ſchönes, großes, heiliges Wort, unzertrennlich von Empfindung und Gedanken; und dem Menſchengeſchlechte ſo theuer, daß Religion und Philoſophie an die Ergründung ſeines göttlichen Sinnes die

höchste Glükseligkeit knüpften! Wer ist so blödsinnig, daß er Wahrheit nicht erkennen; wer so neidisch, daß er die erkannte Wahrheit nicht mittheilen möchte? Verzeihen Sie diese Apostrophe; Sie wissen ja, ich war von jeher ein Eiferer für

Die Sonnen: Wahr und Gut und Schön!

Wahrheit also muß behauptet, muß mit Gründen verfochten werden; und so lange sie einem unaufgelöseten Problem ähnlich sieht, das ist, überall wo Verschiedenheit der Meinungen herrscht: kann ihre Erforschung ohne Diskussionen, ihre Mittheilung ohne Ueberredung nicht von Statten gehn. Indem ich hier die Gründe meiner Ueberzeugung darlege, wünsche ich ihre Gültigkeit anerkannt zu sehn; sie sind die Ueberredungsmittel, deren ich mich bediene, um meinen Erkenntnissen Eingang zu verschaffen, um Andere mit mir gleichförmig denken und empfinden zu lassen, um für meine Meinung Stimmen zu gewinnen. Indem Sie durch Ihre Monatsschrift dem Aberglauben, der Schwärmerei und dem Betrug entgegen arbeiten wollten, hatten auch Sie die Absicht, der Wahrheit, wie sie von Ihnen erkannt worden war, Beistimmung zu erwerben, Ihre Ueberzeugung in mehreren Köpfen geltend zu machen, Ihre Leser, mit einem Worte, zu überreden. Behauptungen, von deren Zuverläßigkeit man überzeugt ist, die man aber nicht ausbreiten will, bringt man auch nicht ins Publikum.

Von der Wahrheitsliebe ist also der Bekehrungsgeist unzertrennlich, insofern er das Bestreben ist, andere zu seiner Meinung zu gewinnen. Vom Wilden bis zum Großinquisitor, vom frommen Schwärmer bis zum Philosophen sind wir alle *Proselytenmacher*; und was so tief in der menschlichen Natur gegründet ist, kann nicht *an sich*, kann nur durch den Gebrauch unrechtmäßiger Mittel sträflich sein. Der Streit zwischen Protestanten und Katholiken hatte vieler Menschen Blut gekostet, als endlich ein feierlicher Friedensschluß jeder Partei die *gewaltthätige Beeinträchtigung* der andern unter-

sagte. Allein auch damals schon kannte man die Rechte der Menschheit zu wohl, damals schon hatte man sie mit so großem Nachdruk geltend zu machen gewußt, daß jedem deutschen Manne Freiheit des Gewissens zuerkannt, mithin auch allen Religionsparteien, deren Rechtmäßigkeit jene Sanktion förmlich bestätigte, gestattet wurde, Proselyten anzunehmen, die sich durch Bestimmungsgründe, welche ihnen überwiegend schienen, zu einem freiwilligen Tausch bewogen fänden. Dem Katholiken steht es also frei, aus eigener Wahl zur protestantischen Religion überzugehn, und eben so dem Protestanten, katholisch zu werden.

Wenn es nun unläugbar ist, daß der Geist der Proselytenmacherei so lange unter den Katholiken nicht erlöschen kann, bis die katholische Kirche durch eine bestimmte, alle ihre Bekenner bindende, Auslegung ihres Lehrbegrifs den Andersgesinnten die Hofnung der Seligkeit zugestehn wird; wenn ferner durch die itztgültigen Religionsverträge die Gewissensfreiheit anerkannt, und der Uebergang von einer Kirche zur andern gestattet worden: wer möchte es wagen, den Katholiken ihre Proselytenmacherei zu wehren, oder auch nur dieses Wort mit dem Ausdruk der Verunglimpfung auszusprechen, um die Handlung selbst und die Religion, welche sie zu billigen scheint, in einem gehässigen Lichte zu zeigen? Die Erbitterung war einst heftig zwischen der protestantischen und katholischen Partei; kaum sind sie noch besänftigt, kaum ist Mäßigung und Duldung allgemeiner geworden; und in diesem reizbaren Zustande kann leicht ein hartes Wort die Ruhe stören und für einen wirklichen Angrif gelten. Die erneuerte Wuth der Religionsstreitigkeiten — ich appellire an Ihr Gefühl! — würde dem Schluß des achtzehnten Jahrhunderts keine Ehre machen.

„Sind denn aber die Schranken nicht zu bestimmen, „innerhalb welchen eine wohlgemeinte Warnung erlaubt „und unbeleidigend ist? Soll der eifrige Protestant ruhig „zusehn, daß die katholische Religion von allen Seiten um „sich greift, überall durch ihre Ueberredungskünste neue

„Bekenner an sich lokt, und das Häuflein seiner Glaubens-
„genossen größtentheils oder (— meinen Sie? —) endlich
„ganz verschlingt?“ Hier ist meine Antwort. Können die Protestanten wirklich der Macht der Ueberredung nicht widerstehen, ist es mit ihrem Herzen und ihrem Verstande so bestellt, daß die Lehre, für welche das Blut ihrer Väter einst geflossen, ihnen itzt verwerflich scheint: so ist ja alle Rettung verloren, aller Widerstand vergeblich, und jede Anklage eines katholischen Proselytenmachers bei dem Publikum eine Herausforderung, welche die gefürchtete Apostasie des großen Haufens und demnächst den Sturz der ganzen Partei nur beschleunigt. Setzen Sie den Islam, oder welche Religion Sie wollen, an die Stelle der katholischen; und das Resultat bleibt dasselbe. Könnte die göttliche Sendung Mohammeds durch Gründe vertheidigt werden, welche jeden Einwurf Ihrer Vernunft und Ihres Gefühls besiegten, so müßten Sie noch heute Muselmänner sein.

Doch die gute Sache des Protestantismus ist bei weitem so verzweifelt noch nicht, als die Furcht vor den Bekehrern sie zu machen scheint. Was beide Parteien, nächst ihrer Ueberzeugung, an Gründen für ihre verschiednen Glaubensmeinungen vorzubringen wissen, ist alles längst gesagt; und wenn etwas mit Wahrscheinlichkeit behauptet werden kann, so ist es dieser Satz: den Polemikern auf beiden Seiten sei Trotz geboten, daß sie auch nur Ein neues Argument noch anzuführen wüßten! Ihr Streit ist schon darum nicht zu vermitteln, weil er die ersten Prinzipien betrift, und schon darum schwer zu führen, weil die tiefsinnigsten Denker, wo es auf Prinzipien ankommt, einander so leicht mißverstehn*). Doch, gesetzt, daß einige der größten menschlichen Geister jene allgemeingültigen Prinzipien, die jeder individuellen Menschen-

*) S. Herrn Reinholds vortrefliche Abhandlung über den Skepticismus, im Juliusstük der Berl. Monatsschrift dieses Jahrs.

vernunft Geſetze geben, ſo gefaßt — oder errathen — hätten, daß ſie darüber einverſtanden wären, und darnach über die Anſprüche der Religionen aburtheilen könnten: ſo wäre doch ihr Urtheil für die Millionen von eingeſchränkteren Fähigkeiten unerreichbar, mithin kein Entſcheidungsgrund. Auch die Vernunft κατ' εξοχην exiſtirt nur für den, der ſie zu faſſen glaubt; jedem andern aufgedrungen, wird ſie ein Götze, deſſen Unfehlbarkeit zu predigen entweder Thorheit oder noch ſchlimmere Anmaßung ſcheint.

Wenn man demnach, um Proteſtant oder Katholik zu werden, auf die erſten Prinzipien ſelten zurükzukommen pflegt, weil man es nicht kann oder mag: ſo müſſen wohl andere Urſachen den Ausſchlag geben, ſo oft eine von beiden Parteien einen Proſelyten macht. Hat es ferner ſeine Richtigkeit, daß die Anzahl der von den Proteſtanten für die katholiſche Kirche gewonnenen Proſelyten bedenklich iſt: ſo wird die Veranlaſſung zu dieſen Bekehrungen, ſobald ſie ſich entdekt, das Mittel an die Hand geben, ihnen Einhalt zu thun.

Es giebt nur zwei Wege, wie man auf die Ueberzeugung eines Menſchen wirken kann: durch den Kopf, und durch das Herz. Je heller und erleuchteter aber der Verſtand, je reiner, edler und einfacher das Gefühl; deſto feſter ſteht die Ueberzeugung, deſto ſchwerer wird es, eine andere an ihre Stelle zu ſetzen, deſto wichtiger, erhabener, vollkommener müſſen die Gründe ſeyn, wodurch man eine Bekehrung bewerkſtelligen will. Sie werden mir zugeben, daß bei Proteſtanten, welche ſchön und wahr und gut empfinden, richtig und ſcharfſinnig denken, keine Bekehrung zu befürchten ſei; weil Sie dem Katholizismus, ſobald ihn Menſchen von dieſer Bezeichnung wählen könnten, entweder entſchiedene Vorzüge einräumen müßten, oder wenigſtens gegen den Uebertritt mehr nichts als die bloße Verſchiedenheit Ihrer Geiſteskräfte einzuwenden hätten. Alſo: aus welcher Klaſſe von Proteſtanten kann ſich die katholiſche Kirche Proſelyten ſuchen? Die Antwort iſt bereits im vorhergehenden enthalten: aus derjenigen Klaſſe, worin ſo

mancher Protestant keinen Sinn für die Moralität seiner Religion, für ihre Gründe zu wenig Vernunft besitzt, und nur vermöge der zufälligen Verhältnisse seiner Lage und seines Aufenthalts, durch Erziehung und Gewohnheit im Protestantismus erhalten wird. Wie nun jeder höhere Grad der Vernunft nur demjenigen, der ihn besitzt, Gesetze geben, und das geläuterte Gefühl seine Wirkungen von dem roheren nimmermehr erwarten darf: so reduziren sich alle Mittel, welche nicht auf die Erweckung des moralischen Sinnes, und auf verstärkte Wirksamkeit der eignen Denkkräfte im einzelnen Menschen abzwekken, und wodurch man gleichwohl die Anhängigkeit an eine bisher nur aus Gewohnheit von ihm anerkannte Religion erzwingen will, auf eine wirkliche Beeinträchtigung der Gewissensfreiheit, offenbare Gewalt, Recht des Stärkeren. Ist die Religion in die Verfassung unzertrennlich verwebt, ist sie ein Hauptrad der großen Staatsmaschine, und sieht sich aus diesem Grunde die gesetzgebende Macht gezwungen, um der Proselytenmacherei zu wehren, dem Gewissen des Bürgers Fesseln anzulegen: so hat alle freie Diskussion ein Ende; von Vernunft, Aufklärung und Wahrheitsliebe kann weiter nicht die Rede sein; Denkfreiheit und Moralität der Wahl sind vernichtet; Maschine steht nur gegen Maschine, und je früher man die zwei- oder dreimalhunderttausend Argumente Ihres Königs ins Feld rükken läßt, desto schneller und sicherer ist der Sieg des Protestantismus entschieden.

So wären wir aber heute noch auf demselben Punkte, wo man vor dreihundert Jahren stand; und so viele Märtyrer der Wahrheit, von allen Religionen und Sekten, wären ganz umsonst gestorben! Märtyrer der Wahrheit, sage ich; nicht der besondern *Meinung*, die ihnen wahr und der Aufopferung des Lebens werth dünkte, — denn unter widersprechenden Meinungen kann höchstens eine nur die wahre *sein*, und doch litten Huß und Servet wie Märtyrer des Kalenders, — sondern der theuer erkauften, mit Blut besiegelten Wahrheit: *daß der Glaube eines*

Menſchen, was immer ſein Gegenſtand ſei, keiner Gewalt auf Erden unterthan, und ſelbſt vom eignen Willen unabhängig iſt!

Nein. Die allgemeine Anerkennung dieſer Wahrheit haben wir vor den dunkleren Jahrhunderten voraus; ſelbſt die unumſchränkteſten Herrſcher haben ſie zur Richtſchnur gewählt; und durch ihre Kraft iſt das ſchreckliche Zwangsſyſtem in Gewiſſensſachen endlich gefallen. Jene großen Regenten wagten es alſo, diejenige Klaſſe von Unterthanen, deren Verſtand und Gefühl den Argumenten der Bekehrer den wenigſten Widerſtand leiſten konnte, ſich ſelbſt zu überlaſſen. Ohne Zweifel hatte dieſe Sorgloſigkeit die betrübteſten Folgen für die proteſtantiſche Kirche? Ganze Dörfer, ganze Städte und Diſtrikte bekannten ſich zur katholiſchen Religion? Die proteſtantiſchen Pfarrer ermüdeten das Ohr ihrer Monarchen mit Klagen über die Verminderung der Zehenten?

Da wäre nun der Fall doch bedenklich, und die göttliche Sache der Wahrheit bedürfte wohl zu ihrer Rettung — menſchlicher Hülfe. In der That muß ein jeder rechtſchafner Proteſtant, der in ſeinem Syſtem mehr Wahrheit und Menſchenglük findet, als andre Lehrbegriffe ihm darzubieten ſcheinen, für die Erhaltung dieſes Syſtems unter ſolchen Umſtänden recht ernſtlich beſorgt ſein: er muß es um ſo viel eher, da er keine unmittelbare Dazwiſchenkunft einer höhern Macht zum Beſten irgend eines menſchlichen Glaubens, auch nicht des wahren, in unſern Zeitläuften erwartet, ſondern leicht den Beruf fühlen kann ſtatt aller Wunderkräfte ſeine Klugheit und Redlichkeit für das Werkzeug anzuſehn, in welchem für dieſesmal die Beſchirmung der Wahrheit beſchloſſen liegt. Hier iſt indeſſen keine Zeit zu verlieren. Was räth uns die Klugheit?

Zuerſt, die Bekehrer ſelbſt zu erforſchen. Durch welche Vorſpiegelungen, durch welche Künſte gelingt es denen, die nach der ſo ängſtlich wiederholten Klage der proteſtantiſchen Journaliſten, von der katholiſchen Kirche zu dieſem Geſchäfte beſonders auserſehen ſein ſollen, ſo

viele Protestanten zu bethören? Es werden vielleicht Männer von tiefer Einsicht, von warmem Gefühl, von hinreißender Beredsamkeit sein? Weit gefehlt! Von rohen Mönchen und verschmitzten Priestern sprechen die Kläger. „Jenen, so „lautet ferner die Beschuldigung, ist ihre Regel der Ingbegrif alles Wissens, ihr Gefühl ist Köhlerglaube, die „Quelle ihrer Beredsamkeit ist die Legende. Diese, fährt man „fort, erschleichen das Zutrauen, schmeicheln dem Gewissen, „halten dem Eigennutz eine Lokspeise vor." Wir wollen hier die Fragen: ob Menschen von dieser Bezeichnung wirklich vermöge eines erhaltnen Auftrags handeln? und die andre: ob man überhaupt noch Missionen in das protestantische Deutschland schikt, fürs erste unerörtert lassen; genug,

Die Proselyten solcher Bekehrer sind also nur Wundersüchtige von schwacher Vernunft, oder Gewinnsüchtige von erstorbenem Gefühl. Die Unglüklichen! die Bedaurenswürdigen! Welches grausame Schiksal stieß sie so weit hinab, daß sie die schönste Bestimmung des Menschengeschlechts verfehlen, im Gebrauch ihrer Anlagen glüklich zu sein, glüklich als denkende und empfindende Wesen? Wer fesselte ihre Vernunft, wer stumpfte ihr Gefühl?

„Sie sind Sklaven."

Um ihrer Denkkraft Wirksamkeit, ihrem Gefühl sittliche Vollkommenheit zu verschaffen, fordern wir also ihre Wiedereinsetzung in alle Rechte der Menschheit. Freie Menschen nur können ihrer Bestimmung gemäß handeln. Laßt uns hinwegeilen über das allzubekannte, allzuwahre, was, so oft man es erwähnt, die Lebenskraft selbst des Sklaven mit seiner Wahrheit durchdringt: Frei sein heiße Mensch sein; der Freie nur bilde sich hinauf zum Vollkommnen; er sammle und erkenne die Verhältnisse der Wesen zu ihm und untereinander, fühle ihre Harmonie, ehre die heilige Kraft der Menschennatur, die das Weltall in ihn trägt, und genieße die Wonne, sich selbst und seinen Himmel im Busen mit Andern zu theilen! Ein freier Bürger eines freien Staats, und zugleich ein Proselyt zu sein: das wäre dann entweder ein Widerspruch, oder es

gereichte dem Kopfe und dem Herzen des Freiwählenden zur Ehre.

Man hat wohl eher den beklagenswerthen Zustand jener Unglüklichen, die der Despotismus herabwürdigt, die er des Adels der Menschheit beraubt hatte, durch eine schlaue petitionem principii zum Beweise angeführt, daß die Vormundschaft eines Despoten ihnen unentbehrlich sei; als ob nicht selbst das roheste oder auch das verworfenste Volk eine größere Masse von Einsichten und mehr lauteres Menschengefühl in sich faßte, als je ein Despot allein besitzen kann. Doch es sei der Fürst der weiseste und beste Mann im Staate; Weisheit und Güte beweisen noch nicht das Herrscherrecht. Kann ich die gesetzgebende Macht meiner Vernunft über mich selbst nur veräußern? Die Gesetze einer Vernunft befolgen, die nicht die meinige ist? Sie annehmen, sie anerkennen, sie verstehn, setzt bei mir gleichen Grad der Vernunft voraus: allein alsdann höbe die letzte Voraussetzung die erste auf. Diesem Dilemma entgeht man nie: ohne Anerkennung giebt es keine Superiorität; Anerkennung aber ist unmöglich bei ungleichem Fassungsvermögen; mithin ist die Herrschaft, selbst des Weisesten und Besten, kein Recht, sondern Gewalt. Die Einschränkung der Gewissensfreiheit ist nur der auffallendste Akt dieser Gewalt; ein Akt, wodurch der Despotismus seinen Untergebenen die Rükkehr zu ihrer eignen Vernunft gar abzuschneiden, alle freiwillige Regungen in ihnen zu erstikken sucht. Mit der Freiheit: sich vom Uebernatürlichen andre als die vom Regenten vorgeschriebnen Vorstellungen zu machen, verschwindet die letzte Veranlassung zur eignen Anstrengung der Vernunft; bei der maschinenmäßigen Befolgung einer Heilsordnung, die alles Nachdenken verbietet, erlischt der letzte Funke von Empfindung, womit nur erkannte Wahrheit das Herz zu erwärmen pflegt. Weise Regenten, denen diese tödliche Folgen unverholen blieben, schenkten daher dem Volke die Gewissensfreiheit als ein kräftiges Mittel zur eigenen Bildung, wodurch es vorbereitet werden könnte, die Majestätsrechte der Menschheit in sich

selbst zu empfinden, und deren Ausübung dereinst in seine Hände zurükzufordern. O warum glaubten sie, daß es noch dieser Vorbereitung bedürfte? Warum fühlten sie sich nicht groß genug, um die Befreier ihres Volks zu werden? Warum bedachten sie es nicht, daß einen Theil ihrer Rechte aufzuopfern, soviel als gar nichts der Freiheit des Bürgers einräumen heiße, solange der Nachfolger auf dem Throne alles niederreißen darf was sein Vorfahr baute, und die Gesetzgebung von der Willkühr eines jeden neuen Sultans, diese von den Eingebungen seines Divans, und diese wieder von den Launen des Harems, abhängt?

Es soll mich nicht wundern, wenn man diese Gedanken eines schwärmerischen Anstrichs zeiht. Lebhaftigkeit des Geistes und Wärme der Empfindung führen uns bald über die Gränzen des Wirklichen hinaus; und was immer der Lieblingsgegenstand sei, womit sich unser intellektuelles Wesen beschäftigt, so idealisirt ihn unsre Phantasie. In Ihrer Monatsschrift, diesem Schauplatz der Schwärmereien für und wider die Vernunft, mag immerhin auch die meinige ihre Stätte finden. Sollen wir schwärmen, so sei es für die Freiheit! Das ist wenigstens eine unschädliche, ehrwürdige, herz- und geistererhebende Schwärmerei, die nach dem Zeugniß der Geschichte, nicht immer ohne wohlthätige Folgen bleibt. Doch itzt zurük aus unsern utopischen Theorieen in die wirkliche sublunarische Welt.

Die Gewissensfreiheit existirt wirklich in einigen Staaten, deren Verfassung das Widerspiel der republikanischen ist; und man besorgt also im Ernst, daß die Bekehrung derselben zur katholischen Kirche unvermeidlich sei? Inzwischen, was nach der Theorie so zuverlässig war, so unfehlbar eintreffen mußte, ist gleichwohl bis itzt noch nicht geschehen: kein Distrikt, keine Stadt, kein Dorf in jenen Ländern ist bekehrt; kein Pfarrer hat über die Verminderung seiner Heerde und die Abnahme seiner Einkünfte geklagt. Beispiele von einzelnen Proselyten lassen sich nachweisen; allein sie bleiben seltne Ausnahmen, und

können eben so wenig einen allgemein gewordnen Hang zum Katholizismus unter den Protestanten darthun, als Steblitzki und Lord Gordon die besondre Neigung der itzigen Christen zum Judenthum beweisen. So giebt es auch neuerliche Beispiele, daß Katholiken zur protestantischen Religion übergetreten sind; nur fallen sie selten so in die Augen wie der Uebertritt des itzigen Herzogs von Norfolk, und man giebt sich keine Mühe sie zusammenzusuchen, weil die Kühnheit, daraus etwas allgemeines folgern zu wollen, hier jeden abschrekken muß. Bei der bekannten Denkungsart der katholischen Glaubensverwandten, die den Wunsch nach Bekehrungen rege und die Bewerkstelligung derselben verdienstlich macht, muß allerdings die Zahl der Proselyten, welche zu dieser Kirche übergehn, die der andern weit übersteigen, ohne jedoch für eine stärkere Neigung bei Protestanten zur Apostasie das mindeste erweislich zu machen. Der ganze Unterschied liegt darin, daß die Protestanten sich nicht wie so manche Katholiken, um neue Bekenner ihres Glaubens bewerben. Bedenkt man aber die unleugbar häufigen Versuche und Bemühungen eifriger Katholiken, die Protestanten zur Annahme ihres Bekenntnisses zu überreden, es sei nun, daß sie ihre Gründe vom weltlichen oder geistlichen Vortheil oder von beiden zugleich entlehnen, das Herz oder den Verstand in Anspruch nehmen; und zählt man noch hinzu, was so oft und dringend von der heimlichen Geschäftigkeit gewisser papistischen Ordensmänner durch den Weg geheimer Gesellschaften, physikalischer und hyperphysischer Prästigiatoren und andrer Emissarien in Ihrer Monatsschrift behauptet worden ist: so möchte man in Versuchung gerathen, den unbedeutenden Erfolg dieser mächtigen Bestürmung, bei der vorausgesetzten Schwäche der Prinzipien des großen protestantischen Haufens, geradezu einem Wunder zuzuschreiben: wenn uns, in Ermangelung der aufgeklärten Vernunft, die Macht der Gewohnheit nicht das Räthsel löfete. Daß bei vernünftigen Männern Hypotheſen sich in Dogmen verwandeln, daß die aufgeklärten

Britten den Sonntag wie puritanische Kopfhänger feiern, daß die katholische Kirche sich noch der Kurie unterwirft, daß Sklaven sich mißhandeln lassen von schwächern Tyrannen: diese und so viele Dinge mehr werden durch die Macht der Gewohnheit bewirkt. Wie? und der protestantische Glaube wäre allein nicht sicher unter ihrem Schutz? Wenigstens bei den Versuchen katholischer Proselytenmacher ihn wankend zu machen, sollte ich meinen, daß wir ruhig schlafen könnten. Oder wollen wir erst sehn, durch welche Mittel die Macht der Gewohnheit untergraben und überwältigt werden kann?

Zwei Kräfte giebt es allerdings, deren Wirksamkeit die Gewohnheit nicht widersteht: der Trieb der Selbsterhaltung, und das Beispiel. Ihre Art zu wirken ist sehr verschieden: die erste bringt schnelle, plötzliche Revolution zuwege; die zweite kommt unvermerkt und langsam zum Ziel. Der Druk des Despotismus, wenn er zu gewaltsam ist, wekt auch in einem anscheinlich erstorbenen Staatskörper das Selbstgefühl des Bürgers. Zum Selbstgefühl erwachen, heißt schon frei sein; denn ein jeder Despotismus ist wie der nächtliche Alp verschwunden, in dem Augenblik, wo das Volk zum ganzen Bewußtsein wieder erwacht. So schüttelt Frankreich itzt den Todesschlummer ab, in welchem es versunken lag, und wird frei. So befreite auch ein plötzliches Erwachen der Vernunft unsre deutschen Voreltern vom hierarchischen Joch; und nimmermehr wird dieselbe Reformation, die so schnell und unaufhaltsam jene aufs äußerste getriebenen Gemüther ergrif, durch eine ähnliche Veränderung wieder plötzlich und auf einmal in den Limbus der geistlichen Alleingewalt zurükfinken. Die einstimmige Mißbilligung solcher Maaßregeln, die auch nur dem leisesten Verdacht eines neuen Eingrifs in die Rechte der Gewissensfreiheit unterworfen sind, beweiset zur Genüge, daß die Tyrannei einer protestantischen Unfehlbarkeit schwerlich in der Reihe der ausführbaren Dinge zu suchen ist. Nichts geringeres aber als der Druk einer solchen Tyrannei könnte die Protestanten

auffordern, das Joch ihrer Kirche plötzlich abzuwerfen; — doch auch alsdann gewiß nicht um ein schwereres freiwillig wieder aufzunehmen.

„Allein die Macht des Beispiels, diese langsam „und sicher wirkende, sanft überredende, sich einschmei„chelnde Macht, kann unvermerkt die Wachsamkeit der „Protestanten einschläfern und alle Stützen ihrer Kirche „untergraben." Ich räume Ihnen ein, von dieser Seite drohet den Protestanten noch die meiste Gefahr. Wo katholische Fürsten protestantische Staaten beherrschen, und die Religion bei der Besetzung der Aemter ihnen mehr gilt als Geschicklichkeit und Verdienst: dort lassen sich die nachtheiligen Folgen des Beispiels leicht voraussehen. Dagegen hat man aber in solchen Staaten dem Mißbrauch der oberherrlichen Gewalt schon vorzubeugen und alle Besorgnisse in Zukunft überflüssig zu machen gewußt. Im Kurfürstenthum Sachsen ist die Besetzung der Landesstellen mit Subjekten die der Augsburgischen Konfession nicht zugethan sind, dem katholischen Regenten gänzlich untersagt. In Hessen mußte Friedrich II unter der Garantie von England und Dännemark der Erziehung seiner Kinder entsagen, dem ältesten Sohn die Grafschaft Hanau abtreten, und den versammelten Ständen mit einem feierlichen Eide betheuern, daß sein Uebertritt zur katholischen Religion keines der konstitutionsmäßigen Rechte der herrschenden reformirten Kirche schmälern sollte. Diesen Maaßregeln muß man es zuschreiben, daß das Beispiel der regierenden Fürsten in beiden Ländern ganz unschädlich geblieben ist. Allein diese Unschädlichkeit, muß ich bekennen, ist die Wohlthat der Verfassung, welche zwar von ächtrepublikanischer Freiheit weit entfernt, aber gleichwohl frei genug gewesen ist, um der Willkühr des Fürsten Gränzen zu setzen.

Ganz anders und ohne allen Vergleich gefährlicher müßte es um die Sicherheit der protestantischen Kirche in solchen Ländern stehen, wo alles von der unumschränkten Gewalt eines Einzigen abhängig ist. Gesetzt einmal, der Beherrscher einer protestantischen Despotie träte öffentlich

zum katholischen Glauben über; er besetzte die öffentlichen Aemter mit Katholiken; er suchte durch eine Verordnung nach der andern den Geist der protestantischen Kirche umzumodeln, katholische oder eigentlicher papistische Grundsätze in denselben überzutragen, die Denk- und Gewissensfreiheit einzuengen, kurz alles dahin einzuleiten, daß der große Schritt einer feierlichen Wiedervereinigung mit Rom zuletzt weder auffallen noch empören könnte; gesetzt, er wäre schlau genug, das sinkende Ansehen des Papstes in Deutschland unter einem politischen Vorwand aufrecht zu erhalten; er legte endlich dem aufgeklärten Patriotismus der katholischen Erzbischöfe neue Hindernisse in den Weg, und hemmte dadurch die Fortschritte der deutschkatholischen Kirche zur Läuterung und Independenz; — unter diesen, freilich höchst unwahrscheinlichen, Voraussetzungen den Erfolg bezweifeln zu wollen, verriethe doch eine gänzliche Unbekanntschaft mit den Gesetzen der Analogie. Nur scheint es mir aus diesem eventuellen Falle, wie aus allem Bishergesagten, bis zur unleugbaren Evidenz zu erhellen, daß nicht der Katholizismus an und für sich, sondern einzig und allein in Verbindung mit den Gräueln einer despotischen Regierungsform, der protestantischen Kirche furchtbar ist. Nehmen wir den Katholizismus ganz hinweg aus der Reihe der Dinge, so können Sklaven immer noch durch irgend ein andres geistliches Zwangssystem, irgend ein symbolisches Formular, in Lastthiere verwandelt werden, an denen, wie an den polnischen Leibeigenen, die menschliche Gestalt, das Ebenbild der Gottheit und folglich das Sigel der Freiheit, kaum noch kenntlich ist.

Es ist keine neue Lehre, die ich hier vortrage; man hat schon längst gesagt, schon längst, vielleicht mit kräftigern Gründen, die Ohnmacht des hierarchischen Despotismus, außer in Verbindung mit dem weltlichen, erwiesen; den letztern hat man vielfältig vor dem höchsten Tribunal der Menschheit aller Majestätsverbrechen angeklagt und schuldig erfunden. Seine Tükke sei indeß noch so gefährlich, so können Umstände eintreten, welche ihn

in gewissen Schranken halten, ihn nöthigen, seinen weitaussehenden Projekten, wenigstens auf einige Zeit zu entsagen. Wenn unter mehrern Staaten von verschiednem Interesse und verschiedner Verfassung, die aber durch Sprache, Sitten, Handel und Litteratur im engsten Verkehr miteinander stehen, einer oder der andere sich der uneingeschränkten Regierungsform nähert; so scheuet doch daselbst die Ungerechtigkeit die von jenem Verkehr unzertrennliche Publizität. Der gewöhnliche Despotismus schämt sich, wie die niedrigen Raubthiere, wie Tiger und Panther, wenn man ihn auf seinen Schlichen ertappt. Der Blutdurst muß wirklich so hoch steigen, wie bei den Nachfolgern Augusts auf dem Römischen Kaiserthron, eh er sich über diese Furcht hinaussetzt. Wäre demnach der Fall möglich, daß irgend ein Alleinherrscher den Katholizismus in protestantischen Staaten begünstigte, so scheint mir wenigstens in der Publizität ein sichres Zufluchtsmittel für die bedrängte Kirche zu liegen; die Besorgnisse der Unterthanen und der Nachbarn würden vereinigt bis zum Throne bringen, und vielleicht wäre es nicht einmal nöthig, die Stimme des Tadels und der Mißbilligung zu erheben. Denn oft füllt auch ein sanfter, gutmüthiger Fürst den Despotensitz; in diesem Falle würde man auch durch Anspielungen seinen Endzwek erreichen, und die Proselytenmacherei könnte dann der kleine Husar sein, den man statt des Despotismus peitschte.

Eine solche Metonymie hätte aber auch ihre Gränzen. Es wäre doch unter diesen Umständen unbillig, Scherz in Ernst zu verwandeln, und auf die Proselytenmacherei so aus allen Kräften loszuschlagen, als ob sie wirklich etwas verschuldet hätte. Am wenigsten dürfte es in einem solchen Falle — dem einzigen, wo es überhaupt zu entschuldigen wäre, gegen die Bekehrer Zeter! zu schreien — am wenigsten dürfte es da nöthig sein, die Handlungen, Meinungen, Briefe, auch wenn Sie wollen, die Thorheiten und Inkonsequenzen irgend einer Privatperson von übrigens unbescholtnem Rufe, öffentlich zur Schau zu stellen,

und der Mißdeutung oder gar der Verachtung Preis zu geben, bloß weil sie mit unserm Gemisch von Ahndungen, Fertigkeiten, Ueberzeugungen und Syllogismen, welches wir unsere Religion nennen, nicht zu reimen sind.

Beschämung! — ja! Beschämung des Briefstellers nennen Sie aber die andere Absicht, welche Sie bewogen hat, das Schreiben des Herrn Hofgerichtsraths Bender in Ihrer Monatsschrift abdrukken zu lassen. Sollte wohl sein Betragen dieses harte Urtheil von Ihnen in einer öffentlichen Schrift verdienen? Er ein Katholik, räth seiner Glaubensgenossinn, ihre Kinder katholisch zu erziehn, aus Pflicht zu seiner Religion und als Freund. Seit wenn ist es ein Verbrechen, nach seiner Ueberzeugung zu handeln? Seit wenn darf ein Freund keinen wohlgemeinten Rath ertheilen, der die Gewissensruhe und die Annehmlichkeit der äußern Verhältnisse der so berathenen Person zur Absicht hat? Allerdings ein großes, unverzeihliches Verbrechen, daß ein katholischer Beamter in einem katholischen Lande katholische Grundsätze hat; daß er den Satz vom einzig seligmachenden Glauben steif und fest annimmt und darnach handelt; daß er von seinen Aeltern, in der Schule, von orthodoxen Theologen seiner Kirche diese Meinung mit der Muttermilch und mit der ersten Milch des Unterrichts eingesogen hat! Ich müßte mich sehr irren, oder die Katholiken dürfen sich wohl über protestantische Intoleranz beschweren, wenn dasjenige, was nach protestantischen Grundsätzen höchstens ein bedaurenswerthes Unglük ist, einem Menschen zum Verbrechen und zur Schande angerechnet wird? Ist es aber in den Augen eines Protestanten schändlich, ein Katholik zu sein, und seinem Glauben gemäß zu handeln; so wird man sich auch nicht wundern müssen, wenn Katholiken den Protestantismus verabscheuen, und von den Handlungen der Protestanten, die aus ihrem Lehrbegrif fließen, manches liebloſe Urtheil fällen sollten. Wahrlich, diese gegenseitige gute Meinung bereitet die beiden Parteien zu einer gar brüderlichen Verträglichkeit als Christen und Landsleute vor!

Mit einem nicht minder harten Ausdruk heißt es ferner: der Rath dieſes Mannes ſei auf das hinterliſtigſte motivirt; und gleichwohl hatte er nicht den Schaden, ſondern den Vortheil der Wittwe zur Abſicht. Wenn ich mir Sie Selbſt, meine Herren, an dem Platz des Briefſtellers denke, der ſich in ſeinem Gewiſſen verpflichtet glaubt, ſeiner Kirche die Kinder der Amtmannswittwe als Proſelyten zuzuſichern, ſo begreife ich wohl, daß Sie überzeugender, eindringender, pathetiſcher geſchrieben; allein ich kann mir nicht vorſtellen, daß Sie, als Katholiken, andre Beweggründe gewählt hätten, oder bei deren Erwählung ſich einer Hinterliſt bewußt geweſen wären. Der Bekehrungseifer, den der alleinſeligmachende Glaube nothwendig zur Folge hat, ſuppeditirt alle in dem Schreiben vorkommende Argumente, und macht es begreiflich, daß der Briefſteller ſogar geglaubt haben könne, ein Verſprechen dürfe gebrochen werden, wenn nur der Kirche die Knaben nicht entgingen. Die Täuſchung läßt ſich leicht erklären, vermöge welcher man widerrechtlich handelt, und dennoch ſein Gewiſſen dadurch zu beruhigen glaubt. Kennen wir nicht die Macht religiöſer Meinungen über die Gemüther? Nicht die traurigen Wirkungen der Vorurtheile und Autoritäten, zumal einer vermeintlich göttlichen Autorität? Dieſe rechtfertigte ja ſogar vorzeiten jeden Angrif auf leibliche Freiheit und materielles Eigenthum der Andersgeſinnten; und noch itzt wird die Uſurpation, womit ſie ihre Ausſprüche jeder Vernunft aufdringen und bei einem jeden Räſonnement vorausgeſetzt wiſſen will, über den ganzen Erdball theils für rechtmäßig anerkannt, theils des verjährten Beſitzes wegen tolerirt. „Gott“ — ſo lautet der gewöhnliche Ausdruk: — „Gott „ſelbſt hat geredet; hier verſchwinden alle Einwürfe der Vernunft.“ So urtheilt der gewiſſenhafte Mann nach den Poſtulaten ſeines Glaubens. Daß dadurch ein Menſch, der vielleicht auch mit unüberwindlicher Stärke des Vorurtheils an ſeinen Glaubensmeinungen hing, und von ihrer ausſchließenden Wahrheit nicht weniger überzeugt ſein mochte,

in seinen Erwartungen hintergangen, daß ein feierlicher, freiwilliger Vertrag gebrochen wird: — von der Unredlichkeit dieses Schrittes, die Sie ihm vorwerfen, hat er keinen Begrif. Immerhin mag die Frömmigkeit mit der Jurisprudenz davon gelaufen sein; unredlich kann der Briefsteller nur alsdann erst heißen, wenn er von der Ungültigkeit seiner Gründe schon voraus überzeugt gewesen ist, wenn er die Wittwe (die bei Ihnen wohl nur in Konformität einer gewissen Terminologie eine schwache und betrübte Person heißt) mit Vorspiegelungen, die seiner eignen Ueberzeugung nicht genügten, aufgefordert hätte, den Schatten ihres verstorbnen Ehemanns noch im Grabe zu beleidigen.

Sie scheinen mir in diesem Falle von einem Katholiken protestantische Grundsätze zu fordern, wenigstens seine Handlungen und Absichten nicht aus seinem Gesichtspunkte zu beurtheilen, und auf diese Weise zu jenen harten Ausdrükken gekommen zu sein, womit nur vorsetzliche Verbrechen, keinesweges aber die Verirrungen, die aus religiösen Meinungen entspringen, geahndet werden dürfen. Dadurch geben Sie manchem Leser, ganz wider Ihre Absicht, eine hinreichende Veranlassung, Ihre Darstellung des katholischen Bekehrungseifers in die Klasse gewöhnlicher Kontroversschriften zu setzen und den Vorwurf der Proselytenmacherei zu retorquiren. Ihre gewiß verdienstliche Bemühung, dem Heer von Betrügern aller Art entgegen zu arbeiten, und sowohl das geistige Eigenthum unsrer klaren Begriffe als auch das materielle unsrer Baarschaften vor jenem Raubgesindel zu sichern, macht den Wunsch in mir rege, daß nichts in Ihren Aufsätzen vorhanden sein möchte, was die Beschuldigung des Parteigeistes auch von fernher nur begünstigen könnte. Es ist aber unmöglich, bei der Wahrheitsliebe, die aus Ihren Aufsätzen hervorleuchtet, nicht zugleich zu bedauern, daß darin ein etwas leidenschaftlicher Synkretismus zuweilen sichtbar wird, welcher über wissentliche Betrüger, und über die treuherzigen Anhänger an Vorurtheile der Erziehung und religiöse Autorität

gleiche Verdammniß ergehen läßt; ein Synkretismus, welcher die edelsten Menschen, wenn sie eine Ihnen verdächtige Sache aus einem andern Gesichtspunkte ansehn, sogleich für Mitschuldige erklärt, und als solche zu züchtigen sucht. Ich darf wohl sagen, daß dieses Verfahren dem Nutzen, welchen Ihre Monatsschrift stiften kann, sehr wesentlichen Abbruch thut, ohne, so viel ich einsehe, den mindesten Ersatz zu liefern.

Es raubt Ihnen erstlich alles Zutrauen der Katholiken; nicht allein der sogenannten rechtgläubigen, die jeder Widerstand, wenns möglich wäre, zu größerer Anstrengung gegen den Protestantismus reizen muß; sondern auch derjenigen, die mit redlicher Unverdrossenheit unter ihren Glaubensgenossen die Masse von Kenntnissen zu vermehren, den Geist der Duldung und seine wohlthätigen Wirkungen immer mehr zu verbreiten, und ihre Volksreligion nach und nach von allem papistischen Sauerteig zu reinigen wünschen. Diese gutdenkenden Männer muß es verdrießen, daß die Nekkereien der Protestanten und ihre Vorwürfe den Eifer orthodoxer Katholiken gerade für diejenigen Sätze wach erhalten, deren Mißbrauch und schädliche Mißdeutung sie längst erkannt haben, deren Ansehn aber einschlummern muß, eh es ganz gestürzt werden kann. Anstatt also der Aufklärung des katholischen Deutschlands in die Hände zu arbeiten, wirken Sie ihr gerade entgegen. In der That fehlt es den Katholiken weder an Scharfsinnigkeit in Ansehung der Mängel, noch an Wetteifer mit den Protestanten, um ihnen abzuhelfen; allein das Allgemeinwerden dieser Denkungsart kann nur die Macht des Beispiels bewirken: des Beispiels der bereits aufgeklärtern Katholiken, die von ihren Fürsten als fähigere Köpfe hervorgezogen werden und durch eigne Vortreflichkeit des Charakters glänzen müssen; der Protestanten, indem sie ihre Nachbarn den unendlichen Gewinn an Wohlstand und innerer sowohl als äußerer Prosperität aller Art, den ihnen politische und religiöse Freiheit verschaft, in vollem Maaße empfinden lassen, und dadurch den Wunsch nach den Mitteln ähnliche Vortheile zu erlangen, im höchsten Grade erwekken müssen.

Wie viel bleibt auf diesem Wege nicht noch den Protestanten für sich selbst und ihre katholischen Brüder zu erringen übrig?

Von der Härte, womit Sie Sich gegen Andersgesinnte äußern, besorge ich ferner einige unvortheilhafte Eindrükke auch für Ihre protestantischen Leser. Eines Theils wird dadurch die Abneigung gegen die Katholiken und der Religionshaß nur genährt; andern Theils aber, wo dieses nicht der Fall ist, hebt die Unbilligkeit, die man Ihnen hier vielleicht Schuld geben möchte, auch die gute Wirkung auf, welche sonst Ihre öffentliche Schaustellung der neuen Schwarzkünstler, Desorganisatöre, Goldköche, Monddoktoren, Rosenfelder, und anderer Betrüger unfehlbar in weit größerem Umfang äußern müßte. Ward einmal der leiseste Verdacht von Parteilichkeit in einer Rükficht veranlaßt, so ist man immer geneigt in jedem Falle sie wieder im Spiel zu vermuthen.

Bei der höchsten Achtung für die eigne Beruhigung, welche aus dem Bewußtsein einer guten Absicht entspringt, bleibt mir endlich der Wunsch noch übrig, daß Männer, die mit gleich redlichem Eifer, mit mannichfaltigen Schätzen der Erfahrung und des Wissens, mit erleuchteter Vernunft und richtiger Empfindung auf dem Wege der Erkenntniß fortschreiten, bloß des verschiednen Ganges willen, der jedem eigen ist, und eines Tones willen, den innere und äußere Verhältnisse modifizirten, um der besondern Ansicht willen, wodurch das Eine Wahre jedem anders erscheint, doch nie vergessen möchten, daß wechselseitiges Wohlwollen ihre höchste Ehre ist. Der Aufklärung unsers Jahrhunderts scheint es unwürdig, daß gelehrte Streitigkeiten zu persönlicher Verbitterung führen. Wie lange wird diese Intoleranz, die gehässigste von allen, noch dauren? Wenn wird man aufhören zu glauben, daß, weil diese oder jene Prinzipien und Meinungen uns wahr und alleingültig scheinen, sie darum in eben dem Lichte von andern gesehn werden müssen? Sollte man nie dahin kommen können, die Unabhängigkeit der Vernunft, die jeder für sich ver-

langt, auch allen andern zuzugeſtehn; dergeſtalt, daß kein ens rationis den freien Menſchen feſſeln, keine Vernunft der andern gebieten dürfe, daß die individuelle Vernunft eines jeden Menſchen allen andern vernünftigen Geſchöpfen das reſpektabelſte Weſen ſei, und daß die wahre Aufklärung, welche nimmermehr den Endzwek haben kann, gewiſſen allgemeingültig ſeinſollenden Prinzipien einen Deſpotenſitz zu erbauen, vielmehr der eignen Vernunft und dem Gefühl eines jeden Menſchen freie, ungehinderte Wirkſamkeit verſchaffe?

Allein bei der Stimmung unſrer Zeitgenoſſen, bei ihrem Wahlſpruch: nul n'aura d'esprit hors nous et nos amis, bei der traurigen Fertigkeit Andersgeſinnte für ehrlos zu halten, und dieſes Privaturtheil auch ſogleich im Druk zu verkündigen, bleibt die Denkfreiheit nur ein frommer Wunſch. Dürfen wir wohl, wenn die Katholiken über eine Abweichung von ihrem Religionsſyſtem noch hie und da das brutum fulmen einer zukünftigen Verdammniß herabſchleudern, dürfen wir da wohl von Unvernunft ſprechen, ſo lange das mildere oder ſtrengere Urtheil, welches wir von dieſem Glauben fällen, hinreichende Veranlaſſung giebt, eine ſichere zeitliche Verdammniß, die Schändung des guten Namens, über uns zu bringen? Nach welchen menſchlichen, nach welchen angeblich göttlichen Geſetzen kann dieſes Verfahren gerechtfertigt werden? Noch einmal: die Nichtanerkennung der Wahrheit bringt keinem Menſchen Schande, ſondern die Nichtbefolgung der erkannten Wahrheit. Wer ſich nicht belehren ließe, daß die drei Winkel eines Dreieks zwei rechten Winkeln gleich ſind, dem würde man zwar mit Recht die Fähigkeit zur Mathematik abſprechen; aber *ehrlos* wäre er darum nicht. Sind nun Begriffe von Ehre und Schande nicht einmal mit der Anerkennung oder Nichtanerkennung mathematiſcher Axiomen verbunden, wie wäre es billig, ſie an ſpekulative Sätze oder gar an Glaubensſachen, deren Evidenz ſchlechterdings nur ſubjektiv iſt, zu knüpfen?

Doch geſetzt, die Wahrheit wäre das unverfälſchte,

ausschließende Eigenthum der einen Partei: ist Entehrung der andern das natürliche Zeichen, woran man sie erkennt, das Mittel, wodurch man ihr allgemeine Annahme verschaft? Ich zweifle sehr, ob man auch bei dem glühendsten Bekehrungseifer den Nutzen der Verunglimpfung bei dieſem Geſchäfte behaupten, oder ſich ſchmeicheln wird, ſeinen Gegner dadurch leichter zu gewinnen. Wo nun aber der Streit unterſchiedne Meinungen betrift, wo es vielleicht niemals ausgemacht werden kann, auf weſſen Seite das Recht ſich befindet, wo vielleicht Wahrheit und Täuſchung auf allen Seiten unzertrennlich in und nebeneinander beſtehen: was nutzt es da, die Ehre ſeines Gegners anzutaſten? Ich erwarte keine Antwort auf dieſe Frage: dahingegen die andre: was es ſchadet? leicht ſo beantwortet werden kann, daß ein behutſameres Verfahren gegen Andersgeſinnte ungleich räthlicher erſcheint. Oder iſt der gute Namen eines Privatmannes, der nach andern Grundſätzen als die unſrigen handelt, ein Ding womit man nach Gutdünken ſpielen kann? Daß Menſchen, die das Bedürfniß geliebt zu werden innig empfinden, ſo leichtſinnig andern entziehen wollen, was ſie liebenswürdig und achtungswürdig macht! Daß Philoſophen ſich einer Handlung nicht enthalten können, von welcher es, gelindeſtens zu reden, unentſchieden iſt, ob ſie gut oder böſe, nützlich oder ſchädlich ſei! Daß der Wahrheitseifer noch immer ſo verzehrend brennt, zu einer Zeit, wo die Verſchiedenheit der Meinungen nicht größer ſein kann; wo der freie Unterſuchungsgeiſt erſt anfängt ſeine Fakkel in die Gruft des Ungeheuers, Autorität, zu tragen; wo Scharfſinn und Tiefſinn, Erfahrung und Selbſtgefühl ſo dringend bitten, die Entſcheidung der immer nöthiger gewordnen Frage: was iſt Wahrheit? zuvor abzuwarten!

Dieſe Gedanken erwachten von neuem in mir bei der Leſung der wenigen Zeilen, womit Sie das Schreiben des mainziſchen Beamten begleitet haben, und bewogen mich, Ihrem darin geäußerten Urtheil über den Briefſteller meine Meinung von der Nothwendigkeit, dem Nutzen und der

Billigkeit Ihres Verfahrens entgegenzustellen. Ich will mir schmeicheln, daß ich dadurch bei manchem Ihrer Leser, der vermuthlich auf Ihr bloßes Wort den Briefsteller schon der Hinterlistigkeit und Unredlichkeit schuldig glaubte, eine Revision des Prozesses veranlassen, bei einigen auch vielleicht Milderung des Urtheils bewirken werde. Dies ist wohl die geringste Entschädigung, welche man einem unbescholtenen Manne*) für die Kränkung, sich öffentlich beschuldigt und verurtheilt zu sehen, verschaffen kann; und mich dünkt, auch ohne in irgend einem nähern, persönlichen oder unmittelbaren, Verhältnisse mit ihm zu stehn, würde keiner, dem meine Gründe einleuchten, Bedenken tragen, damit vor dem Publikum aufzutreten. Sehr erfreulich würde es mir sein, wenn dieser Aufsatz so beschaffen wäre, daß Sie Selbst über die darin verhandelten Gegenstände Ihre Gesinnung ein wenig mildern, und insbesondre Sich dadurch überzeugen könnten, in der Verurtheilung des Briefstellers weiter gegangen zu sein, als die Unbekanntschaft mit seiner Denkungsart, und die in seinem eignen Schreiben vorangeschikten Religionsbegriffe es zu rechtfertigen scheinen. Auf keinen Fall, glaube ich, daß es schaden könne, durch die Eröfnung einer Ansicht der Sachen, welche von der Ihrigen abweicht, weiteres Nachdenken und nähere Prüfung zu veranlassen; dem Ziel, auf welches ich nur hindeuten konnte, kommt dann vielleicht ein andrer etwas näher, und was uns dabei an absoluter Wahrheit verloren gehen möchte, das gewinnen wir an relativer Erkenntniß wieder.

Bedürfte die öffentliche Bekanntmachung meines Aufsatzes dennoch einer Entschuldigung, so fände ich einen sehr nahen Beruf dazu in dem Mißtrauen, welches Ihre Monatsschrift, durch wiederholte Angriffe auf den Katholizismus und mißbilligende Erwähnung einzelner Auftritte in katholischen Ländern, bei dem hiesigen Publikum gegen die von einem aufgeklärten Fürsten hergezogenen Nichtkatholiken end-

*) Diesen Ruf hat Herr Bender, den ich übrigens gar nicht kenne.

lich doch erwekken könnte. Dieser Schade wäre schon an sich so groß, daß er in meinen Augen von keinem vermeintlichen Vortheil aufgewogen werden kann; denn er ginge zulezt darauf hinaus, die wohlthätige Absicht, welche man durch die Anstellung der Ausländer, ohne Rükſicht auf ihre religiöse Meinungen, erreichen wollte, zu vereiteln. Wenn irgendwo gegen die Bekenner andrer als der herrschenden Glaubenssäze ein ungegründetes Vorurtheil obwaltet; so scheint kein Mittel wirksamer dasselbe zu entkräften, als die Verpflanzung solcher Andersgesinnten in den Staat, damit sie als nüzliche, rechtschaffene und ruhige Bürger von jedermann erkannt und nach ihrem Verdienste geschäzt werden können. Wie aber, wenn es in protestantischen Ländern hinlänglich ist, ein Katholik zu sein, um schon Mißtrauen zu erwekken; wenn man sichs dort erlaubt, unter dem Vorwande der Bekehrungsgefahr die Privatverhältnisse eines jeden Katholiken mit neugierig-argwöhnischen Augen zu durchspähen; wenn Protestanten, nicht zufrieden diese Wachsamkeit, sie sei nun überflüssig oder nicht, auf ihre eigene Heimath und Staaten, wo der Protestantismus herrscht, vorsichtig einzuschränken, ihren Späherblik auch über die Gränze, gleichsam in Feindes Land — weil man dem Feinde keine Schonung schuldig zu sein glaubt? — umher irren lassen, und dort ohne Rükſicht auf die Gehässigkeit dieser Rolle, das Innere der Familie, welches sogar der Gesezgebung heilig ist, auskundschaften, die willkührlichen Privatmeinungen der Menschen vor ihren Richterstuhl ziehen, und indem es die Sicherheit der protestantischen Kirche erheischen soll, mit einer Anmaßung, die sich bis izt noch zu keinem Rechte hat legitimiren können oder wollen, gegen vermeintliche Vergehungen die harte Strafe der öffentlichen Beschämung zu erkennen? Vielleicht könnten auch billigdenkende Katholiken in diesen Schritten endlich einen unversöhnlichen Religionshaß, einen zügellosen Parteigeist zu erblikken glauben, und sich dann selbst den Vorwurf machen, daß sie zu frühzeitig angefangen hätten, gegen Protestanten mit sorglosem

Zutrauen und unbefangener Offenheit zu handeln. Je weiter sich im Mainzischen die Toleranz gegen Nichtkatholiken bereits erstrekt, desto mehr wird die Unbilligkeit daselbst auffallen müssen, womit einzelne Beispiele von weitgetriebener Anhängigkeit an den tridentinischen Lehrbegrif mühsam hervorgesucht werden, um eine Beschuldigung zu motiviren, die man hier so wenig verdient. Ist es nicht auffallend, wie selten von einer Seite die Beispiele von katholischer Intoleranz in hiesiger Gegend, und wie erpicht und verhetzt auf der andern manche Menschen auf diese Jagd sein müssen, da der im Grunde doch unbedeutende Vorfall in Eltvill von zwei verschiednen Einsendern aufgeschnappt worden ist? In der That, wenn man katholischer Seits alles einräumen wollte, was Sie in Beziehung auf den Eltviller Briefsteller nur verlangen können, wird sich dann wohl mehr daraus ergeben, als die Intoleranz eines individuellen Menschen? Man wird es bedauern, daß in einem, wie Sie ihn nennen, frei und besserdenkenden katholischen Staate, Ausnahmen von der Regel anzutreffen sind, und daß ein Beamter, der allenfalls Gelegenheit gehabt haben könnte, redlichere Ausleger der katholischen Lehre als Bellarmin, Busenbaum und Konsorten, um Rath zu fragen, unglücklicherweise nicht gewußt zu haben scheint, daß man auch ohne den Probabilismus ein guter Katholik, und auch als Katholik zuerst Mensch und Bürger sein könne. Aber mit diesem einzigen Falle, oder auch mit mehrern ähnlichen, wenn sich dergleichen finden ließen, es rechtfertigen wollen, daß diesem Lande der rege Geist der Proselytenmacherei zugeschrieben wird: dies hoffe ich, werden nicht allein Katholiken, sondern auch Protestanten einer zu weit getriebenen Besorgniß zuschreiben, um Ihnen keinen Vorwurf darüber zu machen. Es versteht sich von selbst, wenn man vom Geiste eines Landes spricht, so spricht man nicht von einzelnen Ausnahmen; sonst wären die Katholiken berechtigt die Stimme eines Herausgebers der Berlinischen Monatsschrift für den Geist des Protestantismus zu halten. Wenn also die Ausnahmen

nicht gelten ſollen, ſo ruhet allerdings der Geiſt der Proſelytenmacherei in den mainziſchen nicht nur, ſondern in den meiſten aufgeklärteren deutſchkatholiſchen Staaten. Es werden von hier aus weder Miſſionare in proteſtantiſche Länder ausgeſchikt, noch die hier wohnenden Proteſtanten durch Bekehrungsvorſchläge beunruhigt. Proteſtanten können hier zu allerlei weltlichen Aemtern gelangen; die hieſige Univerſität hat ſogar das rühmlichſte Beiſpiel einer uneingeſchränkten Toleranz gegeben, und ohne Rükſicht auf religiöſe Meinungen einem Juden den mediziniſchen Doktorhut ertheilt; endlich, unter dem milden Einfluß eines weiſen Menſchenfreundes auf dem Kurfürſtlichen und Erzbiſchöflichen Throne hat die aufgeklärte Geiſtlichkeit einem proteſtantiſchen Gelehrten, meinem ſeligen Vorgänger Dieze, in der hieſigen Johanniskirche eine ehrenvolle Grabſtätte brüderlich eingeräumt. In einem Lande, wo ich, wie alle proteſtantiſchen Gelehrten, der uneingeſchränkteſten Gewiſſens- Denk- und Preßfreiheit genieße; in einem Lande, wo man ſich der Uſurpation der römiſchen Kurie und allen ihren Eingriffen in die Rechte der Menſchheit muthig widerſetzt; in einem Lande, wo alles von der Abſicht des Regenten, Vorurtheile hinwegzuräumen und eigenes Denken zu befördern, redende Beweiſe giebt: in dieſem Lande fühle ich den Beruf, ſowohl den katholiſchen Einwohnern das Zeugniß einer wahren brüderlichen Duldung fremder Religionsverwandten zu ertheilen, als auch im Namen manches rechtſchaffenen Nichtkatholiken, welcher hier das freundſchaftliche Vertrauen würdiger Menſchen mit mir theilt, öffentlich zu verſichern, daß wir aus eigener Erfahrung und nach reiflicher Erwägung der Anklage, Ihrem Urtheil über die mainziſche Proſelytenmacherei nicht beipflichten können. Herberufen, nicht um ſeine beſondre Religionsmeinung in Aufnahme zu bringen, ſondern um gemeinnützige Kenntniſſe in Befolgung ſeiner Amtspflichten anzuwenden, ehrt der Ausländer hier den moraliſchen Endzwek und die frommen redlichen Lehrer und Bekenner eines jeden Glaubens, ohne dasjenige was ihm Menſchliches jedem beigemiſcht zu ſein ſcheint, damit ver-

wechseln zu müssen. Verehrungswürdig aber ist ihm dasjenige Publikum, welches den apostasirenden Protestanten unfehlbar mit Verachtung auszeichnen würde; und dieser einzige Zug enthält einen Beweis von richtigem Gefühl, der alle bisher bekanntgewordenen vorgeblichen oder wahren Beispiele von Proselytenmacherei, insofern sie eine allgemeine Stimmung darthun sollen, zu Schanden macht.

Um die Ueberficht zu erleichtern, fasse ich itzt die Hauptpunkte meiner Meinung zusammen.

I) Der katholische Bekehrungseifer hat selbst unter den nachtheiligsten Umständen für die protestantische Kirche, noch keinen beunruhigenden Erfolg gehabt.

II) Die Gewissensfreiheit ist aber bei despotischen Regierungen immer in Gefahr.

III) Aller Zwang bildet Maschinen, und jedes Symbol ist der freien Moralität des Menschen nachtheilig.

IV) Wenn Protestanten apostasiren, so läßt sich in den meisten Fällen die Ursache auf Mangel an Einsicht und moralischem Gefühl zurükführen.

V) Das einzig sichere Mittel diesem Mangel abzuhelfen ist Freiheit.

VI) Jedes andre Mittel ist gewaltthätig, und schon darum unwirksam.

VII) Denn seiner Meinung die Beistimmung andrer verschaffen, (Proselytenmacherei) ist im Erkenntnißtriebe gegründet, und an sich tadelfrei.

VIII) Nach der gewöhnlichen Auslegung der katholischen Glaubenslehre kann der Bekehrungseifer sogar eine Pflicht scheinen.

IX) Unredlichkeit findet nur Statt, wo man gegen bessere Ueberzeugung handelt, und also nur in diesem Falle kann der Bekehrer Beschämung verdienen.

X) Die Befugniß aber, Privatverhältnisse öffentlich bekannt zu machen, zu richten und zu bestrafen, wenn sie gegen die Meinung einer Privatperson anstoßen, ist dieser letztern noch nicht zugestanden.

XI) Auch ruhet wirklich der Geist der Proselyten-

macherei in den deutschkatholischen Staaten, und einzelne Beispiele von intoleranten Menschen beweisen nichts wider diese Behauptung.

XII) Man ist vielmehr in verschiednen deutschkatholischen Staaten eifrig mit der Läuterung der Religionsbegriffe, mit Erringung der Unabhängigkeit von Rom, und mit der Einführung der Druk- und Gewissensfreiheit beschäftigt.

Diese Sätze, habe ich geglaubt gegen Sie, meine hochgeschätzten Herren, behaupten zu können. Itzt überlasse ich sie nebst meinen Gründen, ihrem Schiksal, und bitte Sie nur noch um Erlaubniß, hier an ein paar Worte unsers verewigten Lessing über einen gewissen Ring zu erinnern.

Der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft beliebt zu machen,
Bei Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun; wen lieben zwei
Von Euch am meisten? — Macht, sagt an! Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurük? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O so seid Ihr alle drei
Betrogene Betrüger!

Mainz, d. 7 Septemb. 1789.

Georg Forster.

VII.

Die Kunst und das Zeitalter.

Von allen zarten Blüthen, welche den Garten des geselligen Lebens schmücken, von allen die zarteste, die schönste, die vergänglichste ist die Blüthe der Kunst. Vor dem Entfalten scheint ihre Knospe nur ein dunkles Chaos, welches sich mühsam zu formen beginnt. Was auf den Augenblick ihrer Vollkommenheit folgt, ist nur entseelte Gestalt. Vergebens wünscht man diesen glänzenden Moment zu verlängern oder festzuhalten; nicht einmal ihn wiederzubringen steht in menschlicher Hand. Unter einem glücklichen und in seiner Art einzigen Zusammenfluß von Umständen erhoben sich die Griechen ganz allein zur höchsten Vollkommenheit des Ideals. Was von ihren göttlichen Werken der Zerstörungswuth der Jahrhunderte entgangen, oder auch nur in Nachahmungen den Spätlingen des Menschengeschlechts erschienen ist, bewahrt noch die heilige Glut, an welcher der Genius der neueren Kunst seine Fackel zu zünden versuchte. Allein was bleiben die Kunstepochen des alten und des neuen Roms, was die späteren Frankreichs und Grosbritanniens, sobald Griechenland seine Modelle zurückfordert, und ihnen nur ihr Eigenthümliches übrig läßt? Jede Abweichung von dem Ebenmaas, welches Polyklet in seinem Kanon oder Parrhasius als anerkannter Gesetzgeber der Malerey gebot, jeder ungriechische Ausdruck der Köpfe, jede Gestalt, die nicht ihren Karakter, ihre Harmonie von irgend einer griechischen Gottheit entlehnt, sinkt unverzüglich in die Region der Verunstaltung hinab. Giebt es nur eine erträgliche Statue neuerer

Zeiten, wozu die griechiſche Mythologie nicht den Gedanken, die Formen und Verhältniſſe, griechiſches Koſtume nicht die Gewänder hergegeben hätte? Wo iſt ein Schnirkel unſerer Baukunſt, wenn er das Siegel des Schönen an ſich trägt, deſſen Urbild nicht aus dem Kopf eines Griechen ſtammt? Warum endlich, ſteht Raphael einzig unter den Neuern? Warum hatte Guido, daß ich Mengs für mich reden laſſe, ſoviel Anlage zum großen Mahler? Weil jener die hohe Idealiſirungskunſt der Alten beſaß, und dieſer nach ihren ſchönſten Werken kopirte.

Unermeßlich iſt die Entfernung, in welcher die moderne Kunſt hinter der alten zurückbleibt; unermeßlich! denn wer getrauet ſich die Kluft zu meſſen, die das Wahre von dem Falſchen trennt? In dieſer ſchneidenden Bezeichnung ſcheint etwas hartes, vielleicht ſogar unbilliges zu liegen; allein retten wir in der Folge nur den relativen Werth neuer Kunſtwerke, ſo wird man uns eine ſtrenge Wahrheit hingehen laſſen, für welche die Recriminationen des Publikums und der Künſtler ſelbſt uns Bürgſchaft leiſten. Die Norm des Schönen liegt ſchon im Innerſten unſeres Weſens; ſie beſtimmt des Künſtlers Wahl und Ausführung, wie das Urtheil des Kenners. Dieſes, der menſchlichen Natur angeborene Gefühl zeigt ihnen untrüglich in den Ueberreſten antiker Kunſtgebilde das Schöne des inneren Sinnes, im Schönen der Geſtalt, den erhabenen Einklang, den man im glänzenden Machwerk der Neuern faſt gänzlich vermißt. Was bedeutet anders die allgemeine, die laute Beſchuldigung, daß Gewinnſucht und Stolz den neueren Artiſten beherrſchen, nicht edle Ruhmbegierde und reine Begeiſterung des Schönheitsſinnes? Wohin anders zielt die bittere Gegenklage der Künſtler über Kälte der Zeitgenoſſen, über Verfall des Geſchmacks, über Vervollkommnung mechaniſcher Gewerbe, welche das Werk der höheren Kunſt entbehrlich machen, indem ſie einem Luxus Genüge leiſten, der keines erhabenen Schwunges fähig iſt? Zu welchem andern Endzweck tritt auch die Schiedsrichterin Philoſophie hervor um den Streit des Zeitalters mit den Künſtlern zu ſchlichten? Beſchuldigt ſie nicht den

rauheren Himmelsstrich mit seinen verkrüppelten Gestalten, seinen reizlosen Verhüllungen und der steifen Ehrbarkeit seiner gleissenden Sitten? Ja, sie beschuldigt auch jene finstere Schwärmerey, die aus Furcht vor dem Mißbrauch sich von allen Naturbestimmungen lossagen, und aus Menschen sinn- und seelenlose Maschinen schaffen möchte; sie beschuldigt endlich noch jenen weltlichen Despotismus, wo ein träges Rad alle Räder treibt und wenn dieses stockt, sie alle stocken. Eine Wirkung, wovon man überall die Ursache sucht, muß wenigstens vorhanden, und ihre Existenz von allen Seiten anerkannt worden seyn. Nähere Bestimmung des Begrifs, den wir mit dem Endzweck der Kunst verbinden, und Winke, von demjenigen, was der heutige Künstler uns gewährt, werden unsere Behauptung in ein helleres Licht setzen.

Das Kunstwerk im Verhältnis zu seinem Urheber ist die Schöpfung seiner individuellen Kräfte in einer schon gegebenen Materie; Umwandlung derselben nach den Bildern, welche seine Phantasie, vom Anschauen geschwängert, als ihre geistigen Kinder gebahr; empfangener Eindrücke Darstellung im Aeußern. Dieser sittliche Bildungstrieb ist wie der physische in jedem einzelnen Menschen von höchstverschiedener Intension, und überdies entwickelt er sich anders in jedem, nach der mannichfaltigen Verschiedenheit des äusseren Verhältnisses. In manchem Griechen gieng vielleicht ein Lysander oder Apelles nur darum verloren, weil er nicht als Alexanders Zeitgenosse die Hallen und Tempel in Athen durchwandelte; dahingegen auch mitten im Genuße des attischen Ideenreichthums ein schwacher Kunsttrieb in unfruchtbarer Ruhe dahin starb. Intension der wirkenden Kräfte, Zartheit und Schärfe des äussern und innern Sinnes und höchste Perfectibilität des dienenden Mechanismus der Gliedmassen, mit einem Worte, die sittliche und physische Vollkommenheit des Künstlers, ist folglich nur das erste Erfordernis der Kunst. Er empfinde lebhaft, empfange zahllose Eindrücke und setze sie schöner zusammen; seine künstliche Hand gehorche willig dem schaffenden Triebe und ihr materielles Gebilde versinnliche treu und vollkommen das

Geschöpf seiner Phantasie: wenn die Natur, aus welcher er schöpfen muß, ihm ihre schönsten Formen vorenthält, verloren ist dann alle seine Mühe.

Wir wollen nicht hinabsteigen in die Tiefen der Metaphysik, um dort zu erfragen, was *Schön* genannt zu werden verdiene. Das Wesentliche der Empfindung reicht über die Gränze der messenden und vergleichenden Vernunft hinaus. Die verschiedene Brechbarkeit der Lichtstralen erklärt uns eben so wenig, *wie* die Vorstellung ihrer verschiedenen Farben in uns entsteht, als die logische Definition des Schönen jenes untheilbare, ihm immanente Wirken in einen für dasselbe geschaffenen Sinn. Mit dem Schönen verbrüdert sind die Begriffe des Ganzen, Harmonischen, Vollkommenen. Diese Verhältnisse beschäftigen den Verstand; er findet die Schönheit in ihrer Mitte; aber lange zuvor fand sie das Herz und schmolz in namenlosem Entzücken. So umschweben Cytheren die Grazien und Nymphen; doch wehe dem, der nur an ihren Gespielinnen die Göttin erkennt! Um die Schönheit zu empfinden, müssen wir sie anschauen in der Natur oder im Wercke des Künstlers; wenn wir hingegen von ihr reden, bezeichnen wir nur die Verhältnisse der begleitenden Erscheinungen. Demzufolge ist die Empfindung des Schönen die reinste, wenn ihr Gegenstand ein Ganzes bildet, das durch seine inneren und äusseren Beziehungen unserer Vernunft vor allen anderen richtig ist. Also nicht die ganze, unermeßliche, heilige Natur, denn wir erkennen sie nur in abgerissenen Theilen; nicht die leblosen Felsenmassen des Erdballs, denn auch ihnen fehlt die wesentliche, bestimmbare Einheit; nicht die gefälligeren Gestalten des Pflanzenreichs, denn ihre Form hat noch kein strenges Gesetz, aber sie sind gefesselt an der Erde mütterlichen Schoos; selbst thierisches Leben nicht, des Daseyns unbewußt, an inneren Beziehungen arm; sondern der Mensch, der sich von allem Coexistirenden unterscheidet und gleichwohl ausser sich nur Correlate seiner innern Harmonie erblickt, — *der Mensch ist der höchste Gegenstand der schönheitbildenden Kunst.*

Was man auch über den Ursprung der Menschengattung wähnen mag; es sey, daß jedes Land seine Bewohner als Autochthonen aus eigenem Schlamm hervorgehen ließ, oder daß von Einem gemeinschaftlichen Stamm, oder von etlichen wenigen Uraltern das ganze Heer der Nationen entsproß und sich allmälich über alle Weltgegenden verbreitete: so mußte doch bei der vielfältig verschiedenen Beschaffenheit der Länder und ihrem wirksamen Einfluß auf innere und äussere Bildung, die Gegend irgendwo zu finden seyn, wo die menschliche Organisation mit der Lage, den Erzeugnissen, dem Himmelsstrich, vor allen übrigen harmonirte, wo alles zusammenstimmte, sie zur höchsten Vollkommenheit und Schönheit zu bilden. Es dürfte nicht schwer halten, nach den Merkmalen, welche der Vernunft die Gegenwart des Schönen bezeichnen, mit überführender Klarheit darzuthun, daß Griechenland jenes beglückte Ländchen war, wo die schönsten Formen der Menschengattung einst entstehen mußten. Das milde gemäßigte Klima, die zum Handel und Verkehr mit entfernten Völkern, mithin zur Entwicklung der Kräfte und Vermehrung der Kenntnisse so bequeme Lage, die Freiheit der Verfassungen, das daraus entstehende schöne Gleichgewicht der physischen und sittlichen Kultur, der Gedankenreichthum bei der höchsten Reitzbarkeit des Gefühls; kurz, alles deutet hin auf dieses Ziel.

Hier also vereinigten sich jene Bedingnisse, welche zur Schöpfung eines vollendeten Kunstwerks unentbehrlich sind. Der Künstler, reich an innerer Vollkommenheit und Harmonie, fand um sich her Gestalten, die seinem Sinne für das Schöne entsprachen, und durch ihre Nachbildung konnte er anschaulich machen, wie er das Schöne empfände. Nun blieb er nicht mehr knechtisch bei der einzelnen Form; von mühsamer Nachahmung schwang er sich empor zur edlen Freiheit der Wahl; das Schönste erkohr er unter dem Schönen. So stellte Zeuxis die Töchter von Agrigentum in blendender Schönheit vor sich hin, um aus ihren verschmelzten Reitzen für den Tempel der Juno Lucinia sein bewundertes Gemählde zu entwerfen. Denn ohne leisen Mißton ist keine, selbst nicht die lieb-

lichſte Form, in der Natur; vielleicht, weil auch das vollendetſte irdiſche Weſen nur ein Akkord iſt jenes großen Zuſammenklangs, in deſſen Rauſchen unſer Geiſt verſinkt!

Eine Stufe war noch zu erſteigen übrig, und auch zu dieſer hob ſich die griechiſche Kunſt. Das Gefühl des Künſtlers war bereits vertraut mit jenen feineren Zügen, in denen ſich die Lebenskraft offenbart. Es gnügte ihm nicht länger, nur einen ſchönen Leichnam zu formen; den ſchönen Körper belebte die ſchönere Seele und vor ſeinem Marmorbild ahndete der Zuſchauer zum erſtenmal, wie größere Menſchen empfinden. „Dieſe Stirne birgt hohe Weisheit," rief man einander zu; „jener Blick ergründet die Gedanken und ent„räthſelt die Zukunft; Ueberredung fleußt von ſolchen Lippen! „Den Schleier der Geſtalten durchſchimmern hier Leiden und „Genuß; aber ſie ſtören nicht das ſchöne Ebenmaas ihrer „Züge, entadeln nicht ihre Stellung: ſo leidet und ſo ge„nießt der Held und der Weiſe!" Von gehaltener Wirkung iſt jeder Karakter, wenn Schönheit ſeinen Ausdruck begränzt. Die ernſte Jungfräulichkeit ſcheuchet nicht mehr das Auge des Staunenden zurück. Auch die reitzenden Formen der Liebe wecken nicht den Sturm unedler Begierden, ſondern flößen das ſtille Sehnen der Zärtlichkeit in das Herz. Liſt und Trug werden im Sohn der Maja zur anſchmiegenden Grazie der Jugend. Des Rebengottes Trunkenheit iſt nur Frohſinn und Freude. Auf Apollons, des Fernhertreffenden, Lippe verſchwindet im Siegeslächeln der Zorn. So gelang es den kühnen Künſtlerphantaſien, berauſcht von den Göttergeſängen ihres Homers, eine Schönheit zu dichten, die für Sterbliche zu rein, zu wunderbar, zu göttlich iſt. Entfeſſelt von dem gröberen Körper, allwirkſam ſtand die Lebenskraft vor ihnen da, in ätheriſchen Umriſſen noch ſichtbar, wie ſie im Ichorſtrom die ſchöne Form erfüllt. An der furchtbaren Gränze, wo die Schönheitslinie wieder in Misgeſtalt übergeht, ergriffen ſie die möglichen Geſtalten des Erhabenen, deren Urbilder die Natur nicht in ſich faßt, und ſchufen ahndungsvoll das hohe Ideal!

Schön iſt der Lenz des Lebens, wenn die Empfindung

uns beglückt und die freye Phantasie in rosigen Träumen schwärmt. Uns selbst vergessend im Anschauen des gefühlerweckenden Gegenstands, fassen wir seine ganze Fülle und werden Eins mit ihm. Nicht blos die Liebe spricht: gebt alles hin, um alles zu gewinnen! Bey jeder Art des Genusses ist diese unbefangene Hingebung der Kaufpreis des vollkommenen Besitzes. Aber auch nur was so innig empfangen, uns selbst so innig angeeignet ward, kann wieder eben so vollkommen von uns ausströmen und als neue Schöpfung hervorgehn. Diesen Ursprung erkennt man in den Werken, die ächtes Genie gebahr; sie sind die Kinder eines edlen, großen, umfassenden Sinnes und einer Bildungskraft von unaufhaltsamer Energie. Das reifere Alter ist selten jener Hingebung fähig; die Erkenntniß des Mannichfaltigen, indem sie das Selbstbewußtseyn schärfte, hat ihm seine Unbefangenheit geraubt. Vergleich und Wahl gehen vor allen seinen Handlungen her; Selbsterhaltung ist ihr Zweck und Selbstverherrlichung. Der Genuß des eigenen Daseyns schließt jedes Wirken aus, wobey die Individualität verläugnet werden muß; die Vernunft usurpirt die Rechte des Gefühls, und ihre Gesetze beschränken die Thaten des Herzens.

Wessen Blick durchdringt die dunkele Ferne verflossener und kommender Jahrhunderte, um den Lebenslauf ganzer Nationen so zu fassen und in einem großen Zusammenhange vor sich aufgedeckt zu überschauen? Wer verfolgt den zarten Faden ihrer Schicksale vom Entstehungspunkt an, von jener ersten Wildheitsepoche der fälschlich sogenannten Willkühr, wo sinnliches Gefühl die einzige unmittelbare Triebfeder ihres Handelns war, zum jugendlichen Erwachen der Mittlerin Vernunft, die mit den Sinnen spielte, bald um die Herrschaft mit ihnen rang und bald mit unumschränktem Zepter regierte; bis endlich auch ihre Kraft wieder erlischt und der Mechanismus ihrer Vorschriften allein übrig bleibt, in dessen langgewohnten Banden die geschwächte Organisation maschinenmäßig oscillirt, gleichsam von eigener Empfindung und eigenem Denken? Wagt es jemand diesen Analogien mit dem Einzelnen noch weiter nachzuspüren,

und die Dauer der gesammten Menschengattung, als Einheit betrachtet, mit unseres individuellen Wachsthums und unserer Abnahme Stufen zu vergleichen, des Kindes thierische Sinnlichkeit, des Jünglings ideenreiche Blüthe der Gefühle, des Mannes richtenden Ernst und des Greises Gewohnheitsspiel in jenem großen Zirkel wiederzufinden? Wenigstens wäre es nicht ungereimt, an endlichen Dingen, die Punkte des Werdens und der Auflösung bestimmen, oder mit den Phänomenen der Geschichte ein hypothetisches Gerippe bekleiden und zu einem möglichen Ganzen verbinden zu wollen. Doch es ist mehr als Hypothese, dem Forscher wird es wahr, daß auf jenen edlen Zeitpunkt, da das Feuer der Begeisterung die Menschheit ergriff, ihr Sinn sich aufschloß dem Schönen, sich nährte von den Rhapsodien des Dichters und des plastischen Künstlers — die größte aller Veränderungen in ihr erfolgte. Die Kunst ward die Pflegerin der Wissenschaft. Das schöne Ebenmaas ihrer Bilder erzeugte jene abgezogenen Begriffe, mit denen der Mensch das Sinnenall umfaßte und bald auch die unabsehbaren Gefilde der intellektuellen Sittenwelt durchdrang. Wo der Künstler innig gefühlt, kühn geahndet und glücklich dargestellt hatte, dort bestimmte nun der Denker die Regeln des Vollkommenen, der Symmetrie und Uebereinstimmung, dort abstrahirte er die ganze Kritik der Kunst. Jetzt also demonstrirte und begriff man die Tugend, das liebenswürdige Sittlichschöne, welches man bis dahin in dem Rhythmus des Sängers, in des Bildhauers oder des Malers Zauberwerken empfand. Allein indem der menschliche Geist sich seiner freyesten Thätigkeit und insbesondere die Vernunft sich ihrer höchsten Entwickelung nahte, gieng unvermerkt die ästhetische Empfänglichkeit verloren. Der geistreichste Schriftsteller unseres Jahrhunderts hat irgendwo so fein als richtig bemerkt, daß auf ein geniereiches Zeitalter nur ein scharfsinniges folgen kann, und modernes Verdienst nur in der Zergliederung des Verdienstes der Alten besteht.

Griechische Weisheit hat sich daher erhalten bis auf

uns, indes griechiſche Kunſt, wie der Blüthenſchnee des Frühlings dahin ſchwand. Die Weltbeherrſcherin Rom verbreitete in ihren entfernteſten Provinzen denſelben Geiſt der Geſetze, den ihre Stifter aus Griechenland entlehnten; und die neue Religion, die mit der Schnelle des Wunders vom Morgenland aus die ganze abendliche Welt überzog, verſchmähte nicht den Mantel der griechiſchen Philoſophie. Der Sturz des Reichs, der eine unvermeidliche Folge des erſtickten Schönheits- und Tugendſinnes war, vermochte nicht die Fortſchritte der Vernunft zu hemmen; ſelbſt Gothen und Sarmaten, Araber und Kreutzfahrer mußten zur Aufbewahrung und Fortpflanzung griechiſcher Wiſſenſchaften beytragen, bis die erſchöpfte Fruchtbarkeit des barbarenreichen Norden und die erfundene Buchdruckerkunſt ihnen ewige Dauer verhießen.

Wo nun immer die Staatsverfaſſung die Kräfte des Bürgers in Thätigkeit und Spannung verſetzte, wo nach den Stürmen des Krieges ein Zwiſchenraum der Ruhe und des Wohlſtands eintrat, wo das Glück den Völkern lächelte, dort zeigten ſich zugleich wieder die erſten Keime des künſtleriſchen Triebes. Allein überall hatte die neuere Kunſt das Unglück, daß die Wiſſenſchaft ihr längſt zuvorgeeilt war, und anſtatt daß man ehmals von dem Kunſtwerk Regeln entlehnte, ward jetzt der Künſtler verurtheilt, in den Feſſeln der Theorie einherzugehen. Drum war es nicht mehr jene ächte Kunſt der Alten, die jetzt auf den Brandſtätten Latiums grünte und bald im rauhen Norden als eine kranke Treibhauspflanze in Blätter und in blüthenloſe Zweige trieb. Die ſeelenvolle Tochter der Begeiſterung und des Gefühls war verſchwunden; an ihrer Stelle wankte mit unſicherm Tritt eine Truggeſtalt, die Geburt des Bedürfniſſes und der Beſonnenheit.

Wie Aſträens Sendung an die Menſchheit vollendet war, ſobald die blinde Gerechtigkeit mit Wage und Schwert vor dem dürren Wort des Geſetzes im Richtſtuhl ſaß, ſo war auch die erhabene Beſtimmung der Kunſt, die Lehrerin und Bildnerin der Menſchen zu ſeyn, in jenem Augenblick

erfüllt, da die Philosophie dieses Lehramt übernahm. Wen nimmt es Wunder, daß die Himmlische so frühe der Schwester nachzog auf den Olymp, daß sie sich nicht zum Zeitvertreib des verfeinerten Menschen herabwürdigen ließ, und seiner Ueppigkeit nicht fröhnte? Wenn wir uns in Gedanken jenes frühere Weltalter vorstellen, welches noch von unserm Apparat des logischen Wissens weit entfernt, aus unmittelbarem Anschauen Belehrung und Weisheit schöpfte; wenn wir die Jugendkraft der Menschheit in jenem Volke betrachten, das mit umfassendem Sinn der einwirkenden Natur entgegenkam, mit lieblicher Phantasie die frischgesammelten Bilder verwebte, mit zartem Menschengefühl und hoher Einfalt des Geistes das Gute und Schöne überall empfand, mit ungeschwächtem Triebe die Empfindung in That sich äussern ließ; endlich, wenn wir dort, eh noch ein Dialektiker die Symbolik der Empfindungen bestimmte, eh noch die Theorie ersonnen ward, welche Kunst in Mechanismus verwandelt, dort die zahllosen Kunstgebilde erblicken, die jene Kraft, instinktähnlich, zu Meisterwerken stempelte; zu Meisterwerken, denen nicht etwa nur ein selbstsüchtiger Lukull in seinen Palästen huldigen ließ, sondern die mit dem Enthusiasmus der Vaterlandsliebe und Vaterlandsehre zum Genuß und zur Erweckung Aller gebildet, das ganze Volk mit Ahndung des Sittlichschönen, mit edler Ruhmbegierde, mit dem Feuereifer für das Wohl des Staats, mit dem frohen Gemisch von Ehrfurcht und Vertrauen zu seinen menschenähnlichen Göttern erfüllten: o dann! dann zweifeln wir nicht mehr, daß dieser reitzende Augenblick im Leben der Menschengattung wie die Blüthezeit der Rose vergänglich seyn, und wie ein holder Morgentraum zerrinnen mußte!

Wie flossen die Erstlinge griechischer Kunst so sanft aus dem reichen Quell der Empfindung! Die Liebe führte dem korinthischen Jüngling die Hand, als er das erste Schattenbild entwarf. Bewunderung des Helden rührte dem Künstler das Herz, als er die edle Gestalt in Metall oder Marmor zuerst verewigte. Dankbarkeit gegen die „ge-

ahndeten, beſſeren Weſen," womit die Einbildungskraft den Olymp und das Empyräum bevölkerte, ſchuf die erſte Bildſäule eines Gottes mit den Zügen der verklärten Menſchheit. Jetzt ergrif dieſe edle Schwärmerey das ſtaunende Volk; es belohnte die Tugend ſeiner Feldherrn, ſeiner Geſetzgeber, ſeiner Wohlthäter und Retter durch öffentliche Denkmäler und Statuen; es lies den delphiſchen Tempel und das Pöcile vom Polygnot verzieren, und Phidias mußte ihm ſeinen Donnerer und ſeine Minerva von Gold und Elfenbein bilden. Bäder, Gymnaſien und Tempel, die der Stolz der Baukunſt waren, erhoben ſich auf jener bezauberten Erde; der Pinſel und der Meißel bildeten Wunderwerke, die der aſiatiſche Luxus mit lydiſchen Schätzen aufwog; die Künſtler und das Volk überließen ſich der Reizbarkeit des Gefühls und beeiferten ſich in die Wette, das Verdienſt ihrer Mitbürger zu krönen, den Glanz ihrer Religion zu erhöhen; — und fern von ihnen blieb noch jene Seuche des Egoismus, der ſich am gemeinſchaftlichen Genuſſe nicht gnügen läßt. Bis in das Zeitalter des Perikles, da das ſtolze Athen an die Verſchönerung der Stadt und an die Pracht der öffentlichen Feſte mit jugendlichem Leichtſinn Millionen verſchwendete, blieb der Privatluxus in engen Schranken; die Wohnungen, die Hausgeräthe, die Gewänder, die Mahlzeiten, alles verrieth noch Mäßigkeit und Einfalt der häuslichen Sitten.

Die moderne Kunſt hatte einen andern Urſprung und ein anderes Schickſal. Die Unfeinheit des Zeitalters war nicht mehr jene rohe Natureinfalt, aus welcher alles werden kann; tief in die Wurzel hinein waren bereits die Sitten verderbt, und zwar bey dem gänzlichen Mangel des äſthetiſchen Sinnes, durch feudaliſche Tyranney und immerwährende Kriege, zur thieriſchen Lüſternheit, zur eigennützigſten Selbſtſucht, zu allen niederen Leidenſchaften tief hinabgeſunken. Scholaſtiſches Scheinwiſſen, unheilbarer als Unwiſſenheit, thronte in den Lehrſtülen; gekettet an den todten Buchſtaben, vertiefte man ſich in logiſche Spitzfindigkeiten und metaphyſiſche Grübeleyen und führte unverſöhn-

lichen Wortstreit, indes der Weg der Anschauung und Erfahrung unbetreten blieb, und die Nacht der Vorurtheile ihren dichten Schleyer um die besten Köpfe zog. Mit vereinigter Macht wirkten geschmacklose Ueppigkeit und kleinliche Selbstsucht in den Sitten, Thorheit in den Wissenschaften und Wahn im Volksglauben, auf die Phantasie des modernen Artisten und lähmten den Fittig, womit er sich, stolz auf bessere mechanische Hülfsmittel und beseelt vom Anblick attischer Trümmer, den Alten nachzuschwingen erkühnte.

Ein Gefühl ist es, aus welchem die Kunst und die Tugend entspringt; aber der kalte Hauch des Despotismus hatte es gewelkt. Vaterlandsliebe konnte den nicht begeistern, der kein Vaterland hatte, sondern einen Herrn. Kein befreytes Athen winkte dem Künstler, seinen Harmodius für die Nachwelt zu bilden, keine Amphiktyonen erwiesen ihm Ehre im Namen des großen Völkerbunds. Im Stahl der Rüstung, unter den unförmlichen Wolken der nordischen Kleidung suchte sein forschender Blick vergebens den Menschen; die Helden seines Zeitalters bargen vergebens ihre Blöße in diesen barbarischen Hüllen; Griechenlands Heroen waren edler und schöner in ihre Tugend gekleidet. Selbst im Heiligthum der Tempel wartete des Künstlers kein belebendes Feuer, das ihn höher als der griechische Anthropomorphismus entzückte. Im Schönsten und Besten alles Sichtbaren, in der menschlichen Form, deren erhabenste Reize die griechische Kunst den Göttern verlieh, in idealischen Verhältnißen, die den Glauben an mehr als menschliche Vollkommenheit versiegelten, sah und empfand man den gegenwärtigen Gott; in den unentwickelten Gliedern des Säuglings, in der Quaal des gefolterten Dulders bleibt die Darstellung des Göttlichen ein unauflösbares Problem. Doch hinweg mit diesen Spielen der Phantasie, aus dem Jugendalter der Menschheit; hinweg mit jedem kindischen Versuch, den reinen Vernunftbegrif in sinnliche Symbole zu bilden! Seitdem den Völkern der vier Welttheile die hohe Offenbarung: Gott ist ein Geist! geprebigt wird, ent-

weiht ein Bild die heilige Stätte, wo man reingeistiges Urwesen verehrt.

So stieß die alternde Menschheit mit ihrer vernünftelnden Kälte die neugeborene Kunst in die Sphäre der Dienstbarkeit hinab. Dennoch streben viele hinan den steilen Pfad zum Künstlerruhme. Ihnen winkt das Ziel der überwundenen Schwierigkeit. Nur durch das Thor der Wissenschaft dürfen sie herannahen zum Tempel der Kunst. Nach tausend erlernten Regeln wählen sie ihren Gegenstand, ordnen Stellungen und Figuren, karakterisiren die Affekten, und oft gelingt es ihnen, durch treue Nachahmung der Natur eine Täuschung zu bewirken, die dem grundgelehrten Kenner einen kalten Lobspruch abgewinnt. Aber die Palme der Simplicität errangen die Griechen, denen das beneidenswerthe Loos gefallen ist, im Chaos der unverdorbenen Natur den Keim der Sittlichkeit zu entwickeln, den Denker zur Abstraktion zu geleiten, und die Ahndungen des Wilden, womit er sich die Naturnothwendigkeit unter dem rohen Bilde allgewaltiger, menschenähnlicher Wesen träumte, in die reizende, wohlthätige Hülle der idealischen Schönheit zu kleiden.

Die schönen Stunden des unbefangenen Genusses sind auf ewig entflohn! Traure, wer seiner Jugend nicht froh geworden ist. Hohnneckend triumphire der finstre Freudenstörer, der nie empfand. Tröste sich der Weise, der im Wechsel der Dinge das Ziel herannahen sieht.*)

*) Die Unvollkommenheiten dieses flüchtigen Aufsatzes wird man vielleicht eher entschuldigen, wenn man erwägt, daß er nur die ersten Ansichten der Phantasie über einen Gegenstand enthält, dessen vollständige und bestimmte Ausführung metaphysischen Ernst erheischte. Billige Richter kennen die Verwickelungen, welche den Schriftsteller oft unwillkührlich für diese oder jene Art der Composition bestimmen, und wissen, daß im Augenblick der Begeisterung manche Idee nur angedeutet werden kann, daß ein Gefühl des vorübereilenden Augenblicks, womit man Wahrheit zu ahnden glaubt, um der Mittheilung fähig zu werden, nur als ein halbdunkles Bild erscheinen darf. Allein es sey ferne, daß diese Kleinigkeit auf eine Kritik Anspruch machte. Als Meditation über eine individuelle Empfindungsart mag sie bey den Lesern anfragen, ob sich jemand unter ihnen finde, dessen Gefühl sich in ihren

Gesichtspunkt versetzen kann? Der Verfasser hat es nur versucht, sich selbst das Phänomen seiner eigenen Seele zu erklären, warum ihn jedes, selbst das gepriesenste Kunstwerk kalt und gleichgültig läßt, sobald es keine Spuren jener Idealisirung an sich trägt, welche der Natur getreu, ihre Züge durch Zusammenstellung veredelt, und dem Möglichen Wirklichkeit verleiht. Für Fleiß und Geschicklichkeit hat er nur raisonnirte Bewunderung. Wer anders empfindet, wird auch anders urtheilen.

VIII.

Ueber lokale und allgemeine Bildung.*)

Was der Menſch werden konte, das iſt er überall nach Maasgabe der Lokalverhältniſſe geworden. Klima, Lage der Oerter, Höhe der Gebirge, Richtung der Flüſſe, Beſchaffenheit des Erdreichs, Eigenthümlichkeit und Mannichfaltigkeit der Pflanzen und Thiere haben ihn bald von einer Seite begünſtigt, bald von der andern eingeſchränkt, und auf ſeinen Körperbau, wie auf ſein ſittliches Verhalten, zurückgewirkt. So iſt er nirgends Alles, aber überall etwas verſchiedenes geworden, das dem Verſtande des Forſchers, wenn er über die Schickſale und Beſtimmungen ſeiner Gattung nachdenkt, Aufſchluß verſpricht, oder wenigſtens den Stoff zu einer eigenen Hypotheſe über den wichtigſten Gegenſtand unſeres Grübelns in die Hände ſpielt.

Wenn wir, auf unſerer jetzigen Stufe der Kultur, den weiten Umfang aller in den Menſchen gelegten Kräfte überſchauen und es uns dann ſcheint, wir hätten mehr an unſer ganzes Geſchlecht zu fordern, als es wirklich geleiſtet hat, ſo täuſchen wir uns ſelbſt durch die Verwechſelung unſerer individuellen Erkentnis mit jener andern, welche ſich unter minder vortheilhaften Verhältniſſen entwickelte. Die Zerſtreuung der Völkerſchaften über die Erdoberfläche gieng *vor* ihrer ſittlichen Ausbildung vorher und dadurch

*) Dieſer kleine Aufſatz iſt ein Bruchſtück eines Verſuchs über die Indiſche Dichtung.

geschah es, daß von so vielen, zum Theil widersprechenden Anlagen eine jede sich irgendwo und wann unter günstigen Umständen bis auf den äussersten Grad vervollkommnen und anwenden ließ. Ohne diese vereinzelte Darstellung der menschlichen Kräfte ist nicht einmal die Zusammenfassung und Idealisirung denkbar, die uns zum Zeitvertreibe dient, wenn wir unseren Mitmenschen eine abstrakte Norm der Vollkommenheit anmessen, und sie dann im moralischen, wie im physischen Sinne, zu lang oder zu kurz, oder sonst auf irgend eine Art unförmlich finden.

Führte nicht die Spekulazion, wie eine philosophische regula falsi, zu gewissen brauchbaren und zuverläßigen Resultaten, wenn schon sie von Voraussetzungen ausgeht, die keine Wirklichkeit haben, so mögte man vielleicht fragen, welche Untersuchung die müßigste sei, die: wie die Menschengattung anders hätte werden können, als sie schon geworden ist? oder die: was eigentlich noch aus ihr werden solle? Gewiß würde man nie den Traum der allgemeinen Gleichförmigkeit geträumt haben, wenn man richtige Vorstellungen von Europa und Indien, von Grönland und Guinea zum Grunde gelegt hätte. Zugestanden, es sei möglich, daß gänzlich gesittete Völker unter jeden Himmelsstrich verpflanzt, eine gewisse überlieferte und verabredete Uebereinstimmung beibehalten könten, so ist es wenigstens bis zur augenscheinlichen Ungereimtheit des Gegensatzes offenbar, daß die Kräfte der Natur ihrer Nachkommenschaft bereits im ersten Gliede ein nach dem Ort und seinen Beziehungen jedesmal wesentlich verschiedenes Gepräge aufdrücken müßten. Die Hitze des Aequators, die Kälte des Eisgürtels verändern die Gestalt und Proporzion der festen Theile, die Konsistenz und die Bestandtheile der Säfte; die verschieden gestimmten Sinnesorgane besitzen eine andere Reizbarkeit, eine andere Empfänglichkeit, eine andere Verwandschaft mit der äusseren, umgebenden Natur; die Bedürfnisse des Wallfischfängers in seiner beschneiten Jurte scheiden sich von jenen des Pflanzers im Palmenhain; die ersten Gestalten, die sich dem neuen Geschöpf aufdringen

und die tiefsten unauslöschlichsten Eindrücke in seiner Phantasie zurücklassen, sind unter jedem Grad der Breite, auf Inseln und festen Ländern, im Gebirg und auf der Ebene verschieden, und wenn sie aufgefaßt werden von klimatisch-veränderten Organen, so entsteht unfehlbar eine Eigenthümlichkeit der Bilder, die ihren Einfluß auf die Denkungsart und selbst auf die Handlungsweise der Menschen äussern muß.

Der schönste Menschenstamm konte sich im schönsten Klima der Erde niederlassen, ohne zu der moralischen Ueberlegenheit zu reifen, die man den Europäern nicht abstreiten kan. Viele Gegenden Asiens verdienen offenbar den Vorzug vor Europa, sowohl was Milde des Himmels, als Reichthum, Fruchtbarkeit und Zierde des mütterlichen Schooßes der Erde betrift; Schönheit des menschlichen Körpers blieb keinesweges auf unsern Weltheil eingeschränkt. Aber unser Glück, oder daß ich ernsthafter rede, die höhere Ordnung der Dinge hat es gewollt, daß nicht nur die köstlichsten Schätze der Erkentniß aus der Vorwelt in unsere Hände fielen, sondern daß auch politische Verkettungen der Begebenheiten die Leidenschaften des Europäers, insbesondere Habsucht, Ehrgeiz und Herschgier bis zu einem Grad der Verwegenheit schärften, dem keine Unternehmung zu groß, keine Anstrengung zu weit getrieben schien.

Aus Egypten und Asien wanderten die Künste zugleich mit den Schriftzügen in das inselreiche, von Meerbusen zerschnittene Hellas — und das junge Reiß der Kultur, auf den wilden griechischen Barbarenstamm geimpft, trug liebliche Blüten und Früchte. Unter den Händen der Welteroberer verwebten sich die Ideen der Bewohner entlegener Provinzen noch inniger und vollkommener mit der ganzen Masse von klimatischen Kenntnissen. Dieser intellektuelle Reichthum wirkte zwar anfänglich weniger auf den Verstand der rohen Haufen, die das römische Reich überschwemten und verschlangen; denn in der hier zusammengehäuften unermeßlichen Beute fanden ihre Sinnen ein Meer von Genuß, das unwiderstehlichen Reiz für sie hatte. Doch allmählig gieng die gesammelte Weisheit aller verflossenen Jahrhunderte

auch in dieſe nordiſchen Köpfe über, und ob ſie gleich durch das Medium der Hierarchie eine beſondere Stimmung erhielt, ſo bereitete ſie doch den jetzigen Zuſtand unſerer Entwickelung vor.

Der Rittergeiſt, die Kreuzzüge, die kaufmänniſchen Unternehmungen, die Vervollkommnung der Schiffahrt, das wieder erwachende Gefühl der Menſchenwürde, die erſten Regungen der Freiheitsliebe gegen das feudaliſche, wie gegen das hierarchiſche Joch, die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hofnung, des Weges nach Indien und der neuen Welt, — alles war wechſelsweiſe Wirkung und Urſache neuer Ideenverbindungen und einer beſchleunigten Thätigkeit unſerer Geiſteskräfte. Vor allem brachte die Entdeckung beider Indien eine unzählbare Menge von neuen Begriffen in Umlauf, welche vermittelſt der zu gleicher Zeit erfundenen Buchdruckerkunſt eine Revoluzion im Denken von unüberſehbaren Folgen bewirkte.

Die Erfahrungswiſſenſchaften, dieſe ächten, unentbehrlichen Quellen der Erkentniß, einſt ſo trübe und verachtet, ſtrömen jetzt ihre klaren, ſegenreichen Fluten von den äuſſerſten Grenzen der Erde zu uns herab und in ihrem Spiegel erkent die Vernunft ihre eigene Geſtalt. Die allgemeine Natur und die des Menſchen werden uns beide durch ihre Wirkungen offenbar, und bald werden wir den Kreis aller Verwandlungen durchlaufen haben, worin ſich ihre Kräfte äuſſern. Das vermogten die Völker nicht, die, zwar von ihrem Himmelsſtrich und von der fruchtbaren Erde begünſtigt, ſich frühzeitig ein Syſtem von milden Sitten, von bürgerlicher Geſetzgebung und gottesdienſtlicher Vorſchrift entwarfen, aber, lange von allen übrigen Menſchenſtämmen getrennt, in ihrer einſeitigen Vorſtellungsart bis zur Unbiegſamkeit veralteten. Das können auch die Völker nicht, deren Bedürfniſſe der karge, verſchloſſene Boden nicht befriedigt, deren Geſchäftigkeit lediglich auf Erhaltung des Lebens abzweckt, und deren öder Aufenthalt ihnen nur wenige Gegenſtände zum Benutzen und zum Kennen ſchenkt.

Es gereicht uns keineswegs zum Vorwurf, daß unser Wissen beinah nichts Ursprüngliches und Eigenthümliches mehr hat, daß es die philosophische Beute des erforschten Erdenrunds ist. Das Lokale, Spezielle, Eigenthümliche mußte im Allgemeinen verschwinden, wenn die Vorurtheile der Einseitigkeit besiegt werden sollten. An die Stelle des besonderen europäischen Karakters ist die Universalität getreten und wir sind auf dem Wege, gleichsam ein idealisirtes, vom Ganzen des Menschengeschlechts abstrahirtes Volk zu werden, welches, mittelst seiner Kentnisse, und, ich wünsche hinzuzusetzen, seiner ästhetischen sowohl, als sittlichen Vollkommenheit, der Repräsentant der gesamten Gattung heißen kann.

Laßt uns einen Schleier werfen über die Mittel, wodurch wir zu dieser Höhe gestiegen sind. Nie kann es den Europäern zur Entschuldigung gereichen, daß ihre Schandthaten in allen Erdtheilen, verglichen mit denen der ungebildeten einheimischen Völker, zuweilen etwas weniger empörend sind; allein es giebt vielleicht einen höheren Standpunkt als den menschlichen, wo der Erfolg die Mittel rechtfertigt. Alles Entstehen ist chaotisch und das Chaos mit seinen streitenden Elementen flößt Abscheu oder Entsetzen ein. Wenn aber die neue Schöpfung in stillem Glanz hervortritt, dann gedenken wir der Finsterniß und ihrer Stürme nicht mehr.

Sollen wir von dem, was wir sind und werden können, den vermessenen Blick noch tiefer in das geheimnisreiche Dunkel der Zukunft senken? Dürfen wir unserer Phantasie den weiten Spielraum vergönnen und die Wirkungen errathen wollen, welche unsere kosmische Bildung auf die übrigen Geschlechter der Menschen hervorbringen kan? — Aus Europa erhalten sie dereinst ihre eigenen Ideen mit dem Stempel der Allgemeinheit neu ausgemünzt wieder zurück und die zahlreichen europäischen Pflanzstädte, Handelsposten und eroberten Provinzen beider festen Länder verbreiten dort das Licht der Vernunft zur vollkommenen Klarheit gemischt, wo es zuvor nur in gebrochenen, farbigen

Stralen aufgefangen ward. Neger und Mongolen, Lappländer und Feuerländer bleiben freilich auch unter jedem möglichen Einfluß neuer, ihnen angemessener Begriffe, ja selbst bei jeder erdenklichen Vermischung mit anderen Stämmen, von ihrem Boden und ihrem Himmel gezeichnete Menschen; allein, wer vermag den Beweis zu führen, daß jenes Salz europäischer Universalkentniß sie nicht mit neuer Menschheit würzen könne, auch ohne sie in Europäer zu verwandeln? Die schöne Erscheinung des Mannichfaltigen mußte auch im Menschengeschlechte nicht verloren gehen; und vielleicht blieb kein anderer Weg als dieser übrig, sie mit der sittlichen Vollendung zu vereinigen, die in menschlicher Perfektibilität, gleichsam als der Zweck des Daseyns, vorgezeichnet ist. Wenn das Gesetz der Weisheit uns an dasselbe Ziel geleitet, wo wir einst die Einfalt der Natur verliessen, dann ist unser Kreis geschlossen, dann sind Freiheit und Nothwendigkeit wieder Eins, Kindersinn der Urwelt und Intuition des letzten Zeitalters sind sich in ihren Wirkungen gleich und die Metamorphose des Menschengeschlechts — doch hier verläuft sich die Spekulazion in die Grenzen des Unbegreiflichen und ein Wort mehr ist der Unsinn der Schwärmerei.

Schwärmerei war vielleicht schon alles, was wir hier aus unserer jetzigen Geistesbildung folgerten. Wir sind in der That noch fern vom Ziele; wir können noch auf halbem Wege stehen bleiben und unsere stolzen Hofnungen können so schnell zerrinnen, daß wir, gleich so vielen Sternen der Geschichte nur einen Augenblick leuchten, um auf ewig wieder zu verlöschen. Die Bahn, die zu einer bessern Unsterblichkeit, als der des Nachruhms, führen soll, ist mühsam und gefährlich; sie hat Abgründe zu beiden Seiten, und legen wir sie glücklich zurück, so wandelten wir sie schwerlich in eigener Kraft. Das Ziel, wohin wir streben, ist uneingeschränkte Herschaft der Vernunft bei unverminderter Reizbarkeit des Gefühls. Diese Vereinigung ist das große, bis jezt noch nicht aufgelösete Problem der Humanität.

An Irthümern, an einseitigen Vorstellungen, an Träu-

men der Kindheit und Erdichtungen des Erziehers hängt in sanften Fesseln der Gewohnheit das Gefühl. Bei Völkern aber, die zur Mannbarkeit des Geistes heranwachsen, liegt die Vernunft mit diesen ihren Widersachern im Kampfe; ihr freies Wesen, zur höchsten Herschaft geboren, verschmäht jeden Zwang und rächt seine verkante Würde. Da ist kein Vorurtheil und sei es noch so verjährt, das vor ihrem Richterstul Gnade fände; kein Trugschluß, der ihr heilig wäre, und drehte sich um ihn, wie in ihren Angeln, die ganze gesittete Welt. Wo die Vernunft nur wenn sie schweigen kan geduldet wird, wo man sich scheut, das anerkannte Bessere zu wählen, wo man verwirft, was man nicht von den Vätern erbte, oder selbst ersann, wo sich noch auf dem Thron der Wahrheit die Lüge bläht — da ist man noch vom Ziele der Vollendung weit entfernt. Das Volk, das sich berufen fühlt, in allen bewohnbaren Gegenden der Erde die klimatischen Vorstellungsarten durch das geläuterte Resultat allgemeiner Zusammenfassung zu vervollkomnen, darf keinen Wahn, der nur für irgend einen Punkt der Erde und der Zeit, als Form, gelten konte, zur allgemeinen Form erheben, oder auch nur halsstarrig in der schiefen Richtung beharren, die eine solche von der reiferen Einsicht verworfene Triebfeder ihm geben kan. Diese blinde Anhänglichkeit an das Alte, Einseitige und Irrige wäre nicht einmal ohne Gefahr; wir sehen des Schicksals schreckliche Rache ein Volk verfolgen, welches die dargebotene Gelegenheit versäumte, das Joch eines bloß lokalen Mechanismus abzuwerfen und zu jener höheren Freiheit des Geistes fortzuschreiten, die weder Vater noch Mutter kennt. —

Doch auch dem kühnen Menschenstamme, der das Abentheuer der Aufklärung ritterlich bestehen und keine Mißgeburt des Betrugs und der Unwissenheit unbesiegt lassen will, eine freundliche Warnung mit auf den Weg. Ehe die Vernunft in uns reifte, folgten wir dem Zuge des Gefühls, und wehe uns, wenn wir nur mit dessen Verläugnung dem Irthum entsagen, dem unsere Kindheit hul-

digte. In den scharfumgrenzten Formen der Abstrakzion geht alles das Gute, Edle und Große das nur geahndet, nur empfunden, nie in Redensarten gefaßt, oder nach Maaß und Gewicht bestimmt werden kan, unwiderbringlich verloren. Statt der unmittelbaren Eindrücke der lebendigen Natur, die wir mit einer Spontaneität des Sinnes auffassen, welche ausserhalb den Grenzen des Begreiflichen liegt, dürfen wir uns nicht ausschliessender Weise an die Ausgeburten des Verstandes halten, denen es zwar, eben weil sie unser eigenes Machwerk sind, nie an Faßlichkeit, aber ewig an Kraft, an Wirklichkeit, Substanz und Leben gebricht. Was hilft es uns, daß wir der Willkür eines objektiven Wirkens entfliehen? Wir stürzen uns in den Rachen eines alles zermalmenden Dogmatismus. Ach! in diesem stygischen, erstarrten Reiche der Impassibilität wälzen wir in ewig mechanischer Bewegung das Ixionsrad der Dialektik, indeß die Wesen der Natur, wie leere Schatten, unserer Umarmung entschwinden!

Es ist nicht zu läugnen, daß ein herz- und sinntödtender Mechanismus bereits anfängt, sich in alle Verhältnisse des Lebens zu mischen. Durch die bloße Form der Gesetze hoft man jetzt alle bisherigen Triebfedern der Moralität entbehrlich zu machen und bürgerliche Tugend vermittelst dürrer Worte zu erzwingen. Schon gründet man sogar neue Staatsverfassungen auf erträumte Theorieen — fast mit demselben glücklichen Erfolg, womit man lateinische Gedichte durch die Gradus ad Parnassum zusammensetzt. Auch fällt es in die Augen, daß wir in den mechanischen Künsten vorgerückt, in den bildenden hingegen zurückgekommen sind. Jene konten durch den weiteren Fortschritt der Vernunft nur gewinnen; diese entlehnen ihren ganzen Werth von der Individualität des Meisters, seinem Karakter und der Fülle des Lebens, die unmittelbar aus seinem Sinne in das Geschöpf seiner bildenden Kräfte übergeht. Nun ist aber die unausbleibliche Tendenz eines Zeitalters, welches durch bestimte Formen alles einschränken und festsetzen will, Vernichtung aller Individualität. Wenn die

Regeln sich vervielfältigen, entsteht eine sklavische, kleinliche Gleichförmigkeit in den Köpfen und dann herrscht Mittelmäßigkeit und Leere in ihren abgemessenen, nach dem Rezept verfertigten Werken.

Daher scheint es auch nicht zu viel gesagt, daß selbst der Sinn für Tugend allmählich erlöschen müsse, wenn man das ganze System der Moralität auf einem bloßen Vernunftbegrif gleichsam schwebend erhält. Schon behauptet man, daß vernünftige Wesen dieses Gefühls zu ihrer Sittlichkeit nicht bedürfen; und wenn von jener idealischen Region die Rede ist, wo die Wirklichkeit des Objektiven geläugnet oder bezweifelt wird, mithin die Spekulazion freies Feld gewinnt, so mag es auch gelten. Der unerbittliche Minos dieser Todtenwelt ist selbst ein todtes, kaltes Wort; Pflicht heißt das Wort, vor welchem die Vernunft, wie vor dem selbstgeschaffenen Despoten, sich beugt; das Wort, das unbedingten Gehorsam verlangt, und den Menschen in eine Maschine verwandelt, die man durch Regeln in Bewegung setzt.

Aber — will man denn nicht sehen, daß wir, um diese furchtbare Orkusgrenze zu überschreiten, den schönsten, edelsten Theil unseres Wesens ablegen und zurücklassen müssen? Von einzelnen Heroen, denen es vergönnt ist, in die tiefsten Tiefen des Schattenreichs hinabzusteigen und vielleicht gar mit einer neubelebten Eurydice oder Alkestis die schöne Erde wieder zu begrüßen, kan hier nicht die Rede sein. Abwerfen müssen wir, um bloße, vernünftige Menschenhülsen zu werden, die unbegreifliche Essenz selbst unseres Wesens, die sich in der ihr zugetheilten Spontaneität des Wirkens und Empfangens, ihres Daseins erfreut; denn nicht Empfindung, sondern der Buchstabe des Gesetzes befiehlt uns fortan, was wir bewundern oder lieben, wann wir lachen oder weinen sollen. O der klugen Ephoren, die von der Leier des Timotheus vier Saiten zerschnitten, damit ja ihre Spartaner in der Knechtschaft des Gesetzes blieben! *) — O Menschheit! schön besaitete Harfe!

*) Plutarch instit. Lacon.

auf welcher zu spielen die Götter lüstern sind, welche Harmonien kanst du noch tönen, wenn die Wächter des Gesetzes dich verstümmeln? —

Was Regel und Vorschrift an den Dichter und Bildner fodern können, ist immer unendlich weniger, als diese Künstler wirklich leisten. Auf eben die Art und aus demselben Grunde fühlt sich auch der Tugendhafte über die Formen des Sittengesetzes erhaben; denn alle sittliche sowohl als ästhetische Vollkommenheit gründet sich auf dem innern, unbestimmbaren Reichthum, womit ein jedes Individuum, unabhängig von Erfahrung, Entwicklung und äusserer Kunde, von der Natur ausgestattet ward. Dieses Unbestimbare des Wirkenden in uns, diese unbedingte Intension der Grundkräfte und Triebe ist der eigentliche Spielraum der Begeisterung, worin Schönheit, Grazie und Reiz, Freude, Wehmut und Liebe sich subjektivisch verschieden äussern, weil doch zu einer jeden Empfindung eine lebendige Gegenwirkung des Subjekts gehört, deren inneres Kraftmaaß und deren spezielle Beschaffenheit sich weder bestimmen, noch beschreiben läßt.

Dürfen wir uns also mutwillig von dem Führer und Gefährten unserer Jugend, von diesem zarten, lebendigen, belebenden Gefühle trennen? Dürfen wir durch einen Widerspruch, der alles an Ungereimtheit übertrift, dieses Gefühl selbst in dem Grade mißbrauchen lassen, daß wir den Abstrakzionen anderer lieber als ihm uns anvertrauen? Wie traurig wäre das Schicksal unserer Gattung, wenn uns hier kein Ausweg bliebe! Empfindung und Vernunft sind aber im persönlichen Bewußtsein des Menschen unzertrennlich. Ist also jenes, vom Zusammenhange menschlicher Anlagen abgezogene Gesetz, sowohl des Geschmacks als der Sitten, wie wir hier voraussetzen können, untadelhaft richtig und unverletzbar, ist es das ächte, wahrhafte Resultat aller Beziehungen unseres Wesens, zu einem wohlgeordneten Sistem gleichsam organisirt; dann hat es auch für jeden einzelnen Menschen genau den Nutzen, den es als eine zweckmäßig eingerichtete Maschine haben kan; es erleichtert ihm seine Operazionen, ohne jedoch weder zum

rohen Stof, noch zum Entwurf, noch zum inneren Reichthum der Ausführung das allermindeſte beitragen zu können. Die Handlungen des Edlen und die Gebilde des Genius paſſen allerdings in die vollkommenſte moraliſche und äſthetiſche Form. Kein Wunder! denn dieſe Formen wurden erſt von ſolchen Handlungen und ſolchen Gebilden abſtrahirt. Hingegen bewege man dieſe Formen ſo lange, ſo ſchnell und in welcher Richtung man wolle; es wird ſich weder Kunſt noch Tugend herausdrechſeln laſſen.

Um ſo mehr muß man über den Unſinn der Erzieher erſtaunen, die alles aufbieten, um in ihren Zöglingen eigenes Wirken zu hemmen. Es iſt wahr, wie Shakeſpear ſagt: in ihrer Tollheit iſt Methode. So wie ſie das weiche Hirn des Kindes durch den Schwung der Wiege betäuben, an heftige, mechaniſche Impulſionen gewöhnen und zu allen zarteren Schwingungen unfähig machen, ſo ſetzen ſie auch den Schulknaben und den Jüngling in ihre logiſche Schaukel. Dieſe dreht ſich mit ihm bis zum Schwindeln um; unthätig ſitzt er da, von einem fremden Wirbel ergriffen, anſtatt ſelbſtthätiges Prinzip des Wirkens zu ſein; wie wohl er über die herliche Bewegung kindiſch frohlockt und jauchzt, oder wenn es ſo weit mit ihm gekommen iſt, daß dieſe ihm keinen Genuß mehr gewährt, aus ſeiner Ohnmacht ſich wohl gar ein Verdienſt erträumt. Leichter wird freilich dem Erzieher dieſes Verfahren, als wenn er, wie es recht iſt, nichts ſo heilig ehrte, als die Individualität eines jeden ſeiner Zöglinge; wenn er nie mehr in ſie übertragen wolte, als ohne Zwang ſich ihrem Weſen aneignen kan, nie andere Handlungen, andere Geiſtesſchöpfungen ihnen abnöthigte, als ſolche, die aus ihrer reinen Energie von ſelbſt hervorgehen.

Die Fehler der Erziehung pflanzen ſich in unſere geſelſchaftlichen Verhältniſſe fort. Mechanismus wird leicht das höchſte Gut mechaniſchgebildeter Menſchen, Form und Dogma gelten ihnen für Weſen und Kraft; ſie könten ſich anbetend niederwerfen vor Kants unſterblicher Kritik, nicht weil ſie die ſcharfſinnigſte Zergliederung der Vernunft ent-

hält, sondern weil sie hoffen, auf diesem Felsen ein ehernes Gesetz zu gründen, das alle Menschen des eigenen Empfindens und Denkens überheben soll. Entsetzlich! Die Vernunft selbst muß zürnen, wenn man sie durch diese Tantalsmahlzeit, diese geschlachtete Humanität, versuchen will. Verglichen mit den unausbleiblichen Folgen dieser allgemeingeltend gemachten systematischen Seelentirannei wäre der asiatische Despotismus wünschenswerth und selbst die Inquisizion hatte noch mehr Respekt für die Menschheit. Auf dieser exzentrischen Bahn müssen wir das gewünschte Ziel der Vollendung verfehlen und nur zu einer einseitigen Bildung gelangen, die allenfalls in Absicht der Erkentniß weiter vorgerückt, als die schinesische, aber, wie diese, entnervend, geisttödtend und maschinenmäßig ist. Sie raubt uns auch den Vorzug, das beglückende Licht der wahren Aufklärung in den übrigen Erdtheilen anzünden zu können; denn dazu bedarf es der sanften, unanmaßlichen Ueberredung eines ihren Mängeln und Stimmungen sich anschmiegenden Beispiels.

Wider die Folgen eines verhältnismäßig nützlichen und dem Scheine nach sogar unfehlbaren Sistems war es hinreichend, bei den Zeitgenossen einen Protest einzulegen. Unserm Jahrhundert fehlt es noch nicht an Hülfsmitteln gegen diese Gefahr, sobald nur seine Aufmerksamkeit darauf geleitet wird. Ohne die Vermessenheit zu weit zu treiben, dürfte man wenigstens mit einiger Zuversicht behaupten, daß hier vieles von einer sorgfältigeren ästhetischen Bildung abhängen muß. Ein Dichter hat bereits mit der hohen Ahndung des Wahren, die den Begeisterten eigen ist, den Satz hingestellt, daß seine Kunst einem philosophirenden Zeitalter *nothwendiger* als jedem andern sei; und fast scheint es, daß wenn *Plato* die Dichter aus seiner Republik verbannt wissen wolte, eine der jetzigen gerade entgegengesetzte Tendenz seines Publikums ihm zu diesem Urtheil Anlaß gegeben habe. Seine Athenienser hatten nur gar zu viel Phantasie und zu wenig ernste Vernunft; von uns gilt meist das Gegentheil.

Also nicht nur die Poesie, sondern bildende Kunst überhaupt müßte Aufmunterung erhalten und der Geschmack, der Sinn des Schönen, nicht bloß durch Regeln, sondern durch vortrefliche Muster aller Art entwickelt und veredelt werden. Die Kunst ist es ja, die uns in ihren Werken den ungetheilten Reichthum der menschlichen und allgemeinen Natur rein aufgefaßt und harmonisch geeinigt wieder giebt; denn ihr Geschäft ist *Darstellung schöner Individualität*. Sie verdient also ihren Platz neben der Philosophie unter den Führerinnen des Menschengeschlechts auf jeder Stufe seiner Bildung. Wen ergreift es nicht mit der Allmacht der Ueberzeugung, wenn ein Geweihter der Natur in reiner Begeisterung singt:

Dem Glücklichen kan es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimt;
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit!

Die Heilige! So lange wir in diesen Zauberlauten ihre Stimme vernehmen, können wir zweifeln, ob sie noch unser sei? — Doch es giebt eine viel freudigere Gewißheit; die Wahrheit eignet einem *jeden* Volke, es sei gering und roh oder mächtig und gebildet; *überall* schenkt sie den Sterblichen zum Trost und zur Erquickung den ätherischen Schleier.

Vernunft, Gefühl und Phantasie, im schönsten Tanze vereint, sind die Charitinnen des Lebens. Nur für den einzelnen Unglücklichen, den Eine dieser unbegreiflichen Grundkräfte verläßt, verwandeln sich die übrigen in ernste, stigische Gottheiten, furchtbar wie Erinnyen. O wie hat man es nur wagen dürfen, die Natur zu beschuldigen, daß sie neun Zehntheilen unserer Brüder diese schöne Harmonie der Anlagen versagt habe! Der Einigungspunkt aller Nazionen liegt ja im Innern ihres Wesens, welches überall zum Empfinden, Vergleichen und Nachbilden fähig, die Natur, wie sie ihm jedesmal erscheint, wahr zu ergreifen und ihre gefälligsten Züge zu einem neuen Ganzen geeinigt, darzustellen vermag. Der Lappländer und Es-

kimo verarbeitet seinen ärmlichen Ideenvorrath in den Dichtungen, wozu ihn Liebe, froher Sinn, oder sonst eine genialische Stimmung begeistern. Seine Empfindungen sind einfach, aber wahr und individuell; seine Urtheile kurzsichtig, aber analogisch richtig, und in allem seinem Wirken malt sich das Verhältniß seines Wesens zu den Dingen in der umgebenden Weite. Mehrere Kräfte finden wir nicht im gebildetesten Geiste dieser Erde vereinigt. Dieselben Grundanlagen, wie verschieden auch ihre relative Intension und ihr extensiver Reichthum, leuchten aus Homers und Pindars, Ossians und der Skalden, Moses und Davids, Saadis und Kalidasas, Shakspears und Göthens Individualität hervor.

Uns ziemt es, da wir mit unserer Thätigkeit und unserem Ideenreichthum die Erde gleichsam umfassen, jede Spur des Wirkenden in und ausser uns aufzusuchen, und in dieser Absicht alle jene Blumen sorgfältig zusammen zu lesen, die der Genius der Dichtkunst über die ganze bewohnbare Kugel ausgestreut hat. Aus ihnen haucht uns entgegen ihr ‚Würzgeruch und Duft', gleichviel, auf welchem Boden sie gewachsen sind. Je weiter uns unsere Sitten von ursprünglicher Natureinfalt entfernen, desto wichtiger wird diese Blumenlese für die Bildung unseres ästhetischen Sinnes. —

Georg Forster.

Deutsche Litteraturdenkmale

des 18. u. 19. Jahrhunderts

begründet von **B. Seuffert**, fortgeführt von **A. Sauer**

unter Mitwirkung von

F. Muncker, W. Scherer, J. Bächtold, E. Schmidt, E. Martin, J. Minor, L. Geiger, L. v. Urlichs u. s. w.

48

WILHELMINE

VON

MORITZ AUGUST VON THÜMMEL

ABDRUCK DER ERSTEN AUSGABE

(1764)

STUTTGART

G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG

1894

Das Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck von Carl Rembold in Heilbronn.

Inhalt.

Seite

Einleitung V

Wilhelmine oder der vermählte Pedant

Erster Gesang 3

Zweiter Gesang 12

Dritter Gesang 19

Vierter Gesang 22

Fünfter Gesang 29

Sechster Gesang 38

Lesarten 44

Einleitung.

Bereits in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war von verschiedenen Seiten der Versuch gemacht worden, die in Frankreich gut aufgenommene Probe, epische Dichtungen in prosaische Form zu kleiden, auch in Deutschland einzuführen. Die deutschen Dichtungen dieser Art waren jedoch zu unbedeutend, um Beachtung zu finden. Selbst der Dichter des „Renommisten“ hatte mit seiner „Lagosiade“ (1757) einen entschiedenen Misserfolg zu verzeichnen. Erst Lessings wirksames Eingreifen lenkte die Aufmerksamkeit der Schriftsteller auf dieses Gebiet und fand anfangs begreiflicherweise verschiedenartige Beurteilung. Einer Auseinandersetzung über dieses Thema zwischen Thümmel und seinem Jugendfreunde Bose verdankt die „Wilhelmine“ ihre Anregung. Der vierundzwanzigjährige Thümmel soll sich erboten haben, für seine Ansicht, dass die deutsche Sprache gleich der französischen für poetische Prosa verwendbar sei, binnen kurzem den Beweis zu erbringen (Jördens V, 64; Gruner, Leben Thümmels S. 49). Bald nachher war die Dichtung im Rohen auch schon vollendet. Die Entstehung der „Wilhelmine“ fällt in das letzte Viertel des Jahres 1762, wie aus den bei Gruner abgedruckten Brieffragmenten an Weisse hervorgeht. Der Brief Thümmels vom 20. März 1763, aus Coburg, liegt mir handschriftlich vor und ich füge den hiehergehörigen Teil in korrekterer und vollständigerer Wiedergabe, als dies dort geschehen ist, hier ein: „Wegen des beyliegen-

den M. S. habe ich weit mehr Ursache schüchtern zu seyn — da ich es nicht meinem Freunde allein, sondern meinem critischen Freunde insbesondre überschicke. Ich habe es vor länger als einem Virthel Jahre verfertigt und dachte würklich schon nicht mehr daran, als mich der H. v. Bose ermunterte — mir Ihre Gedanken über ein Gedicht auszubitten das seinen Beyfall hat — ich habe [es] daher abgeschrieben und bey jeder Seite des Textes ein Blanket für Ihre Anmerkungen und Verbesserungen gelassen — Ich wollte wohl dass Sie dieses Gedicht für gut — oder doch für fähig hielt[en] es noch zu werden — So *amusant* als die *Lagosiade* dächte ich, müsste es allemal seyn, wenn es auch sonst keiner *Epopée* vom Zachariä gleich käme. Sie sehen dass ich keine Schwierigkeit mache Ihnen selbst diejenigen Gedanken zu entdecken die meinen Authorstolz verrathen — dadurch muntere ich Sie auf eben so aufrichtig in Ihrer Critic zu seyn und mir es dreust zu sagen was ich mit diesem Gedicht machen soll."

Minor (in Schnorrs Archiv IX, 469 ff.) bringt also mit Unrecht ältere Briefe des Dichters, in denen Thümmel von seiner Arbeit an einem Romane spricht, mit unserer Dichtung in Verbindung.*) Ungleich wichtiger ist der Hinweis auf Zachariäs „Lagosiade" als direktes Vorbild, wofür das Gleichnis im fünften Gesange (S. 34 f.) schon äusserlich Zeugnis ablegt. Dafür wiederum haben wir einen noch entschiedeneren Beleg in einem ungedruckten Briefe Thümmels an Weisse (aus Coburg, 19. Januar 1764), der beweist, welche Aufmerksamkeit Thümmel Zachariäs Produktion widmete. Ich führe die betreffende Stelle daraus im Wortlaut an: „Haben

*) Damit fallen auch die Bemerkungen Carl Heines in seiner Schrift: Der Roman in Deutschland von 1774 bis 1778, Halle 1892, Seite 55 f., die auf Minors Deutung fussen.

Sie schon die neue Edition des Zachariä gesehen? Ich habe voller Begierde sein neustes comisches Gedicht aufgeschlagen, zu welchen Er seine Leser schon längst Hofnung gemacht hat*) — aber wie sehr habe ich mich in meiner Erwartung betrogen gesehen — Wie langweilig und gezwungen ist es mir nicht vorgekommen! Können Sie rathen was ich noch darbey gedacht habe? Ich will es Ihnen vertrauen: Mein comisches Gedicht das Weise so herunter gemacht hat — dachte ich, ist gewiss ungleich *amusanter* und besser — darauf will ich meinen Kopf lassen; Seitdem Sie es mir wieder zugeschickt haben, habe ich es an allen den Stellen auf die mich Ihre Critic aufmerksam gemacht hat, geändert und überhaupt harmonischer — pompöser und comischer zu machen gesucht — Nunmehro mache ich auch im ganzen Ernst Anstalten es drucken zu lassen — Wenn Sie allso hören dass in Gotha ein Werkchen heraus gekommen sey, das den Titel hat: (Willhelmine oder der vermählde Pedant) so denken Sie nur dass es meine Arbeit ist — Eins ist mir nur noch im Wege; Ich habe Keinen Menschen in Gotha dem ich die Besorgung anvertrauen könnte, ohne dass man dadurch den Verfasser erführe, und dieses wollte ich durchaus nicht; Wissen Sie mir keinen Vorschlag dieserwegen zu thun?"

Der junge Autor durfte ohne Ueberhebung derart über Meister und Muster aburteilen, selbst wenn wir die „Lagosiade" zum Vergleich heranziehen, die entschieden höher zu bewerten ist als die „Hercynia." Welche Fülle weitausblickender Motive, um nur e i n e s hervorzuheben, schliessen die Gleichnisse in der „Wilhelmine" ein gegenüber der Einförmigkeit Zachariäs, der die entlegensten mythologischen Gebilde zu ephemerem Leben aufruft. Bei Thümmel hingegen waltet

*) Gemeint ist „Hercynia, ein scherzhaftes Heldengedicht," das in den Poetischen Schriften, Braunschweig 1763—65, II, 201 ff. zum ersten Male veröffentlicht ist.

eine ständige Beziehung auf seine Zeit vor: hier wird auf politische Ereignisse, die der siebenjährige Krieg nahelegt, angespielt, dort werden anakreontische Motive ins Lächerliche gezogen, da wieder der Spott als Waffe des Aufklärertums in den Dienst des Zeitgeistes gestellt. Der angezogene Brief deutet ferner an, welch bedeutendes Verdienst um die älteste Gestalt der „Wilhelmine" sich Weisse erwarb, der für die folgenden Ausgaben auch den Verlag bei Reich vermittelt und den Druck überwacht zu haben scheint. — So erschien denn das Werkchen im Frühjahre 1764 und begründete durch das ungewöhnliche Aufsehen, das es bei Lesern und Kritikern erregte, des Dichters Ruhm in einer Weise, dass es ihm für immer eine geachtete Stellung in der Litteraturgeschichte eroberte.

Der gleiche Zufall, der bei der Wahl der Form mitspielte, war beim Inhalte massgebend. Thümmel war seit 1761 Kammerjunker des Erbprinzen von Sachsen-Koburg und verfiel der satirischen Anlage seines Talentes gemäss auf die naheliegenden Mängel des Hoflebens, die vor ihm bereits Löwen in der „Walpurgisnacht" (1756) und Moser in „Der Herr und der Diener" (1759) gebrandmarkt hatten. Der Freimut seiner Gesinnung und die harmlose Laune seines Witzes gemahnten an die spielende Art der komischen Epopöe in ihrer ersten Blüte. Durch naiven Ton und fliessende Diktion gewann das kleine Gemälde bedeutend an Reiz und versöhnte mit einem Schlage alle Gegner der Form. Als gar Nicolai Thümmels Pastor zum Helden seines Romanes „Sebaldus Nothanker" machte, da erschlossen sich der „Wilhelmine" auch die Kreise dieser Leserwelt, und eine Ausgabe in gleichem Druck und Format leistete der gemeinsamen Verbreitung beider Bücher Vorschub.

Weisse rezensierte die Dichtung in der Bibliothek der schönen Wissenschaften XII, 79 ff. sehr günstig. Er setzt bloss den Sprung über vier ganze Lebensjahre

der Heldin, etliche kleinere chronologische Fehler aus und tadelt den geringen komischen Gehalt des Ausgangs. Zachariä ist der erste, der Luthers Verwendung als Maschine in einem komischen Heldengedichte zu ernsthaft findet (Brief vom 20. August 1764). Unabhängig von ihm verficht Uz die gleiche Meinung in einem für die Umarbeitung des Gedichtes höchst wichtigen Schreiben (an Grötzner, 28. Dezember 1766, bei Henneberger 115 ff.), dessen Einzelbeobachtungen in den Lesarten des Neudrucks bei den einzelnen Stellen unter der Chiffre *U* verzeichnet sind. Hier mögen bloss jene Sätze des Briefes Platz finden, die auf den Plan des Ganzen gehen. „ . . . Am meisten scheint mir der erste Gesang einer Verbesserung nöthig zu haben. Das comische Heldengedicht richtet sich nach den Regeln des heroischen, in ansehung der Einrichtung. Aber würde wohl ein Virgil oder ein Zachariä gleich im ersten Anfang einen Sprung von vier Jahren machen, wie in der Wilhelmine geschieht, wo von ihrer Abholung nach Hof bis zu ihrer Vermählung vier Jahre verfliessen? So lang steht indess die Geschichte still, welches unmöglich angeht. Ich wollte daher den Anfang des Gedichtes mit der 18. Seite und den Worten: In der zwölften Stunde der Nacht u. s. w. machen. Darauf könnten in einem Traum die übrigen vorhergegangenen Umstände nachgeholet, oder, wo es nicht angeht (denn die Marionetten wollte ich durchaus nicht vermissen), nachher sonst auf eine schickliche Art erzählet werden. Aber Doctor Luther müsste nicht erscheinen. Die Einführung dieser Person, die nicht einmal ihrem bekannten Charakter gemäss redet, ist durchgängig anstössig gewesen. Warum kann Amor nicht diese Stelle vertreten, da er ohnehin gleich darauf sich in die Sache mischt und am Ende sich geschäftig erweist? . . .“

Die wichtigste Aenderung also, die Thümmel auf Uzens Vorschlag vornahm, bedingte eine Umgestaltung des Planes, welcher der Dichter auf das beste Rechnung

trug. Die Gestalt Luthers verschwand gänzlich. Die bemängelte Einheit der Zeit wurde durch eine leichte Verschiebung hergestellt, indem die Erzählung in dem Zeitpunkte einsetzt, da Wilhelmine nach vierjähriger Anwesenheit am Hofe den ersten Besuch in ihrer Heimat macht. Ihre Abholung aus dem Vaterhause durch den Hofmarschall wird als Episode dem ersten Gesange einverleibt, wogegen die Scene in der Dorfschenke, auf eine passende Gelegenheit verspart, in den Beginn des zweiten Gesanges verlegt wird.

Auch auf die übrigen Vorschläge Uzens ging Thümmel ein, änderte im Sinne seiner Angaben und feilte auch darüber hinaus im einzelnen an der Dichtung, wie aus den Lesarten ersichtlich ist. Seine Aenderungen sind sämtlich Besserungen. Fraglich bleibt dies nun in einem Punkte, bezüglich Luthers. — Aus den Worten der Vorrede zur zweiten Auflage spricht unverkennbar nur eine resignierende Zustimmung des Dichters zu den Forderungen der Freunde. Diese Ansicht bestätigt auch L. M. Weissenborn in seinem biographischen Beitrag zu Thümmel (Zeitgenossen, Neue Reihe, Band I, Heft IV, S. 129 ff.). Er erwähnt aus mündlicher Ueberlieferung des Dichters, dass Thümmel in späteren Jahren sich oft in beissenden Bemerkungen über seine „den Schulgebrauch zum Wortgebrauch machenden Freunde," die ihn zu jener Aenderung bewogen hatten, erging. Thümmel fühlte mit Recht, dass durch die Ausscheidung Luthers eine Lücke in den treibenden Motiven der Handlungsweise des Helden entstehe, eine Lücke, die durch das alleinige Auftreten Amors nur teilweise verdeckt wird. Denn es erwächst eine neue Schwierigkeit in dem Widerspruche, dass der beschränkte, doch rechtgläubige Dorfprediger einem heidnischen Traumgesicht ohne Bedenken Einfluss auf seine Handlungen einräumt.

Betrachtet man die Dichtung in ihrer ersten Gestalt, so muss man ihr auch eine andere Beurteilung zu

teil werden lassen. Luther ist darin nicht mehr ganz Maschine in dem Sinne eines Zachariä und Uz, sondern seine Erscheinung im Traume findet eine natürliche Erklärung aus dem psychischen Leben des verliebten, pedantischen Magisters. Eine gleich natürliche Lösung deutet der Dichter bei ähnlichen Anlässen an, z. B. am Schlusse für den „schwarzen Dämon," dem die Bauern ihre Rettung verdanken, womit auf den Schornsteinfeger hingewiesen ist. Die Komik verschiebt sich dadurch von den Maschinen auf die Charaktere, die die Grundlage der komischen Erzählung und weiterhin des komischen Romanes, Thümmels eigensten Schaffensgebietes, sind. Billigt man diese Auffassung, so bedarf es keiner weiteren Rechtfertigung für den Neudruck der ersten Ausgabe dieser einst so gefeierten Dichtung.

In der Umarbeitung, der auch in unserer Zeit wiederholt gedruckten Gestalt, repräsentiert sich die „Wilhelmine" als eine gelungene Fortsetzung der Bestrebungen auf dem Gebiete des komischen Heldengedichtes, deren wahrhaft poetische Prosa allerdings nur wenigen der Zeitgenossen voll zum Bewusstsein gekommen zu sein scheint. Das zeigt die Menge fruchtloser Nachahmungen, deren keine einen Vergleich mit dem Vorbild aushält. Die „Wilhelmine" kennzeichnet demzufolge den Endpunkt in der Entwickelung einer vielbeliebten Dichtungsart des XVIII. Jahrhunderts und leitet in ihrem ganzen Wesen bereits zu jener Form hinüber, die durch Wieland, gleichzeitig und unabhängig von Thümmel, der klassischen Reifezeit unserer nationalen Dichtung in die Hände arbeitet. Auch von dieser Erwägung aus verdient das Werkchen dauernde Wertschätzung.

Den meisten Dank schulde ich dem Herausgeber dieser Sammlung für die zahlreichen Anregungen und Winke, mit denen er mich bis zur Beendigung des Druckes bereitwilligst unterstützte. Herrn Otto Göritz in Berlin, der mir jederzeit zu den von ihm verwalteten

Sammlungen Zutritt gestattete, bin ich für sein freundliches Entgegenkommen zu Danke verpflichtet. In dieser Bibliothek fand ich den Druck der „Wilhelmine“ von 1769.

Berlin, im Februar 1894.

Richard Rosenbaum.

Willhelmine

oder

der vermählte Pedant.

Ein

prosaisches comisches Gedicht.

[Vignette.]

1764.

[3]

Erſter Geſang.

Ich ſinge das Abentheuer, das ein Dorfpfarr, der Liebe wegen, erdulden mußte, ehe ſie ihn mit dem erſeufzten Beſitze ſeiner Geliebten belohnte.

Feindlich empörten ſich die langſam athmende Schwermuth, die fröhliche Thorheit, die Intrüge des Hofs und der bäuriſche Blödſinn wider die ruhigen Tage des Paſtors; doch ſeine Standhaftigkeit ſiegt' endlich durch die Hülfe des Amors, und ſein [4] ausgeſtandenes Leiden verſchönert ſeinen Triumph.

Der große Gedanke, der ſonſt die deutſchen Dichter erhitzt, daß ſie die Freuden des Tags und die Erquickung der Nacht — daß ſie die Peiniger der menſchlichen Natur, Hunger und Durſt, und die größern Quaalen der Dichter, den Spott der Satyre und die Fauſt des Kunſtrichters verachten — Dieſer große Gedanke: Einſt wird die Nachwelt mich leſen — hat keinen Antheil an meinen Geſängen. Dein belohnendes Lächeln allein, comiſche Muſe! reizt mich an, dieſen neuen Sieg der Liebe zu ſingen; und will ja die Göttinn des Ruhms der ſüßen Bemühung des Dichters noch eine Belohnung hinzu thun, ſo ſey es der theure Beyfall meiner Caroline! Sie leſe dieß Lied, das ich, entfernt von Ihr, aus Einſamkeit ſang, meinen Geiſt zu ermuntern! Ihr harmoniſches Herz ſchwell' auf; Unwillig über den Einfluß [5] des glücklichen Dichters, in ihr jugendlich wallendes Blut, verſchlucke Sie dann eine doppelte Doſin Bezoarpulver, und ſeufze nach meiner Zurückkunft!

Nah an der glänzenden Reſidenz eines glücklichen Fürſten, nicht fern von der ſchiffbaren Elbe, verbreiteten

ſich in dem anmuthſtigen Thale, hundert kleine Wohnungen fröhlicher Landleute. Junge Haſelſtauden und wohlriechende Birken verbauten dieß Landgut in Schatten und verſüßten dem fleißigen Taglöhner die entkräftende Arbeit, wenn der Hundsſtern wüthete, und entblättert vom Boreas flammte dieß nutzbare Gebüſch in wohlthätigen Oefen, wenn der Winter das Thal mit Schnee füllte, und nun ein Nachbar zum andern ſchlich, um die vielen müßigen Stunden etwan durch die Thaten eines preußiſchen Helden oder eines freygebigen Kobolts zu verkürzen, oder auch über die Policeybefehle der Regierung zu ſpotten. So [6] lebten dieſe Hüttenbewohner ruhig und mit jeder Jahrszeit zufrieden. Ein exemplariſcher Pfarrherr und ein friedfertiger Schulze waren ihre einzigen Beherrſcher; denn der Junker des Dorfs verbrauſte ſeine Renten in dem comiſchen Frankreich; Hätt' ihm das holde Geſicht der Tochter ſeines Verwalters, nur ein einziges mal geglänzt, er würde gewiß nicht mit ſeiner Unterthanen Tribut eine abgedankte Opernprinzeßinn ernähren; Ach! er hätte gewiß zu ſeiner Landsmänninn Ehre, als ein edles Geſpann, ihren Siegeswagen gezogen!

Aber niemand bewunderte noch Willhelminen. Schon der ſechzehnte Frühling hatte ihre Wangen mit einer höhern Röthe gemahlt, ihre Augen funkelnder gemacht und ihr Haar ſchwärzer gefärbt. Ihr Halstuch erhob und ſenkte ſich ſchon, und keiner — Iſts möglich? keiner von den hartherzigen Bauern gab Achtung darauf. Sie ſelbſt [7] wußte noch nicht über ſüße Gedanken der Liebe zu erröthen, ihr Herz klopfte in immer ruhigen Pulſen, wenn ſie einſam das verdeckte Veilchen aus dem hohen Rietgraſe hervorpflückte, ein wahres Bildniß ihres eignen jungfräulichen Schickſals, oder wenn Sie an dem Ufer des klaren Bachs ſitzend, die bunte Forelle mit geſchwinden Augen verfolgte, und indeß den ſchönen Gegenſtand der Natur, Ihr wiederſcheinendes Geſicht aus der Acht ließ. Ihr freundlichen Nymphen, die ihr ſo oft das mächtige Vergnügen eures eigenen Anſchauens genoſſen habt! bedauert

dieſe Unglückliche — aber noch eifriger werdet ihr Sie bedauern, ihr männlichen Kenner der Schönheit! denn niemand — ich wiederhol' es mit Jammer, niemand als ein frommer ſchüchterner Mann, der Magiſter, hatte bis itzt den feinen Verſtand gehabt, Ihre Reize zu bemerken, und nur von ihm ward Sie heimlich geliebet. Mit welchem zittern=[8]den Vergnügen empfieng er nicht den Decem von Ihren ſchmeichelnden Händen, und mit welcher ſüßen Betäubung unterſchied er nicht ihre liebliche Stimme, wenn das andächtige Geſchrey der Gemeinde durch die Sacriſtey in ſein lauſchendes Ohr drang. Wie glücklich konnte nicht die Liebe ihn machen! Aber zwo andere Leidenſchaften, faſt eben ſo mächtig als jene, ſtritten heftig in ſeiner theologiſchen Seele, jagten die Liebe heraus und legten den Grund zu dem grauſamen Schickſale des Paſtors. Der Stolz war es und die Begierde nach einem bequemlichen Leben! Denn wenn ihn auf der einen Seite ſeines hinfälligen Herzens, die Tochter des vornehmen Kirchenraths mit ihrer Neigung verfolgte, ſo beſtritt es auf der andern die Ausgeberinn des Präſidenten. Ihre Wahl war der gewiſſe Beruf zum Vorſteher der Kirche: Als Superintendent konnt' er alsdann eines langen ruhigen Lebens genießen, von den Truthäh=[9]nen ſeiner freygebigen Diöces, und den Complimenten gemeiner Pfarrherren gemäſtet. So wird oft ein Knabe geängſtet, wenn ihm ſein lachender Vater ein Stück kräftiges Brodt und eine einzelne wohlriechende Erdbeere vorlegt. Was ſoll er wählen? Sein Gaum verwirft was ſein hungriger Magen verlangt, doch ſeine minutenlange Näſcherey verachtet das Elend des ganzen Tages — Kurz entſchloſſen verſchluckt er die Erdbeere und übertäubt das Murren ſeines Magens durch erzwungene Geſänge. Eben ſo gewiß würde auch endlich der verliebte Magiſter ſeine kleine Willhelmine gewählt haben, wenn nicht das feindliche Ohngefähr und der hämiſche Neid den Unentſchloſſenen überraſcht und vier lange Jahre ſeine Liebe getäuſcht hätten.

Ein Spührhund der Schönheit, ein leichtfertiger Page,

der einſt in ſeinem Müßiggange dieſe ländliche Venus erblickte, prahl=[10]te ſo laut mit ſeiner Entdeckung, daß ſein verliebtes Geſchwätz durch funfzig Thüren in die Ohren des aufmerkſamen Hofmarſchalls erſcholl, der ſogleich den ſultaniſchen Entſchluß faßte, mit den Reizungen der holden Willhelmine den Hofſtaat zu verſchönern und Sie dem unſaubern Dorfe und der Liſt eines Pagen zu entziehen. Wenn die weibliche Aelſter in der Mitte des Weinbergs eine volle Traube entdeckt, die von hundert Blättern beſchützt die letzte Zeit ihrer Reife erlangt hat: ſo erweckt oft dieß prophetiſche Geſchrey bey dem reiſenden Handwerksmann ein durſtiges Nachdenken — Er erſteigt den Weinberg und entzieht dem Stocke und der verjagten Schwätzerinn die vortrefflichſten Beeren.

Der entſchloßne Hofmarſchall fuhr von der Cabale, ſeiner beſtändigen Schutzgöttinn, begleitet, in hoher Perſon zu Nicklas, dem Verwalter, überſah mit geſchwind for=[11]ſchenden Blicken die Schönheit des verſchämten Landmägdchens, und es währte nicht lange, ſo hatte er ſeine großmüthige Abſicht eröffnet. „Ich will, ſagte er freundlich zu dem Alten, eure ſchöne Tochter in den glänzenden Poſten einer fürſtlichen Kammerjungfer erheben: Dieß iſt die Urſache meines Beſuchs. — — —

Betäubt von der höflichen Rede des vornehmen Herrn, ſtund der alte Verwalter vor ihm, ſtrich ungeſchickt mit dem Fuße aus und fühlte ängſtlich ſeine Verwirrung. Der feine Hofmarſchall ließ ihm Zeit, Athem zu holen, und verſuchte indeß mit Willhelminen zu ſprechen: aber die Schöne verſtummte, blinzte mit den Augen, und ihr Blödſinn zeigte ihm eine ſo weiße Reihe von Zähnen, die ihm noch nie die vornehme Sucht zu gefallen, in dem langen Laufe ſeines Lebens verrieth. Die Verlegenheit der Tochter weckte zuletzt den Alten aus ſeiner Betäu=[12]bung. Er nahm ſtotternd das Wort, und als Vater geboth er der Schöne, Sie möchte, weil einmal ihr gutes Glück es verlangte, zur Reiſe nach Hofe ſich geſchickt machen; und über den gütigen Herrn ſchüttete ſeine ſchwere Zunge tauſend

unvollendete Wünſche und abgebrochene Dankſagungen aus; und beredtere Thränen ſtrömten von ſeinen bleichen Wangen herunter. Damals waren noch zwanzig Minuten genug, die Schöne in ihren beſten Putze zu kleiden; alsdenn hob ſie, der vergoldete Herr in ſeine verhenkte Caroſſe, und ſechs wiehernde Hengſte jagten durch die Reihen unzähliger Bauern, denen das ſtarre Erſtaunen die weiten Mäuler geöffnet. Aber welche Muſe beſchreibt das Entſetzen des ſtudierenden Magiſters, als in ſein düſtres Muſeum der freudige Nicklas hereintrat und ihm das wunderbare Schickſal entdeckte, das ſeine arme Willhelmine zu einer hochfürſtlichen Kam=[13]merjungfer erhoben! Ohne Gedanken hört' er die dreymal wiederholte Geſchichte des Verwalters, der ihn endlich unachtſam verließ, ſein häusliches Glück den Gevattern, und der Verſammlung der Schenke zu verkündigen. Wie ſchien ſich doch alles zur Feyer dieſes ſeines glücklichen Tages zu verbinden! Er hörte ſchon von weitem den Schall einer muthigen Fiedel. In der Freude ſeines Herzens vergaß er ſein Alter und tanzte mit Jauchzen der harmoniſchen Schenke entgegen. Ein ungewöhnlicher Schimmer umleuchtete heute ihre roſtigen Wände — Denn das Schickſal vergönnte dieſen Abend den fröhlichen Bauern ein ſeltnes Vergnügen. Die Schauſpielkunſt war vor kurzem mit allem dem Pomp ihrer erſten Erfindung eingezogen. Welch ein frohes Getümmel! Welch eine Luſt! Ein vielſtimmiger Mann ſchwebte wie Jupiter unſichtbar über eine lärmende thörichte Welt, lenkte mit ſeiner Rech=[14]ten ganze tragiſche Jahrhunderte und regierte mit gegenwärtigem Geiſte die ſchrecklichſten Begebenheiten und Veränderungen der Dinge, über welche die weiſeſten Menſchen erſtaunen. Itzt ſah man hochmüthige Städte, wie ſie ſich über die Dörfer erheben — und augenblicklich darauf eingeäſchert oder in einem Erdbeben verſunken; Rom und Carthago, Troja und Liſſabon wurden zerſtöhrt, und der Helleſpont ſchlug über ihre ſtolzen Thürme ſeine Wellen zuſammen! Was hilft es euch, ihr Tyrannen, daß ihr über Länder geherrſcht, arme Bauern gedrückt, und Nationen elend gemacht habt?

denkt ihr wohl der Strafe des Zebs zu entfliehen? Ja, da ſieht mans — Hier liegt nun der grauſame Nero in ſeinem Blute und wird von ſeinen eigenen Grenadiren zertreten! Bald wird es auch an Dich kommen, Du übermüthiger Mann! Heliogabalus! Pompejus! oder wie Du ſonſt heißen magſt — [15] Seht nur, wie ſtolz er einhergeht und alle Leute verachtet, aber Jupiter winkt — und nun wird er unter Donner und Blitzen von den Saracenen ermordet. Doch wer kann ſie alle zählen — die Wüthriche, die hier fallen; und wo wollte ich Worte hernehmen, die blutigen Scenen zu beſchreiben, die die gerührten Zuſchauer mit lautem Lachen beehren? Itzt ſah man auch das bedrängte Friedrichshall von Carln dem Zwölften belagert! Schon war die Piſtole geſpannt, die dieſem ſchrecklichen Helden das Leben endigen wird — und ſchon wurden die Laufgräben geöffnet und alles war voller Erwartung, als — der alte Verwalter herein trat. Bey ſeiner längſt gewünſchten Ankunft verſtummte die Fiedel — Die große Verſammlung der Zuſchauer hob ſich von ihrem Sitze — ſchmiß eine allgemeine Bank um und grüßte freundlich den Alten — Eine Ehre, die vor ihm noch kein Sterblicher genoß — als allein der ehrwür-[16]dige Cato — und die vielleicht nach ihm keiner wieder genießen wird! Dieſer Zufall ſchob die Belagerung auf — eine glückliche Pauſe für Carln! und ſelbſt der Regierer der Welt ſtieg itzt in ſeinen Cothurnen von dem hohen Sitze des Olymps herunter, und ein ernſthaftes Stillſchweigen der ganzen Natur forderte den Alten auf, ſeine glückliche Geſchichte zu erzählen. Er that es mit vertraulicher Beredſamkeit, und man hörete ihm zu mit ſichtbarem Erſtaunen und ſtämmte die Hände in die Seiten und ſchüttelte mit bedenklichen Minen die Köpfe. Aber was leideſt du nicht indeß, bey dieſem allgemeinen Jubel, o du armer Verlaſſener! Welche Menge von vielſagenden Seufzern und welch eine Fluth von bittern Thränen wurden nicht täglich von Dir der erzürnten Liebe geopfert: aber ſie blieb unerbittlich und der klägliche Liebhaber be-

zeichnete diesen schrecklichen Zeitpunkt seines Verlusts mit den größten Trophäen [17] der Schwermuth — mit rothgeweinten Augen und zerrungenen Händen. Und wenn er die ganze Woche hindurch in der Einsamkeit seiner verrußten Klause getrauert hatte, dann winselte er am Sonntage der schlafenden Gemeinde unleidliche Reden vor, und selbst bei dem theuer bezahlten Leichensermon verließ ihn seine sonst männliche Stimme. Vier Jahrgänge hatte er also beschlossen. Mit zitternden Händen geschrieben und auf einen Haufen gesammelt, lagen sie in einem verriegelten Schranke, oft von andächtigen Würmern besucht, die höflicher für die dankbare Nachwelt sorgten und alle Buchstaben zerfraßen, als der betrogene Buchhändler, der so oft mit drolligten Postillen den einfältigen Freygeist belustigt. Aber die comische Muse hüpft ängstlich über den heiligen Staub und über die traurigen Schedulen des Pastors. Sie soll den glücklichen Traum erzählen, der ihn, bewillkommend an der letzten Stufe des [18] Jahrs, mit dem Besitze seiner Geliebten und dem Ende seines schwindsüchtigen Kummers schmeichelte.

In der zwölften Stunde der Nacht, damals, als sich das zwey und sechzigste blutige Jahr des achtzehnten Seculs, von wenig Minuten loszuarbeiten suchte, um sich an die Reihe so vieler vergangenen Jahrtausende zu hängen: So wie der furchtbare Nachtvogel*) auf dessen Rücken die Natur einen Todtenkopf gebildet, sich mühsam aus dem Gefängnisse seiner Puppe herauswindet, seine schweren Flügel versucht — und verschwinden würde, wenn nicht ein naturforschender Rösel sein Leben verfolgte — Der pfählt ihn mit einem glühenden Pfriemen gleich nach seiner Geburt, und setzt diesen gräulichen Vogel in die bunte Gesellschaft der Schmetterlinge, Heuschrecken und Käfer.

[19] Da erschien dem eingeschlummerten Dorfpfarrn jener große Verfolger des Pabsts, der herzhafte Doctor Martinus — lebhaft erschien er ihm, wie ihn für alle

*) S. Rösels Insecten-Belustigung.

künftige Zeiten Lucas von Kranach gemalt hat. Sein alter getreuer Mantel, wie ihn die Schloßkirche zu Wittenberg sehen läßt, hieng ihm über die Schultern — aber er floß ihm nicht mehr wie ehmals ehrwürdig am Rücken herab; denn der Aberglaube hatte davon mehr Stücken gerissen, als die alles verderbende Zeit und die Zähne der Motten: Und noch vor kurzem raubte ein unternehmender Schulmeister den halben Kragen des Mantels; In enthusiastischem Hochmuthe glaubt er schon die Kräfte seiner Eroberung, den Zuwachs neuer Verdienste und den Antheil an Luthers unerschrocknem Geiste zu fühlen — Freudig und dumm geht er zurück in sein Dorf, schimpft ungerochen den Pabst, und nun versucht er es auch zuversichtlich an seinem Ge=[20] richtsherrn. Doch siehe da! der arme Betrogene wird bald von seinem eigenen Gevatter, dem Schöppen, ins Trillhaus geführet, von allen den jauchzenden Jungen verfolgt, die nun Feyertage auf eine ganze Woche bekommen.

Und der Schatten sprach also zu dem träumenden Magister: „Lieber Herr Amtsbruder! Oft habe ich mit Deinen Thränen meine besten Schriften befleckt gesehen und Deine verliebten Seufzer gehöret, wenn Dein Fleiß bald eine Stelle der Erbauung aus meinen Briefen, bald aus meinen Tischreden eine lustige Geschichte ausschrieb, womit du die gähnenden Bauern zu rechter Zeit wieder erweckteſt. Warum errötheſt du? O! schäme dich nicht, mir deine keusche Liebe zu gestehn! War ich nicht selbst der erste unter den Priestern, der es auf Paulus Verantwortung wagte, ein zärtliches Weib zu nehmen? Sollte einem Ken=[21]ner der Kirchengeschichte, sollte dir unbekannt seyn, wie ich einst dem neidischen Kloster das schönste Fräulein entriß? Ach Catharina, Catharina von Bora! wie sehr beglückte deine Liebe mein einsames Leben! Und du — du verzagst, dem Hofe ein Mägdchen zu entziehn, das von keiner eisernen Thüre verschlossen, von keiner Aebtissinn bewacht, und von der Klostergelübde weit entfernt ist, eine ewige Jungfer zu bleiben? Höre meinen liebreichen Rath: Morgen wird die reizende Willhelmine

ihren Vater besuchen. Von keinem Höflinge begleitet, wird sie des Mittags zu ihm fahren — Welch ein bedeutender Wink, den die Liebe dir giebt — Folg' ihm — erhebe dich in Willhelminens Gesellschaft, und eröffne Ihr deine brennende Neigung! Sie — die gleich einem leichten Federballe von Hand in Hand geworfen — in der Höhe des Hofs flatterte — oft mit Schwindel herabfiel [22] und wieder in die Höhe gejagt ward — Sie — die von den Zofen des ganzen Landes verfolgt, der Ruh entgegen seufzt — Sie, ich schmeichle dir nicht, wird froh seyn, an deiner ehrwürdigen Hand den Widerwärtigkeiten der großen Welt zu entwischen — und ehe diese Neujahrswoche verläuft, kannst Du für Deine treue Liebe belohnt seyn — aber versäume — versäume diese unwiederbringliche Zeit nicht!"

Dieß sagt' er, und wie der scherzende Ovid oft aus den Händen des geistlichen Studenten den heiligen Cyprian verdrängt, so verschwand itzt der Wittenbergische Doctor, und Amor erschien an eben der Stelle und fieng lächelnd die letzten Worte des geistlichen Schattens auf: „Aber versäume diese unwiederbringliche Zeit nicht, ehe der feindliche Hofmarschall seine Brunnencur schließt, und die Schönheiten wieder aufsucht, die itzt sein durchwässertes Herz medi-[23]cinisch verachtet. Wasche Dich — pudere Deine beste Perücke; dein schwarzer Rock soll dir in deiner Eroberung nicht schaden: nur sey so dreust und munter wie ein Kammerjunker; dieser siegt oft auch in der Trauer des Hofs, nicht immer im fröhlichen Jagdkleide."

Nach diesen Worten verschwand der wahrheitliebende Amor, und die an Wiederholen gewöhnte Seele des theuern Magisters wiederkäuete noch dreymal diesen glücklichen Traum, und er hatte ihn im frischen Gedächtniß, als er aufwachte.

[24] Zweyter Gesang.

Die neue Sonne rollte den jungen Tag des Jahres herauf. Ihr ungewohnter Blick überſah ſchüchtern die Planeten, die Sie beſcheinen ſollte, und nun wandte Sie auch Ihr unſchuldiges Geſicht zu unſerer Erdkugel. Ein Heer vorausbezahlter Gratulanten jauchzt' Ihr entgegen, andre — unglücklicher, zerriſſen das Neujahrsgedicht, ſeit dem froſtigen September geſchmiedet; denn ihr alter Mäcen iſt den heiligen Abend vorher geſtorben, und hinterläßt geizige Erben, die den Apoll ſamt den Muſen verachten und ungeheißene Arbeiten niemals großmüthig belohnen. Verjährte Rechte, drohende Wechſelbriefe, erfüllte Hoffnungen und erſeufzte [25] Majorennitäten, drängten ſich auf den Strahlen des neuen Lichts in das beunruhigte Herz der erwachten Sterblichen. Aber friedliebend und ſanft wirkt Sie, die mächtige Sonne, auf die Felſenherzen der Großen und in die morſchen Gebeine der Helden, die itzt voller Neigung zur Ruhe ſich beſchwerlich von ihren Lagern erheben, um ihre Wunden verbinden und die Merkmaale ihrer Tapferkeit vernähen zu laſſen. Stolz auf ihr Elend behängen ſie den krüpplichen Körper mit den bunten Zeichen des gnädigen Spottes der Fürſten, mit dem theuern Spielwerke von Kreuzen und Bändern; und die Empfindung ihres Heldenlebens wüthet in jeglicher Nerve. Betäubt von den murrenden Wünſchen der Thorheit und von den lauten Seufzern des Unglücks, ſtund die Sonne in wehmüthiger Schönheit am Himmel, fürchtete ſich, länger herab zu ſchauen, und verſteckte ſich oft hinter ein trübes Gewölke. So ſteht ein blü-[26]hendes unſchuldiges Mägdchen, zu arm ihr junges Leben zu erhalten, vor der verſammelten Schule der Mahler, und verräth die geheimſten Schönheiten der Natur, für einen geringen, unbilligen Preis, der Betrachtung der Kunſt. In ſchamhafter Einfalt verſteckt ſie ihre mächtigen Augen hinter einer ihrer jungfräulichen Hände, indem ſie mit der andern das letztere neidiſche Gewand von

ſich legt, das ihre Reize verbarg, und nun — ängſtlich erwartet ſie nun den Verlauf der verkauften Stunde. Die geſchickteſten Jünglinge zittern bey dem Anblicke der unverhüllten ſchönen Natur, und ihre ſonſt gewiſſe Hand zeichnet Fehler auf das geſpannte Papier. Der minderjährige Knabe allein übertrifft hier ſeinen Meiſter; denn in ſeinem kleinen noch fühlloſen Herzen liegen jene ſympathetiſchen Trieb' unentwickelt, und ſeine Hand lernt' eher der Kunſt, als jenes der Liebe gehorchen. Und der hoffende Pfarrherr gieng [27] in der Frühe zu Nicklas, dem Verwalter, wünſchte ihm ein fröhliches Neuesjahr und ließ ſich wieder eins wünſchen; dann erzählte er ihm ſeinen nächtlichen Traum bündig und kürzlich — denn die gebiethenden Glocken hatten ſchon zum drittenmale geläutet, und die geputzte Gemeinde ſah ſehnlich ihrem Herrn Paſtor mit ſeinem Neujahrswunſche entgegen. Ach wie fröhlich klopfte nicht Nicklas dem Herrn Magiſter die Achſel, und zweifelte gar nicht an der Erfüllung des Traums. Hurtig beſtellt' er die Küche, damit ſie, würdig des lieben Beſuchs, viele ſchmackhafte Gerichte den Mittag zu liefern vermöchte. Er bath auch den wertheſten Träumer zur Tafel, und gieng an ſeiner rechten Seite, mit ihm vertraulich zur Kirche. Der künftige Herr Schwiegerſohn hielt eine erbauliche Predigt, bis unter Singen und Bethen die Mittagsſonne hervortrat. Schon eilte die buntſchäckige Gemeinde mit geſättigter Seele und hungrigem Magen nach [28] Hauſe, als die gehoffte Caroſſe zur Höhe des Dorfs hereinſchimmerte. Wie eilte nicht der rappenfärbichte Herr, den ſechs Schimmeln vorzukommen, um auf Befehl des Traums die Schöne aus dem Wagen zu heben. Keichend ſchmählt' er auf ſich, daß er ſo lange gepredigt, aber dennoch überholt' er die rollende Kutſche, und er empfieng die holde Willhelmine an der Thüre ihrer vormaligen Wohnung. Von dem Zuruf ihrer herzugelaufenen Bekannten begrüßt, reichte ſie, nicht mehr als eine Nymphe des Dorfs, ihrem unerkannten Liebhaber die Hand mit koſtbaren Ringen gezieret, und ſagte höflich zu

ihm: Wie geht es, werther Herr Paſtor? Darauf umarmte ſie ihren alten weinenden Vater, der vor der Hofſtimme der Tochter erſchrack, und nicht wußte, ob er mit ſeiner bäuriſchen Sprache ihre Ohren beleidigen dürfte. Noch ſcheuer und in einem unaufhörlichen Bücklinge ſtund ihr Liebhaber vor ihr, [29] und huſtete immer und ſprach nichts. Lange getraute er ſich auch nicht, ſie anzublicken; denn ihr hüpfender Buſen, von keinem ländlichen Halstuche bedeckt, war ein zu ungewöhnlicher Anblick für ihn, und ſetzte ſeine Nerven in ein fieberhaftes Erzittern. Mit zufriednem Mitleiden beobachtete Willhelmine den Einfluß ihrer Perſon, und riß endlich Vater und Liebhaber aus ihrer Betäubung. Ihre harmoniſche Stimme bildete manche vertraute Erzählung, bald von den Freuden des Hofs, von engliſchen Tänzen und überirdiſchen Opern und von den unnützen Verfolgungen ihrer Amanten; bald aber auch bejammerte ſie mit nachdenkender Stirne den ſteten Wechſel des Hofs und den Ekel, der, ein unermüdeter Verfolger aller rauſchenden Ergetzungen, hinterliſtig dem taumelnden Höflinge nachſchleicht — und da wünſchte ſie ſich — Welch ein Vergnügen für den horchenden Prieſter — einſt [30] wieder mit Ehren zur glücklichen Stille des Landes zurück. Unter dieſen anmuthigen Geſprächen, wovon meine Muſe nicht die Hälfte verräth, ſetzte ſich dieſe liebe Geſellſchaft vertraulich und ohne Gebethe zu Tiſche. Erſchrocken dachte zwar der Magiſter daran, doch durft' er es itzo nicht wagen, ſich wider die Gewohnheiten des Hofs zu empören. Um das Mittagsmahl zu verherrlichen, hatte die ſchöne Tochter des Hauſes vier Flaſchen köſtlichen Weins mitgebracht — Sie öffnete eine davon, und ſchenkte mit wohlthätigen Händen ihrem Liebhaber und Vater, ſchäumende Gläſer ein. Lange beſah der Magiſter das unbekannte Getränke, koſtete es mit der Mine des Kenners und ließ doch ſein Feuer verrauchen! Endlich fragte er pedantiſch — Liebe Mamſel, für was kann ich das eigentlich trinken? Lächelnd antwortete ſie: Es iſt von unſerm Burgunder. Nach ihm [31] ſetzte man auch eine langhälſichte Flaſche des ſtillſcheinenden bleichen

Champagners auf die Tafel. Schon ganz freundlich durch den Burgunder, reichte sie der Magister den befehlenden Händen der Schöne: aber er wäre bald vor Schrecken versunken, als der betrügerische Wein den Stöpsel an die Wand schmiß, und wie der vogelfreye Spion, der sich einsam und sicher in dem Walde geglaubt hat, durch den Mörser eines feindlichen Hinterhalts aus seiner Ruh geschreckt wird — so betäubte der schreckliche Knall die Ohren des zitternden Pastors. Erst auf langes Zureden und hundert Betheurungen der Schöne, trank er den tückischen Wein, und er empfand bald dessen feurige Wirkung; denn nun öffnete der laute Scherz und der wiederkehrende Witz seine geistigen Lippen — Antitheſen und Wortspiele jagten einander, und da gewann er auf einmal den ganzen Beyfall der artigen Willhelmine, wie ihm [32] sein wahrhafter Traum vorher verkündigt hatte. Itzt erschrack er nicht mehr vor dem aufrichtigen Busen, den er selbst belebender fand, als den brausenden Champagner — Dreymal hatt' er mit lüsternen Augen hingeschielt, da ward er so dreust und wagte es, von dem alten Verwalter unterstützt, das Herz der englischen Kammerjungfer zu bestürmen. So viel Waffen der Liebe als nur seine unerfahrne Hand regieren konnte; so viel als ihm nur zärtliche Blicke und gefälliges Lächeln zu Gebothe stehen wollte, verwendete er auf die Hoffnung einer geschwinden Eroberung. Welch eine Verschwendung von süßen zärtlichen Worten! Erstaunt sah Willhelmine ihren dringenden Feind an, und dreymal wankte sie — aber ein geheimer Stolz und die Rücksicht auf den prächtigen Hof erhielt sie noch, bis ihr endlich Vater und Liebhaber, immer einander unterbrechend, das Wunder [33] des Traums entdeckten — Denn da erkannte sie selbst in allen die sichtbaren Wege des Himmels und ihren Beruf, und durch die Beredtsamkeit des Pastors bekehrt, entfernte sie allen Zwang des Hofs von ihren offenherzigen Lippen: Wohlan! sagte sie, nachdem sie in einer kleinen freundlichen Pause die Beschwerden und die Vortheile des Hymen gegen einander gehalten, und noch die reife Ueberlegung

auf ihrer hohen Stirne ſaß — „Wohlan! ich unterwerfe mich den Befehlen meines Schickſals; ja, ich will ſelbſt mit Vergnügen das unruhige Leben des Hofes mit den Freuden meines Geburtsorts vertauſchen, und da Sie mich einmal lieben, Herr Paſtor, ſo würd' es unzeitig ſeyn, ſpröde zu thun — ich ſehe die Ungeduld Ihrer Neigung auf Ihrem Geſichte! Kommen Sie her, mein Geliebter, und — Welch ein Triumph für einen Unerfahrenen, der nie den Ovid und [34] das Syſtem einer verſuchten, klugen Lenclos geleſen — „küſſen Sie mich, und nehmen Sie zum Zeichen unſerer Verſprechung dieſen Ring an!" Und mit unausſprechlichem Vergnügen kam der ſchwerfällige Liebhaber geſtolpert — küßte ſie dreymal, und macht' es zur Probe recht artig. Sie ſteckt' ihm einen Demant, in Form eines flammenden Herzens, an das kleinſte Glied ſeines Fingers, nnd Er — welcher Tauſch, hätt' ihn nicht die duldende Liebe gerechtfertigt — überreichte Ihr einen ziegelfarbenen Carniol, worein ein Anker gegraben. Nun brachte jede Minute neuen Zuwachs an Liebe und Vertrauen in ihre verbundene Geſellſchaft und frohe Geſpräche von ihrer baldigen Hochzeit beſchäfftigten ihre unermüdeten Lippen — Da ſagte Willhelmine dieſe merkwürdigen Worte: „Morgen, wenn die Göttinn der Cabale auf den feuchten balſamiſchen Wol-[35]ken des dampfenden Thees, nachdenkend an den koſtbaren Plafonds herumzieht und ihre Anbether ermuntert, und wenn die eigenſinnige Göttinn der Mode ihren Liebling, den Schneider, zu wichtigen Conferenzen der Staatsräthe geleitet, oder damit Sie mich deutlich verſtehen: Morgen, wenn es früh Zehne geſchlagen, ſo rüſten Sie ſich, mein Geliebter, und machen Sie Ihre ſchuldige Aufwartung bey unſerm Hofmarſchall; Bitten Sie ihn in behmüthiger Stellung um die Erlaubniß zu meiner baldigen Heurath! Ich ſelbſt will ihn noch heute zu dieſem Ihrem Beſuche bereiten, und ſo werden Sie dann Morgen gar keine Schwierigkeit finden. Er iſt der beſte Herr von der Welt; und wenn meine Bitten, wie ich aus guten Gründen mir ſchmeichle, etwas bey ihm vermögen, ſo geben Sie Acht

— so soll er selbst bey unserer Hochzeit erscheinen, und durch sei-[36]ne ehrende Gegenwart unser Fest ansehnlicher machen: Itzt aber theilen Sie, ohne Complimente, den Platz in meinem zweysitzigen Wagen, damit Ihnen der Weg nach einem fürstlichen Hofe nicht eben so sauer ankommen möge, als der benebelte Steinweg zu Ihrem Filiale!" Zärtlich und süß versprach der gehorsame Liebhaber ihr in allem zu folgen, und an der Hand seiner Geliebten verließ er itzt sein trauriges Kirchspiel. Wer weiß, wie viele nicht indessen dieß Dorf und die Welt ohne seinen Abschied verlassen, und wie viele darinnen ankommen, die bey ihrer Geburt weder von dem Lächeln einer Melpomene, noch von dem stärkenden Anblick des Pastors, begrüßt werden!

Nach drey kurzen hinweg geplauderten Stunden waren die beyden Verliebten in den Mauern der Residenz. Der ehrwürdige Fremde begab sich unter den Schutz [37] des wirthbaren Hirsches, und Braut und Bräutgam trennten sich hier bis auf ein glückliches Wiedersehn, mit höchst zärtlichen Küssen. Welche triumphirende Freude durchströmte nicht itzt das Herz des verliebten Magisters, als er sich, seinen Betrachtungen überlassen, in dem weiten Zimmer des Gasthofs allein sah! — Eine ganz andere Empfindung seines Glücks, als er selbst an dem vergnügten Tage seines überstandenen Examens nicht gefühlt hatte! Denn damals machte der Präsident seinem stotternden Geschwätze, durch ein ungehofftes Bene, ein freudiges Ende, und die gelehrten Herren Beysitzer widersprachen es nicht. Sollten sie etwan durch lange Untersuchungen sich um die kurzen Lustbarkeiten der Messe und den schwitzenden Candidaten ums Amt bringen? O nein! Aus Menschenliebe hofften sie, er würd' es schon löblich verwalten, und sie überließen die Seelen der Bauern seiner Treue [38] und Gottes Barmherzigkeit. Mit mehrerm Rechte freut' er sich itzt, und schmeichelhaft fragt' er sich: Ist es nicht dein eigenes Verdienst, das sprödeste Mägdchen in einem Nachmittage besiegt zu haben? Wie wohl that ich, daß

ich meinem prophetischen Traume zu folge, mich so dreust und munter bezeigte, wie die vornehme Welt es verlangt. Ach welch eine Liebe für mich muß nicht in der Brust meiner Willhelmine erwacht seyn, da sie sich so eilig entschließt, den prächtigen Hof zu verlassen, um einem armen Dorfprediger zu folgen, dessen altfränkische Wohnung — wer weiß wie manche Reformation überlebt hat.

Schon tönte der Wächter seinen letzten Nachtgesang, in einem tiefen verunglückten Baß — hüllte sich in seinen Schafpelz und beurlaubte sich von der Stadt. In gehöriger Entfernung schlichen die Spötter seiner Aufsicht, die glücklichen Diebe, ihm nach, [39] weckten den Thorschreiber auf und erreichten bald das sichere Gehölze: Und am Horizont fieng schon der Tag an zu grauen, eh' unser Verliebter einschlafen konnte. Wie war es auch möglich? Auf allen Seiten verfolgten ihn Unruh und Schrecken. Gleich hölliſchen Gespenstern rasselt' unter ihm mit Ketten der böhmische Fuhrmann: doch Gedanken der Liebe machten noch einen größern Tumult in seinem zerrütteten Herzen. Aus Mattigkeit fiel er endlich in die Arme des Schlafs — Doch auch der Schlaf eines Verliebten ist Unruh — Denn so bald er das Bellen der Hunde und das Rasen des Windes nicht mehr deutlich vernahm, so bemächtigten ängstliche Ahndungen sich seines Gefühls. Bald träumt' er — seine berauschte Seele erhübe sich über das Zenith und begrüßte unbekannte Gefilde — dann glaubte er wieder in einen bodenlosen Abgrund zu stürzen, schrie — sträubte sich — stieß sich an den [40] schlafenden Scheitel, und erwachte in einem plötzlichen Schrecken. So steigt ein lustiger Schwärmer durch die dunkle Nacht in einem Wirbel empor — wirft freundliche Sternchen von sich, und brauset unter den Wolken; bald darauf sinkt er — nun sinkt er — endet sein kurzes Geräusch, und zerplatzt mit einem lächerlichen Knall.

[41] Dritter Gesang.

Schon blitzten die Strahlen der Sonne, ein Schauspiel unserer itztlebenden Neutons, auf dem leeren Kopfe des Thurmes und der geputzten Coquette, die wie ein wachsamer Feldherr schon früh mit dem sorgenden Gedanken ausgieng, welchen Posten sie heute besetzen, und welches Bollwerk sie heut' erstürmen sollte. Alle berühmten Schläfer der Residenz, alle Hofjunker und Staatsräthe waren erwacht. Einige verschluckten levantinischen Coffee und blätterten im Herrn und Diener,*) oder bezeichneten, um nach vollbrachtem Tage weiter zu lesen, dankbar [42] die rührende Stelle, bey der ihnen den Abend vorher — die Gedanken in Schlaf übergiengen. Mit edelm Eifer übten sich andere im Stillen die Zahlen der Würfel zu lenken, oder durch geschwinde Folten (ein mystisches Wort) sich über allen Wechsel des Glücks zu erheben. Die von flüchtigerm Geblüte flatterten schon über das Pflaster, um die blassen Fräuleins an der Toilette zu besuchen, und ihnen durch mächtige Scherze rothe Wangen zu schaffen. Aber noch immer schnarchte der müde Magister; ja! er würde gewiß den Endzweck seiner Reise, den so wichtigen Besuch bey dem Hofmarschall, verschlafen haben, hätte ihn nicht die käufische Stimme eines bärtigen Juden erweckt, der dreymal schon vergebens an die Stubenthüre klopfte.

Haben Sie etwas zu schachern? schrie der Ebräer gewaltig hinein, daß die Fenster erklangen, und der betäubte Magister in [43] die Höhe fuhr. Der Ungläubige floh — erschrocken sah der schläfrige Christ nach seiner tombackenen Uhr, erstaunte, daß es so spät war, und warf sich schleunig in seinen bepuderten Schwarzrock. Halb träumend lief er über die Gassen und ohne Vorbereitung, den Complimenten des Hofmarschalls entgegen. Aber welche Muse beschreibt mir den Einzug des frommen Pedanten,

*) Eine bekannte Schrift des Hrn. von Moser.

in das vergoldete Zimmer des glänzenden Weltmanns? In einem Schlafrocke von Stoffe, der, o Wunder! von eben dem Stücke war, das auch Willhelminen ein Brautkleid geliefert, empfieng er den Pastor mit offner Stirne und satyrischer Mine, die sein schlauer Diener verstund, der hinter dem Rücken des armen Magisters die galante Falschheit wiederlächelnd bewunderte. Mit Husten und Scharrfüßen suchte der Supplicant den Eingang zur Rede; aber als Ceremonienmeister trat der bellende Melampus ihm entgegen — nö=[44]thigte ihn stille zu stehen, und zerstreuete die hervorquellenden Worte, daß sie ungehört vom Hofmarschall sich an den Spiegeln zerstießen, und ihr Wiederhall den bethenden Pfarrherrn in Angst und Schrecken versetzte. Endlich legte des Hofmanns mächtige Stimme dem ergrimmten Cerberus Stillschweigen auf — Gehorsam kroch er zu den Füßen seines Herrn, und leckte schmeichelnd den saffianen Pantoffel. Darauf wandte sich die Rede zu dem immer sich bückenden Verliebten: „Ich weiß schon Ihr Anbringen, lieber Herr Pastor, ist es nicht wahr? Sie wollen uns unsere Willhelmine entziehen? das schönste und ehrlichste Mägdchen in diesem ganzen Gebiethe! Habe ich es nicht errathen, Herr Pastor? Schon gestern hat sie mir selbst ihre Lieb' eröffnet und mit verschämten Gesichte um den glücklichen Abschied gebethen. Wohlan! Ich werde kein Hinder=[45]niß Ihrer Neigung und bescheidenen Bitte in den Weg legen, wenn Sie mir anders eine kleine Bedingung versprechen — Werden Sie nicht unruhig, Herr Pastor! Es hat mich unsere Willhelmine gebethen, morgen selbst bey Ihrer Hochzeit zu erscheinen — Mit Vergnügen will ich auch kommen, und will selbst eine Gesellschaft versammeln, die ihren Ehrentag glänzender machen wird, als eine Kirchmeß — eine Gesellschaft, die meinem Stande gemäß ist — wenn Sie — Denn dieß sey die Bedingung — Wenn Sie die Tochter des alten Grafen von Nimmer vermögen, dieses Fest zu beleben. Er — der Ihr Nachbar ist, und oft vor Ihrer Kanzel erscheinet, wird sich nicht weigern,

seine holde Clarisse, auf die Hochzeit eines erbaulichen Predigers fahren zu lassen — Der Comtesse aber sagen Sie heimlich: Ich würde darbey [46] seyn. Auf meinen Befehl, der über die fürstliche Küche gebiethet, sollen alsdann hundert fette Gerichte Ihre hochzeitliche Tafel schmücken, und Madera — Rheinwein — Champagner und ächte Hermitage sollen in Ueberfluß fließen, wie in der heiligen Versammlung der Cardinäle, wenn sie eine ganze lange Woche hindurch, in dem einsamen Conclave sich weise gehungert, und nun das Oberhaupt der Kirche durch ein entscheidendes Habet — habet —gewählt ist."

Wie vergnügt hörte nicht der Verliebte diese freundlichen Reden — Gern und ohne Anstand versprach er, diesen leichten Befehlen zu folgen, um sich der hohen Ehre und Gnade würdig zu machen. Darauf nahm er Abschied und schnappte nach dem Zipfel des Schlafrocks: aber mit höflichen geübten Händen schlug der Hofmarschall beyde Theile zurück, strich mit dem [47] Fuße aus, und empfohl sich dem Schwarzrocke. Bald nach ihm trat Willhelmine herein, und brachte ihrem gnädigen Gönner Chocolade mit perlendem Schaume; da gab ihr der Marschall das Document ihrer Tugend, den ehrlichsten Abschied, sauber auf Pergament geschrieben, und siehe da! welche großmüthige Gnade! Er umarmte sie mit gefälligen Händen, und küßte sie zärtlich. Eine ganze sapphische Empfindung strömte durch ihr dankbares Herz, und trieb ihren wallenden Busen empor, daß der blaßrothe Atlas zu knistern anfieng, der ihn weit unter die Hälfte umspannte. Ach welch ein reizender Busen! o scherzhafte Muse beschreib ihn! Auf seiner linken Erhöhung lag ein mondförmiges Schönfleckchen angeheftet durch Gummi, von dem ein kleiner Liebesgott, immer mit drolligten Re-[48]verenzen die Blicke der Grafen und Läufer — Laqueyen und Freyherren auf sich zog. Aber itzt erhob sich dreymal die warme bebende Brust und trennte die gedörrte Musche vom Gummi. Der kleine Liebesgott — mit sammt seinem Gerüste, fiel — zwischen der Schnürbrust — unaufhaltsam hinunter, daß die Schöne

ſchrie, und der ernſthafte Hofmarſchall wirklich zu lachen anfieng. So fällt ein prahlender Zahnarzt unter die morſchen Trümmer ſeines Theaters, indem er mit ſtampfender Beredtſamkeit dem Pöbel winkt, ſein Rattenpulver zu kaufen. Sein erbärmlich Geſchrey, und das laute Lachen des Volks betäuben den Jahrmarkt, wenn ihn nun aus dem theuern Schutte ſein buntſchäckichter Diener hervorzieht.

[49] Mit einer bedeutenden Röthe rauſchte bald die ſchöne Verlobte in die Verſammlung der übrigen Zofen des Hofs, die ſchon ihre glühenden Wangen beneiden, aber Willhelmine vollendet ihrer aller Verzweiflung, als ſie ihnen den papierenen Triumph zeigt, den ſie itzt vom Hofmarſchall erhalten. Aeußerlich klagen ſie zwar ihre verkaufte Geſpielinn: „Ach du armes verblendetes Mägdchen! So willſt du denn fern von den Freuden des Hofs, und fern von deinem verbrämten Amanten, in der Einöde des Landes dein junges Leben verſeufzen — und nur von Bauern bewundert, den ſtolzen Buſen erheben? So willſt du denn in einer dunkeln geiſtlichen Hütte, als Frau Magiſterinn wirthſchaften? Ach Du armes verblendetes Mägdchen!“

[50] So klagten alle die Zofen, den Abſchied der erweichten Willhelmine, aber heimlich wünſchte ſich jede, bald auch ſo beweinet zu werden, und in den ſichern Armen des weiblichen Schutzgottes, des Hymen, den Wechſel des falſchen Hofes zu lachen.

---

[51] Vierter Geſang.

Auf den Uhren war ſchon der Mittag vorüber, aber in den Häuſern der Großen brach er erſt mit feſtlichem Pomp' aus der Küche hervor — Hekatomben rauchten ihm — Denn die mittägliche Sonne hat noch nicht ihre Anbether verloren — Mit mehrerm Eifer, als wohl jemals ein ägyptiſcher Prieſter gehabt, feyern ſie täglich ihr Feſt,

mit sonnenrothen Gesichtern, bis das wohlthätige Licht den Kreis verläßt, und nun die stille Venus vom nächtlichen Himmel herabblinkt. Da erhub der gesättigte Pfarrherr seine gestiefelten Beine, und trat mit zerstreuten Gedanken seinen bestimmten zwo Meilen langen Weg an; Die alles [52] vermögende Liebe hatt' itzt den gelehrten Magister zu einem gemeinen Bothenläufer erniedrigt, und er mußte, welche sonderbare Bedingung — als sein eigner Hochzeitbitter noch ein zweytes Jawort erbetteln, ehe sie ihn glücklich zu machen versprach. Der hochbeschneyte Weg ermüdete seine Knie, und die duftende Kälte candirte seinen schwarzen Bart, und bracht' ihm Zahnweh: Aber noch ein größeres Uebel, als Zahnweh und Müdigkeit, lauerte in dem nahen Walde auf ihn. Welcher boshafte Genius war es, der in Gestalt eines Holzhackers, dem Priester entgegen kam? Ein unschuldiges unbekümmertes Gesicht, die Larve der Heucheley, betrogen den heiligen Wanderer. „Guter Freund! redete er ihn vertraulich an, sagt mir doch, ist dieses die rechte Straße nach Rennsdorf, dem Rittersitze des alten Grafen von Nimmer?" Ehrerbietig nahm itzt der Boshafte vor dem Schwarz-[53]rocke den Huth ab und sagte: „Wer Sie auch sind — ehrwürdiger lieber Herr, so beklage ich Sie doch herzlich; denn dieser falsche Holzweg, auf welchem Sie wandeln, wird Sie weit von Rennsdorf ablocken; und wenn endlich sich die Schreckniße der Nacht über diese Heyde verbreiten, so müssen Sie Ihren ermüdeten Körper einer abgelegenen Schenke — einer Spitzbubenherberge vertrauen." Da schlug der erschrockene Magister seine haarichten Fäuste zusammen. Lieber würd' er auf einem Ameishaufen geschlafen, oder wie ein Zigeuner, den Anbruch seines Hochzeitfestes in einer hohlen Weide erwartet haben, als daß er einer Schenke das Vorrecht gegönnt hätte, seine geweiheten Glieder zu bedecken. „O mein Freund, rief er, den mir noch zu rechter Zeit ein guter Engel entgegen schickt, ach entfernt mich doch eilig von diesem Fußsteige, der meine Ge-[54]beine umsonst ermüdet, und zeigt mir den richtigen Weg, und nehmt im voraus

für eure Bemühung ein dankbares Trinkgeld an!“ Hier zog er — gleich einer alchymistischen Phiole, einen langen Beutel heraus, der in der Farbe der Hoffnung künstlich gestrickt war. Ein billiger Zwischenraum scheidete dreyßig Ephraimiten von einer güldenen Madona. Ihres innern Werthes gewiß, erwartete sie ruhig ihr verzögerndes Schicksal, da sich indeß der jüdische Haufe mit Geräusche bis an die Mündung des Beutels drängte, um bald erlöset zu werden, und in einem ungewissen Course betrügerisch zu wuchern. Doch — indem noch der Pastor die großmüthige Belohnung und das Verdienst eines Wegweisers berechnet, so verschwindet Baarschaft — Tagelöhner und Beutel, und der Gott der Kaufleute und Diebe, verbirgt den Raub und den hurtigen Räu-[55]ber in den Finsternissen des Waldes. Nun erfüllt' eine lange unharmonische Klage des armen Magisters die Luft: „O du treuloser Verräther, so schrie er, wenn du auch — der du einen Priester beraubest, dem Dreyangel des Galgens, der Kühhaut und den glühenden Zangen entfliehst — so wird dich doch dein böses Gewissen und mein Fluch verfolgen, daß, wenn das eiskalte Fieber deine Glieder zerrüttet, dir keine bittere Essenz, und kein Kirchengebeth helfen soll, wenn du es auch mit einem Gulden bezahltest. Unandächtig gesprochen, wird es in der Atmosphäre der Kanzel zerflattern, wie unser Gebeth für den Römischen Kaiser und aller weltlichen Obrigkeit.“ So schrie er und erholte sich langsam unter einer überhangenden Eiche. Ungewiß durch die Lügen des Räubers, ob dieses der rechte Weg sey, überließ er sich furchtsam sei-[56]nem Verhängnisse: doch die tröstende Liebe leitete seine zweifelhaften Füße durch die finstere Nacht glücklich in das labyrinthische Schloß des Grafen. Der zeitige Schlaf, und ein süßer Traum von einem Capaune mit Austern, beherrschte schon den alten Gerichtsherrn, und es schliefen auch schon seine alten Bediente, ob es gleich erst Neune geschlagen. Des ankommenden Fremdlings ehrwürdige Krause flößte dem Wächter des Hofs die schuldige Achtung ein, daß er ihn, nachdem er sein Verlangen erforscht, bis an

die Stube der jungen Gräfinn begleitete. Mit ihrer vertrauten Zofe, Sibylle genannt, saß die muntere Comtesse, den einen ihrer niedlichen Aerme, auf ihrer verschobenen Toilette gelehnt, und in der andern hielt sie einen vergoldeten zärtlichen Brief, den sie erst itzt an den Hofmarschall, ihren Geliebten, geschrieben. Sie las ihn mit ge-[57]dämpfter Stimme ihrer critischen Freundinn vor, die aufmerksam zuzuhören schien, und unmerklich nur gähnte. Aber wer kann das Schrecken beschreiben, das diese zwo weiblichen Seelen ergriff, als der gekrümmte Zeigefinger des verspäteten Pastors an die Stubenthüre donnerte. Sie glaubten gewiß, ein prophetischer Verdacht habe die zänkische Gouvernantinn erweckt, die wie ein Policeyverwalter alles Unrecht entdeckte, und dem alten Grafen verrieth. Mit angenommener Freymüthigkeit, geboth die betroffene Comtesse ihrer Zofe, die verschlossene Kammerthüre hurtig zu öffnen: doch ihr furchsamer Wink widersprach ihrem geschwinden Befehle — Die kluge Sibylle verstund ihn, gieng langsam zu Werke, klapperte scheinbar an der Thüre, und schmählte entsetzlich auf das strenge verrostete Schloß, da indeß ihre Gebietherinn die nöthige Zeit gewann, mit Eau de [58] Levante ihre Hände zu waschen, die hier und da von der verrätherischen Dinte noch glänzten, und auch den anklagenden Brief aus dem Wege zu schaffen. Mit gegenwärtigem Geiste, o wie liebenswürdig! ergriff sie ihn, zerquetschte seinen durchsichtigen Cavalier und das Posthorn, und klein gedrückt, wie eine übelschmeckende Pille, warf sie ihn hurtig unter das Bette; Aber wie dauerte ihr nicht der wohlgeschriebene Brief, als nur der nachbarliche Herr Pastor zur Kammerthüre hereintrat. Einen solchen Wechsel von heftigem Schrecken und stiller Betrübniß empfand einst der freygeistische Desbarraux, als er sich zur Fastenzeit einen Eyerkuchen erlaubte: Schon hatte sein erzkatholischer Diener, blaß wie der Tod, das verbothene Gericht auf die einsame Tafel gesetzt, als ein geschwindes Gewitter am Himmel heraufzog, und ein erschrecklicher Schlag die näschichte Seele [59] betäubte, und

ihm den ersten Bissen im Munde zu Galle verwandelte. Was das für ein Lärmen um einen Eyerkuchen ist! schrie er halb unwillig, halb furchtsam; ergriff das rauchende Essen, und warf es im Eifer auf die beregnete Gasse; Aber wie dauerte ihm nicht das verlohrne gute Gericht, als das Gewitter vorüber gieng! Beschämt warf er sich seine zaghafte Eilfertigkeit vor und quälte aufs neue den abergläubischen Koch, ihm ein anderes zu backen.

Kaum hatte der keichende Pfarrherr seine ermüdeten Füße von dem niedrigen Armstuhle gestreckt, und mit gnädiger Erlaubniß die beklemmende Weste geöffnet, so verrichtete er seinen Auftrag mit der unnöthigen Vorsicht eines Pedanten; Er lispelte heimlich der Gräfinn und ihrer Vertrauten dieß anbefohlne Geheimniß ins Ohr: Der gnädige Herr Hofmarschall werde da=[60]bey seyn — und keine, nein keine, als die gegenwärtigen Seelen, konnten diese mystischen Worte vernehmen.

Welch ein Tiefsinn bedeckt' itzt mit den Fittichen der Mitternacht das Cabinet der schönen Clarisse! Ihre erfindungsreiche Liebe stritt immer mit der schwerfälligen Einsicht des Magisters: doch beyde mußten sich der Erfahrung eines grauen Kammermägdchens unterwerfen. Anschläge wurden gefaßt, untersucht, und durch neue verdrängt! Lange gieng das wichtige Project, wie ein Würfel im Kreislaufe herum, ehe die ältliche Zofe mit der verschmitzten hohen Mine eines versuchten Ministers, ihre Gedanken in folgenden klugen Worten entdeckte: „Itzt, ehrwürdiger Herr, da sich Ihre Augen nach Ruhe sehnen, so hören Sie kürzlich meinen unmaßgeblichen Vorschlag: Meine willige Stimme soll itzt dem Wächter des Hofes befehlen, daß sein [61] sicheres Geleite Sie, den Windhunden vorbey, in die Stube führe, die unser Haushofmeister bewohnet. Dieser wird gern eine Nacht sein Bette mit Ihnen theilen, und morgen meldet er Sie bey dem gnädigen Grafen. Dann gehen Sie nur unerschrocken zu dem alten Papa; er wird Sie gewiß Ihrer Bitte gewähren; denn er liebet Sie von Herzen, und Ihre klagenden Jahrgänge

haben seine hypochondrische Brust mit Ehrfurcht für Sie, Herr Pastor, erfüllet. Also schlafen Sie sanft! bis die Morgenröthe ihre gestärkten Glieder zum fröhlichen Hochzeitfeste erweckt!" Ein gütiger Lobspruch aus dem rosenfarbenen Munde der Gräfinn belohnte die Einsicht der Zofe — Auch der Magister wollte ihr gern seinen Beyfall darüber bezeigen, aber seine Worte verwandelten sich in gähnenden Mislaut, daß er zur Hülfe ein beredtes Kopfnicken rief. In we-[62]nig Minuten war jeder wichtige Umstand nach Sibyllens Sinne geendet. Der Haushofmeister beherbergte den schnarchenden Magister, und die dunkelbraune Nacht verbarg seine heimliche Ankunft unter ihrem Schleyer vor der mistrauischen Gouvernantinn und vor dem murrenden Hofhunde.

Der volle Morgen hatte den hochgebohrnen Gerichtsherrn erweckt. Itzt überdenkt er noch im Bette den Zustand seines Magens und fordert mit schwelgerischer Neugier den frühen Küchenzettel — Da tritt der Haushofmeister herein, und meldet ihm die Beherbergung des verspäteten Pfarrherrn, und wie er itzt, voller Verlangen, Ihro Gräfliche Gnaden zu sprechen, vor der Kammerthüre lauschte. „Je, willkommen, werther Herr Pastor, willkommen!" schrie der Graf dem Verliebten entgegen. Bückend trat dieser vor das Vorhangbet-[63]te des Grafen, und sein schwerer Athem blies sogleich die hochzeitliche Bitte hervor, die er mit einer Menge von Wünschen beschloß, worzu ihm der Wechsel der Zeit die beste Gelegenheit darboth. Bey starkem ungeduldigem Herzklopfen wartete er nun, bis der Morgenhusten des stotternden Grafen sich legte — als er auf einmal diese deutliche Antwort vernahm: „O sehr gern will ich meiner Tochter das Vergnügen erlauben, an Ihrem Ehrentage, lieber Herr Pastor, im schönsten Putze zu glänzen. Der priesterlichen Aufsicht überlassen, ist ihre Tugend sicherer, als unter meinem eigenen Dache. Ja, mein Freund, verlassen Sie sich darauf, sie soll Nachmittags mit sechs rüstigen Pferden vor Ihrer Hausthüre erscheinen, und das Hochzeitgeschenk will ich selber besorgen.

Damit aber auch Sie, mein Lieber, sich nicht vor Ihrer nahen Hoch=[64]zeit ermüden, oder wieder bestohlen werden, und sich im Walde verirren, so soll meine geschwinde Jagdchaise Sie itzt, Ihren erwartenden Geschäfften zurück führen, und meine aufrichtigen Wünsche sollen Ihnen folgen." Da ergriff der entzückte Magister die schwere Hand des Grafen von Nimmer, küßte sie hundertmal, und benetzte sie mit Thränen der Freude, die über seinen stachlichten Bart herunter rollten, wie ein plötzlicher Sonnenregen über die glänzenden Stoppeln der Felder. Wie rechtmäßig war diese Freude; denn nach diesem Orakelspruche endigte sich alle seine Leiden. Halb war nun schon die Bedingung des Hofmarschalls erfüllt, und für die andere Hälfte wird die schöne Clarisse schon sorgen. Mit einem segnenden Complimente verließ er die Stube des Grafen. An der Treppe lauerte die verschmitzte Sibylle auf ihn, und erforschte den [65] Ausgang der Sache. Mit zwey kurzen Worten entdeckt' er ihr die gnädige Erlaubniß seines Patrons; und indem er sich in die Chaise warf, flog die erfreute Zofe zu ihrer Gebieterinn. Nun beschäfftigte die Wahl eines reizenden Putzes den ganzen Vormittag beyde weibliche Herzen, und alles lag schon in der schönsten Ordnung, ehe der langsame Alte seiner Tochter die Bitte des Bräutigams, und seine eigene väterliche Erlaubniß anzukündigen glaubte. Sie hörte ihn an, als ob sie von nichts wüßte, und bedankte sich gleichgültig für die vergönnte Spatzierfahrt — und leichtfertig erkundigte sie sich nach den übrigen Gästen der priesterlichen Hochzeit: doch der gute Alte wußte ihr keine Nachricht zu geben. „Wer wird dabey seyn, sprach er, als seine Confratres vom Lande!" Indessen klopfte das Herz der jungen Gräfinn ungeduldig nach ihrem lie=[66]ben Hofmarschalle, bis der geschäfftige Putz die langen Minuten vertrieb, und ein sanfter Wagen die freundliche Göttinn, nebst ihrer vielfarbichten Iris aufnahm, und zu dem Hofe des traurigen Schlosses hinaus flog.

[67] Fünfter Gesang.

Der glücklich angelangte Magister fand seine beroſtete Pfarre zu einem Palaste verwandelt, als er hinein trat. Ein Dutzend Bediente seines gnädigen Gönners hatten in seiner Abwesenheit die herkulische Arbeit unternommen, Stuben und Kammern zu säubern, und in der Küche herrschte ein ansehnlicher Koch, dessen eigensinnige Befehle tausend Geräthe verlangten, deren Namen noch nie in diesem Dorfe waren gehört worden. Seine donnernden Flüche flogen in der heiligen Küche herum, daß der erschrockene Pfarrherr mit einem Schauer vorbey gieng, sich in sein ruhiges Museum setzte, und das Gesangbuch zur Hand nahm. [68] Als ein Fremdling in seiner eigenen Behausung, getraute er sich nicht, itzt von dem vornehmen Koche etwas zu essen zu fordern; lieber versäumte er das Mittagsmahl, und tröstete sich politisch mit dem fröhlichen Soupe.

Die dritte critische Stunde des Nachmittags brach an, und lud durch ihren Glanz den Neid des ungebethenen Superintendenten und aller Amtsbrüder auf den Hals des armen Verlobten. Strenge dich an, Muse! und hilf mir das Gewühl der Vornehmen beschreiben, die sich itzt in das Haus des Pfarrherrn sammelten. Zuerst erschien der lackirte Schlitten des Hofmarschalls, an der Spitze vieler andern. Vier deutsche Hengste, chinesisch geschmückt, zogen ihn, und ein vergoldeter Jupiter regierte den Kutscher — Ein musikalisches Silbergeläute hüpfte auf dem Rücken der Pferde, indem unter ihren stampfenden Füßen die [69] fröhliche Erde davon flog. Schon von ferne erkannte der zitternde Pfarrherr seinen Gönner, und an seiner Rechten die geputzte Braut. Mit unbedachtsamer Höflichkeit gieng er dem fliegenden Schlitten entgegen — aber sein schnurbärtiger Führer wendete mit seinen vier Schimmeln in vollem Trabe um, daß der Magister, mit verzerrtem Gesichte, eilig wieder zurück sprang. Mit majestätischem Anstande stieg nun die einnehmende Willhelmine von dem

ſammtenen Sitze. Zum erſtenmale — aber auch zum letzten, verrieth ſich der kleine vorgeſtreckte Fuß bis an die Höhe des geſtickten Strumpfbandes; denn ſo bald ſie ausgeſtiegen war, umrauſchte ein buntfarbiger Stoff die verdeckten Schönheiten. Eine ſchneeweiße türkiſche Feder blähte ſich auf ihre gekräuſelten Haare, und bog ſich neugierig über ihren wallenden Buſen, der unter den feinen Spitzen aus Brabant hervorblickte, wie der volle [70] Mond hinter den Sprößlingen eines jungen Orangenwäldchens. Nach ihr ſprang der anſehnliche Hofmarſchall unter die Menge der erſtaunten Bauern, die heute Arbeit und Tagelohn vergaßen, um das Feſt ihres Hirten zu begaffen. Ein gewäſſertes Band hieng ſchief über den Lazurblauen Sammt ſeines Kleides; und der milde Einfluß ſeines Geſtirns zeigte ſich auf allen Geſichtern und nöthigte dem unhöflichſten Treſcher den Huth ab. Alle Blicke wandten ſich itzt einzig auf den geſtirnten Herrn — nicht einer fiel mehr auf Willhelminen. Dieſe werden wir noch oft, dachten die Bauern, als Frau Magiſterinn bewundern, aber einen Hofmarſchall ſieht man nicht alle Tage. So vergißt man das alles beſcheinende Licht des Olymps, wenn eine ſeltene Nebenſonne erſcheint, die plötzlich entſteht und verſchwindet.

Ein anderer Schlitten, unter dem Zeichen des Mars, der (eine ſeltſame Erfin-[71]dung des witzigen Bildhauers) auf einem Ladeſtock ritt, lieferte zween aufgedünſtete Müßiggänger am Hofe, Kammerherren genannt. Einſt hatten ſie in ihrer Jugend als hitzige Krieger einen einzeln furchtſamen Räuber verjagt und ſich und dem geängſteten Prinzen das Leben errettet. Zur Belohnung hatten ſie ſich dieſes unthätige Leben erwählt, genoſſen einer feiſtmachenden Penſion, erzählten immer die große That ihres Soldatenſtandes — und gönnten gern ihre lärmende Gegenwart einem jeglichen Schmauſe. So lebten einſt die Erhalter des Capitols, die dummen Gänſe, von den Wohlthaten der dankbaren Römer; ohne Furcht, geſchlachtet zu werden, fraßen ſie den ausgeſuchteſten Waizen von Latiums Feldern,

für einen wichtigen Dienſt, den eine jede andere ſchnatternde Gans mit eben der Treue verrichtet hätte. Der flüchtige Mercur und vier ſchnaubende Rappen brach-[72]ten die pygmäiſche Figur eines affectirten Kammerjunkers gefahren. Stolz auf einen eingebildeten guten Geſchmack, erſetzten ſeine reichen Kleider den Mangel ſeines Verſtandes. Zuverſichtlich beſah er heut' eine glänzende Weſte, die, wie die weiße Wamme eines drollichten Eichhörnchens, unter ſeinem rothplüſchnen Rocke hervorleuchtete; und tröſtlich dacht' er an die Verdienſte der weit koſtbarern zurück, die ſich noch in ſeiner Garderobe befanden. Ein paar blitzende Steinſchnallen, und eine Doſe von Saint-Martin erſchaffen, waren ihm das, was einem rechtſchaffenen Manne ein gutes Gewiſſen iſt — ſie machten ihn zufrieden mit ſich ſelbſt, und dreuſt in jeder Geſellſchaft. Itzt lief er gebückt in die Pfarre hinein; gebückt, als ob ſein kleiner Körper befürchtete, an die altväteriſche Hausthüre zu ſtoßen, die gothiſches Schnitzwerk verbrämte. Nun aber kam unter der Anführung einer gefälligen [73] Minerva ein einzelner vernünftiger Mann gefahren, der wenig geachtet von den Weiſen des Hofs den Befehlen ſeines Herzens mit ſtrengem Eigenſinne folgte. Nie erniedrigte er ſich zu der Schmeicheley, und nie folgte er der Mode des Hofes, die das Hauptlaſter des Fürſten zu einer Tugend erhebt, und durch Nachahmung billigt; Vergebens — (Konnt' es wohl anders ſeyn?) hofft' er in dieſem Getümmel ein nahes Glück, hier wo man nur durch feine Ränke gewinnt, und wo die Blicke der Großen mehr gelten, als ein richtiger Verſtand und Tugend und Wahrheit. Ziſchet ihn aus — ihr Lieblinge des Hofes! Was helfen ihm alle ſeine Verdienſte? Daß ſie einſt vielleicht, in Stein gehauen, auf ſeinem Grabmaale ſitzen und weinen? O wie thöricht! den Gebothen des Himmels zu gehorchen, wo ein Fürſt befiehlt, und auf dem einſamen Wege der [74] Tugend zu wandeln, wo noch kein Hofmann eine fette Pfründe erreicht hat. Wenn eine falſche ſchwankende Uhr des Stadthauſes den Vorurtheilen der Bürger gebiethet, ſo betriegt uns oft unſere

wahre Kenntniß der Zeit um ihren Gebrauch; denn hier, wo ein jedes dem allgemeinen Irrthume folget, den eine summende Glocke ausbreitet, und die entfernte Sonne für nichts achtet, was hilft es hier dem gewissen Sternseher, daß er sich allein nach ihren Befehlen richtet — und den Wahn der Stadt verlachet — und seine Stunden nach der Natur mißt? Mit allen seinen Calendern wird er bald sein Mittagsmahl — bald den Besuch bey seiner Geliebten und bald den Thorschluß versäumen.

Zween würdige Gesellschafter beschlossen den Einzug in einem alten Schlitten, den ein unscheinbares Bildniß beschwerte — [75] Ob es einen nervigten Vulcan oder einen aufgeblähten Midas vorstellte, war für die Kunstrichter ein Rätzel. Ein halbgelehrter Patritius, ehmaliger Hofmeister des Marschalls, am Stande, so wie an Wissenschaft, weder Pferd noch Esel — nahm die eine Hälfte des bretternen Sitzes ein, und auf der andern saß ein graugewordener Hofnarr, der mühsam den ganzen Weg hindurch auf Einfälle dachte, in Versen und Prosa, die hohe Gesellschaft zu erlustigen: aber sein leerer Kopf blieb ohne Erfindung. Oft weinte der Arme, daß sein Alter ihm das Ruder aus den Händen wand, das er so lange glücklich regieret, und um welches sich itzt der fürstliche Läufer, der Oberschenk und eine dicke Tyrolerinn rissen.

Niemand ward mehr erwartet, als die junge Comtesse. Der Hofmarschall stund unbeweglich an dem offenen Fenster, und [76] seine feurigen Blicke fuhren, durch ein ungeduldiges Fernglas auf den Weg hin, wo die schöne Clarisse herkommen sollte. Wimmernd rang der angstvolle Magister die Hände, und versicherte ohn' Aufhören den argwöhnischen Hofmann: „Die junge Dame werde gewiß kommen. Ach! sagte er, sie hat mir ja mit der aufrichtigsten Mine versprochen, meine schwere Bedingung erfüllen zu helfen, und sie wird mich gewiß nicht in meinen Nöthen verlassen.“ Unterdessen war auch schon der theure Mann angelanget, der dieß Brautpaar fester verbinden sollte. Auf dem benachbarten Dorfe, wo niemand die

Reizungen einer Willhelmine kannte, hatt' er von den drey Seiten seiner hölzernen Kanzel trotzig gefragt: Ob jemand wider das Aufgeboth seines Freundes etwas einzuwenden hätte? Und dreymal hatt' er die Verleumdung mit diesen mächtigen Worten ge=[77]bannt: Der schweige nachmals stille! Sein frommfarbichter Mantel bedeckt' ein wildes Herz; ohne Neigung war er ein Geistlicher, und ward selbst in einem Amte mager, das seit dreyhundert Jahren die Schwindsüchtigen fett gemacht hatte. Mosheim und Cramern kannt' er nicht; er sprach aber gern von dem General Ziethen und von dem Treffen bey Roßbach. Seine Bauern, wild wie er selbst, konnt' er lange nicht durch die Bibel bezähmen — denn er verstund sie nicht — aber es glückte ihm nach einer neuern Methode. Denn eh' er seinen Rednerstuhl bestieg, besah er sein florentinisches Wetterglas, und rief prophetisch alle die Veränderungen von seiner Kanzel, die es ihm ankündigte. Bald wahrsagt' er der ungezogenen Gemeinde Regen und Wind in der Heuerndte: bald aber beglückt' er sie, zum Troste, mit einem warmen Sonnenschein in der Wein=[78]lese. Die gerührten Bauern bewunderten den neuen Propheten, besserten ihr Leben, und besetzten seit dem alle Stühle der Kirche. Nach einer langen gefeyerten Pause — erschien endlich die erseufzte Göttinn, köstlich in ihrem Schmucke, und wunderschön von Natur; und welch ein Glück für den Hofmarschall! ohne Gouvernantinn erschien sie. Die Furcht vor einem Hochzeitgeschenke hatte diese geizige Seele zurück gehalten; und die sonst nie von der Seite ihrer jungen Dame wich, überließ heute zum erstenmale den langbewahrten Schatz einem listigen Geliebten, der als ein alter Politicus, die Zeit zu gebrauchen weis. Mit funkelnden Augen empfieng er die Schöne, auf deren Wangen sich eine warme Röthe verbreitete, da sie ihm die glaßirte Hand reichte, die auch schon in dem Augenblicke zärtlich gedrückt war. Und nun war die ganze Bedingung erfüllt, die das Schick=[79]sal des armen Dorfpfarren bestimmte. Die vornehme Versammlung begleitete ihn zur vollen Kirche, wo er durch

ein vielbedeutendes Ja! vor der ganzen Gemeinde gesprochen, von seiner reizenden Braut alle die mystischen Rechte der Ehe, und das beschlossene Glück und Unglück seines gefesselten Lebens, mit Freuden empfieng. Mit zurückhaltender Bescheidenheit, erhielt auch Sie von seinen Lippen das Blanket der Liebe, worauf die eigensinnige Zeit ihre Befehle schreiben wird, die kein Thränenguß auslöscht. Ein geheimer Neid saß in den glatten Stirnen und in den Runzeln der weiblichen Gemeinde: aber die Männer blickten ihren beweibten Hirten mit lächelndem Mitleid an; denn die Erinnerung ihres ehmaligen glücklichen Traums, der heut' auch über ihrem Pfarrherrn schwebte — und das wache Bewußtseyn ihres itzigen Schicksals bracht' ein ernsthaftes [80] Nachdenken in ihre Gemüther. Und nun besaß der Beglückte seine Beute, die ihm kein Sterblicher wieder entreissen konnte. Nun hab' ich sie endlich erhascht, die fröhlichen Minuten, dacht' er, die mir vier Jahre lang entwischt waren; und voll Empfindung seines Glücks, drückt' er oft seiner angetrauten Willhelmine die kleine Hand, und führte sie mit triumphirender Nase nach Hause. Aber ein wunderlicher unversehner Gedanke, der sich wider alles Vergnügen auflehnte, stieg itzt aus dem klopfenden Herzen der armen Verlobten empor — Ist dieß nicht, seufzte sie bey sich selbst, das Leichengepränge deiner Schönheit? Klägliches Geschenk der Natur, das keinem weniger hilft, als der es besitzt! Was für unruhige Tage hast du mir nicht verursacht! und itzt begräbst du mich sogar in einer schmutzigen Pfarre? Wie verschieden waren hier nicht die Begriffe der [81] Schöne und ihres Vermählten! Wo soll ich ein Gleichniß hernehmen, ihren Eigensinn und seine gierige Liebe deutlicher zu machen? Meine Muse hilft mir — Hier ist es: So überholt ein unermüdeter Windhund die abgemattete Häsinn, wenn er sie von der Seite ihres verliebten Ramlers gestört, und durch Büsche und Sümpfe verfolgt hat — und so fällt sie — die arme Häsinn, und sieht noch, mit sterbenden Augen, manchen stattlichen Jäger sich um ihr Wildpret versammlen — Einer

betrachtet es noch mit spottenden Minen; ein anderer befühlt es, und da dächte sie, wenn Häsinnen denken könnten, gewiß: Welch ein trauriges Verdienst ist es — schmackhaft zu seyn! Würde wohl mein kurzes Leben, durch hundert Reviere gejagt, noch endlich unter dem Biss' eines dürren Windhundes verfliegen, wenn ich keine Häsinn wär', und kein besser Fleisch besäß', als ein Maulwurf.

[82] Ein mathematischer Furier hatt' indeß die hochzeitliche Tafel geordnet. Ehe man sich setzte, bewunderte man seinen Geschmack in einer minutenlangen Stille, und faltete dabey die Hände. Schimmernder Wein, der, wie die Begeisterung der Liebe, nicht beschrieben, nur empfunden werden muß, blickte durch den geruchvollen Dampf der theuern Gerichte, wie das Abendroth unter dem aufsteigenden Nebel hervor.

Itzt ergriff der gestirnte Hofmarschall die warme weiche Hand der blauäugichten Willhelmine, führte sie an die oberste Stelle der Tafel, und bath den dankbaren Schwarzrock, sich neben seiner Göttin zu setzen, und nicht durch den Zwang eines Neuvermählten die Freuden der Tafel zu stören. Ach! wie giebt hier die veränderliche Zeit ihr Recht zu erkennen! Er — der ehemals dem weinenden Pfarrherrn seine Geliebte entzog, giebt sie ihm itzt bey einem [83] freygebigen Gastmahle geputzt und artig wieder zurück, und macht ihm alle sein ausgestandenes Leiden vergessen. So überschickt' einst der große Agamemnon seine Chriseis, dem belorberten Priester des Apoll, die der königliche Liebhaber der väterlichen Sehnsucht lange Zeit vorenthielt. Prächtige Geschenke, und eine Hekatombe mußten den Alten trösten, und seinen Gott versöhnen, und in hohen Tönen besang der Dichter der Ilias diese Geschichte, wie ich itzt die Hochzeit eines Magisters besinge:

Der Schmaus gieng an! Ein köstliches Gericht verdrängte das andere, und Bacchus und Ceres tanzten um den Tisch her. Der freymüthige Scherz, die feine Spötterey, und das fröhliche Lächeln, vertrieben unbemerkt die taumelnden Stunden des Nachmittags, und der Geist der Com-

gnügen über die Tafel. Welche Vermiſchung von Dingen! Stiefeln und Unterröcke, Ferngläſer und Schnürbrüſte, Küraß' und Palatins, Spiegel und Larven, klapperten unter einander. Jedes öffnet' eine Figur, die ihm das Ohngefähr oder ſeine Neigung in die Hand gab; und die ausgewickelten Orakelſprüche wurden laut geleſen. Ein Putzkopf lieferte dem Hofmarſchall eine feurige Liebeserklärung — Lächelnd ſah er ſeine gräfliche Nachbarinn an, und überreicht' ihr die bunten Looſe. Sie ergriff einen Federhuth, und las ſtotternd eine prophetiſche Beſchreibung des verliebten Meyneids ab. Furchtſam gab Sie den Teller von ſich — [87] Ein ungeſalznes Epigramm auf den Hymen, lag in einem Strohhuthe gehüllt, und ward von den Kammerjunker aus ſeinem Staube gezogen und mit lautem Lachen ausgepoſaunt — Die loſe Willhelmine zerrieb eine Knotenperücke, die in Knittelverſen den Kammerjunker würdig widerlegte — Nach ihr ergriff, aus verliebter Ahndung, der Magiſter ein ſchneeweißes Herz, worein eine witzige 3 geätzt war. Bedächtlich öffnet' er es, und fand dieſe wenigen Worte: Ich liebe einen um den andern — Wer hätt' es dieſem falſchen Herzen anſehen ſollen, rief er voller Verwunderung, und klebte mühſam die beyden Hälften wieder zuſammen. Alle noch übrige Deviſen wurden von den beyden Kammerherren und dem Hofnarren zerknickt, die ganz ſtill die noch verborgenen Schätze des Witzes für ſich einſammelten, wie der [88] Geizhals das wohlfeile Korn auf die theuern Zeiten der Zukunft.

Die verdrüßliche Langeweile fieng wieder an, den angenehmen Lärm der Geſellſchaft zu unterdrücken, als der ſchlaue Hofmarſchall es zeitig bemerkte, und ein frohmachendes Hochzeitgeſchenk aus ſeiner Taſche hervorzog. Er wickelt' es aus dem umhüllten Papier, und ermunterte die übrigen Gäſte, ſeinem Beyſpiele zu folgen. Ungezwungen ſtellt' er ſich hinter den Stuhl der angenehmen Braut, und hieng ihr ein demantenes Kreuz um, das an einem ſchwarzmoornen Bande zwiſchen dem ſchönen Buſen hinunter rollte — O was für ein Bewußtſeyn durchſtrömt' itzt die blut-

vollen Wangen der Schöne! Mit ungewisser Stimme dankte sie dem galanten Herrn. Lange konnte sie nicht ihre widerstrebenden Augen in die Höhe schlagen, [89] und die unzeitige Schaam brachte sie in eine kleine Verwirrung. Ein solches Gefühl durchdringt oft die treulose Brust eines Hofmanns, wenn sie nun zum erstenmale unter dem gnädigst ertheilten Ordenssterne klopfet. Furchtsam glaubt' er, die Gemahlinn des Fürsten möchte das Verdienst errathen, das ihm dieß Ehrenzeichen erwarb. Selbst denen ihm unbekannten laconischen Worten des Sterns trauet er nicht, und er wird es nicht eher wagen, sich unter seine Neider zu brüsten, bis ihm sein trostreicher Schreiber die goldenen friedlichen Buchstaben verständlich gemacht hat.

Was für köstliche Geschenke häuften sich nicht in dem Schooße der glücklichen Willhelmine — Spitzen und Ringe und Dosen und künstliche Bluhmen — Ach dachte der Pastor — ach! so viel Reichthum habe ich ja nicht in meinem zehnjährigen be=[90]schwerlichen Amte gesammelt — und wie wunderbar! als Herr seines Weibes dankt' Er — auch Er! seinen großmüthigen Gönnern für diese Geschenke. Man sah es an dem satyrischen Lächeln der Gäste, wie gut seine fröhlichen Danksagungen angebracht waren.

[91] Der sechste Gesang.

So endigte sich das fröhliche Hochzeitmahl. Die trunkenen Gäste taumelten in dem kleinen Raume des Zimmers immer wieder einander. Ein Evan Evoe umschallte die Wände, Leuchter und Stühle drehten sich in einem Kreis herum, und unvollendete Lieder und halbgestohlene Küsse erfüllten die Luft. Die zerstreuten Kammerherren, ohne Gedanken, in welchem frommen Hause sie lebten, riefen nach einer Karte zum Pharao — Die junge Comtesse, ihres jungfräulichen Zwanges, und ihrer Gouvernantinn

uneingedenk, ſtellte ſich mit dem geſtirnten Hofmarſchall in den [92] einſamen Bogen des Fenſters, und dieſer genoß der ſüßen Betäubung der Schönen, ſo gut als er vermochte. Der kindiſche Kammerjunker verſuchte ſeinen Witz an dem ſchläfrigen Hofnarren, und alle Vortheile, die er über ihn erhielt, erzählt' er mit lautem Triumphe der unaufmerkſamen Geſellſchaft — Aber alle verachteten die harmoniſche Erinnerung des Nachtwächters, und überſahen das politiſche Gähnen des Neuvermählten, und lachten alle den Mond an. So taumeln oft die vermummten Geſchöpfe einer Maskerade widerſinniſch unter einander, vergeſſen ihre Verkleidung, um nach dem Trieb' ihrer Sinne zu handeln — Rabbi Moſes zieht die verkappte Nonne zum ſchwäbiſchen Tanz auf, oder fordert ein Stück ſchmackhafte Cervelatwurſt. Der lange Türke trinkt im falben Burgunder die Geſundheit des allerchriſtlichſten Königs, und die [93] ſtroherne Pyramide fängt an, Knaſter zu rauchen.

Itzt gieng der ungeduldige Ehmann in ſeine einſame Studierſtube — verwünſchte ſeine lärmenden Gäſte, und rief alſo zum Amor: „O du mächtiger Sohn der Cythere! haſt du mir deinen Schutz nur darum angebothen, und mich deines Rathes gewürdiget, um mich itzt deſto mehr zu kränken, und mein dankbares Herz wider dich zu empören? Was hilft es, daß du mich nach den Reizungen meiner Willhelmine haſt ſchmachten gelehret, und daß du mich durch ihr melodiſches Jawort beglückt haſt — Was hilft es, daß mir dieſer Tag in der ſchönſten Feyer entflohen iſt, wenn meine erſte Brautnacht langweilig und ungefeyert davon zieht? Die lächelnde Morgenröthe wird mich ſpottend an die neue Bekanntſchaft einer Freud' erinnern, die wider mein [94] Verſchulden mir fremd geblieben iſt, und Willhelmine wird mir mit ernſthaftem Lächeln in das Geſicht ſehn, wenn ſie die glückwünſchenden Bauern, Frau Magiſterinn, grüßen. Dieſe Nacht, o Sohn der Venus, nur dieſe einzige Nacht, beherrſcheſt du noch mit dem Hymen in gemeinſchaftlicher Ehre — So laß mir doch nicht durch das wilde Getöſe der geputzten Höflinge, und

durch das Wiehern ihrer Pferde, dieſe glücklichen Stunden entziehen, die keine Macht vermögend iſt, mir wieder zurück zu führen, ſollten ſie einmal davon ſeyn!“ Alſo ſagte der klagende Magiſter, und brachte den Stolz des kleinen Gottes in Bewegung. Er freute ſich, daß der dankbare Vermählte, nicht trotzig auf die dienſtbare Hülfe des Hymen, des Amors Freundſchaft noch ſuchte; (o würde doch von keinem Vermählten des Amors Freundſchaft für [95] entbehrlich gehalten.) Gütig entſchloß er ſich, dem Verliebten zu helfen, und den Jupiter und des Pantheons verirrte Bewohner und Ritter und Pferde hinaus zum Dorfe zu jagen. Welch ein heroiſch Unternehmen — Welch eine That!

Recht zu gelegener Zeit fiel dem kleinen Helden der Trojaniſche Brand ein, der die trotzige Garniſon der Griechen nöthigte, den flammenden Platz zu verlaſſen, und dieſe ſo oft beſungene ſchreckliche Geſchichte, gab ihm eine ſinnreiche Kriegsliſt an die Hand, die er mit Glück und Tapferkeit ausführte. Er drehet' aus den Händen des gefeſſelten Hymen die hochzeitliche Fackel, die lichterloh brannte, und ſtahl ſich unvermerkt in die geruchduftende Küche des Pfarrherrn. Von der edlen Kochkunſt verlaſſen, die vor kurzem zwanzig ſchöpferiſche Hände darinnen beſchäfftigte, ruht itzt eine finſtere Traurig=[96]keit unter ihren Gewölben. Auf dem warmen Herde lag eine ungebrauchte Speckſeite in der aufgehäuften Aſche verborgen, woran die ganze große geſchwänzte Armee, des ſcherzhaften Mäonides ſich hätte ſättigen können. Dieſes ungeheure Magazin ſteckte der freybeutiſche Amor, mit abwärts geſenkter Fackel in Brand. Auf einmal flog es, durch die fettige Flamme belebt, in die ſchwarze Eſſe, die ſich rauſchend entzündete — und ihr blutrothes Feuer dem hohen Firmamente zuwälzte — Es war geſchehen — Amor ſchüttelte ſeine Flügel und floh, und ſtellte ſich auf die knarrende Fahne des Kirchthurms. Hier ſtund er, wie Nero, als er mit grauſamer Wolluſt ſeine Reſidenz brennen ſah, und freute ſich ſeines gelungenen Anſchlags, und erwartete den erſchrecklichen Ausgang — Und nun — o Muſe! hilf mir das Getümmel beſchreiben,

das in dem Hause [97] des Magisters entstund, als die gräßliche Feuerschreyende Stimme, sich über das aufgeschreckte Dorf ausbreitete! Das hohle furchtbare Getöne der stürmenden Glocken, die ein angstvoller Cantor unermüdet läutete — verkündigten den verzagten Matronen ihren Untergang, und das Geschrey der Kinder, und das Pochen der Nachbarn und das Bellen der Hunde, machten die finstere unglückliche Nacht noch schrecklicher. Von dem stummen Entsetzen geführt, kam die verlorene Nüchternheit itzt wieder in die Versammlung der Hochzeitgäste zurück. Doch kaum begriffen sie das drohende Unglück ihres betrübten Wirths, so flohen sie ihn, als wahre Hofleute, mit eilenden Füßen, und nach einem kurzen gleichgiltigen Lebewohl! verließen sie alle das neue Ehepaar in Thränen. Aber, wie ehemals der junge Aeneas seinen alten frommen Vater aus dem flammenden [98] Troja trug, so umfaßt' itz der getreue Hofmarschall seine weinende Clarisse, und durch die Liebe gestärkt, verachtet' er alle Gefahren. Das Feuer prasselt' über sein Haupt, und die Wellen des Fischbeinrocks schlugen über seine zerrissenen Haarlocken zusammen — dennoch bracht' er sie glücklich an ihre sichere Carosse, und übergab sie den Händen ihrer schützenden Zofe. Und wie der unerschrockene Weise, gegenwärtig in den größten Bedrängnissen, sich noch um Kleinigkeiten des Lebens bekümmert, oder so, wie der große Lips Tullian auf dem Richtplatze, da schon der Stab gebrochen ist, noch für seine Nase besorgt, um eine Prise Rappee bath. Noch schnupft' er ihn mit süßer Empfindung, in dieser entscheidenden furchtbaren Minute — reckte darauf mit einem Seufzer den Hals dar — und befand sich in der andern Welt, eh' er niesen konnte. Eben [99] so nahm noch itzt der Hofmarschall drey verliebte Küsse von seiner beängsteten Schöne, und warf sich mit unterdrückter Sehnsucht in seinen fortschallenden Schlitten. Das Zeichen war gegeben, und nun flogen alle die unbändigen Pferde mit ihren Rittern davon, die mit stillem Vergnügen über ihre Sicherheit, oft nach der brennenden Pfarre zurück sahn.

Kaum war die lärmende Versammlung der Götter- und Menschengestalten zum Dorfe hinaus, so geboth Amor: das Feuer sollte verlöschen — und es verloschen. Zwar verkannte der blinde Pöbel die Hülfe des Amors, und jauchzend dankten die Bauern ihre Rettung einem schwarzen Dämon, der es gewagt hatte, aufs priesterliche Dach zu steigen, wo er, dem Feuer zum Opfer, eine arme geraubte Najade der Elbe, in den schwarzen Abgrund hinunter stieß, daß [100] ihre zerschmetterten Glieder in einer schmutzigen Küche ein unbekanntes Grabmaal bedeckte.

Nun brachte der Gott der Liebe dem Hymen die hochzeitliche Lunte wieder zurück; darauf gieng er Hand in Hand mit ihm, zu dem getrösteten Verliebten, und sammelte seine entzückten Danksagungen in den leeren Köcher; denn der kleine Held hatte den Tag über, alle seine Pfeile verschossen. Die noch übrige Nacht hindurch wachte seine hohe Person an dem rauschenden Brautbett', und da der Morgen anbrach, erhob er sich fröhlich in den Olymp auf den Strahlen der Sonne, die zuerst dem frohen Magister die Mischung von Schaam und gedemüthigter Sprödigkeit, auf den Wangen seiner zufriedenen Schöne sichtbar machten, und ihn zu neuen Morgenküssen erweckten. Wie reizend blick-[101]te nicht die vollendete Braut ihrem glücklichen Sieger in das männliche Gesicht! Gleich einer jungen Rose, die sich unter dem schwarzen Gefieder einer einzigen balsamischen Nacht entfaltet. Der überhangende Phöbus trifft sie in ihrem vollen Schmucke an, und vergebens bemühen sich seine brennenden Strahlen, sie noch mehr zu entwickeln.

Itzt stund der kleine Amor vor seiner freundlichen Mutter, und erzählt' ihr in scherzhafter Prahlerey, seine Kriegslist und seinen Triumph, daß seine Stimme durch den Olymp schallte, und selbst die bescheidenen Musen ihm Beyfall zuwinkten. Ihr Lächeln löste sich in einem sanften geistischen Sonnenscheine auf, wovon ein goldener Blick in die Welt drang und unter so vielen tausend poetischen Seelen die Meinige allein begeisterte. Ich hab' alles

ge=[102]than, was meine Muſe befahl; ich habe das Elend des verliebten Magiſters, und ſeine fröhliche Hochzeit beſungen, und hab' ein Werk verrichtet, das durch eine ſchöne Druckerpreſſe vervielfältigt, der Vergänglichkeit trotzen kann.

E N D E.

Lesarten.

Thümmels „Wilhelmine“ liegt in folgenden Ausgaben vor:

A: Willhelmine oder der vermählte Pedant. Ein prosaisches comisches Gedicht. 1764. 102 S. 8. Diese Fassung liegt unserem Neudruck unverändert zu Grunde. Es sind bloss folgende Druckfehler verbessert worden: 13 33 empfieng für empfing 24 18 dem Dreyangel für den Dreyangel 31 8 weiße für weiſe 38 18 beſchwerlichen für beſchwerlichem An folgenden Stellen sind die irrtümlich fehlenden Apostrophe eingesetzt worden: 3 24, 4 16, 5 3, 11 3, 13 31, 31 7, 35 7; an folgenden Stellen ist die Interpunktion geändert: 26 27 entdeckte: für entdeckte! 27 23 entgegen. für entgegen! 37 2 Schnürbrüſte, für Schnürbrüſte 37 18 die Zahl 3 für 3. 41 23 Weiſe, für Weiſe

B: Willhelmine, ein prosaisch komisches Gedicht. Mit gnädigster Freyheit. Leipzig, bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1766. 106 S. 8.

C: Wilhelmine, ein prosaisch komisches Gedicht, von Moritz August von Thümmel. Mit gnädigster Freyheit. Leipzig, bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1768. 132 S. 8.

*C*1*:* Wilhelmine, ein prosaisch komisches Gedicht, von Moritz August von Thümmel. Mit gnädigster Freyheit. Leipzig, bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1769. 132 S. 8. Die Mitberücksichtigung dieser Ausgabe, die sonst nirgends aufgezählt wird, — sie fehlt auch bei Goedeke — erwies sich aus folgenden Gründen als notwendig. Die wenigen Aenderungen, die *C*1 gegen *C* aufweist, gingen sämtlich in die folgenden Drucke über; die Ausgabe *C*1 ist gleichfalls mit den Kupfern von Geyser und Stock geziert wie *C* und *E;* endlich wurde sie vom Dichter selbst als Auflage mitgezählt. Dies erhellt aus Zeile 33 des Gedichts „An eine junge Prinzessin bey Uebersendung der fünften Ausgabe der Wilhelmine“ (Werke I, 24), was nur auf *D* bezogen werden kann.

D: Wilhelmine, ein prosaisch komisches Gedicht, von Moritz August von Thümmel. Mit gnädigster Freyheit. Leipzig, bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1773. 86 S. 8., im

Formate des „Sebaldus Nothanker“ und diesem meist auch beigebunden.

E: Wilhelmine, ein prosaisch komisches Gedicht, von Moritz August von Thümmel. Vierte Auflage. Mit gnädigster Freyheit. Leipzig, bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1777. 132 S.

F: Wilhelmine, ein prosaisch komisches Gedicht. Im ersten Bande der Werke. Leipzig bei Göschen, 1811, Seite 149—254.

Die sonstigen häufigen Drucke der „Wilhelmine“ (1764 mit 96 Seiten, Frankfurt und Leipzig 1775, Wien 1792, Prag 1804 und vielleicht noch andere, mir unbekannte) sind sämtlich ohne Vorwissen des Dichters gedruckt und zeichnen sich durch zahlreiche Fehler aus.

Wo die Ausgaben *B—F* übereinstimmen, sind die Chiffern in unserem Apparate weggelassen. Blosse Aenderungen der Orthographie und Interpunktion finden keine Berücksichtigung, ebensowenig augenscheinliche Druckänderungen des Setzers, woran namentlich *F* reich ist. *C—F* schreiben durchgehends Wilhelmine und Sebaldus.

U bedeutet, wie schon in der Einleitung Seite IX erwähnt ist, den Brief von Uz an Grötzner vom 28. December 1766.

Titel und Vorreden.

1–3 „Ich würde auf den Titel bloss: Wilhelmine setzen und den vermählten Pedanten weglassen. Warum wird der arme Pfarrer gleich anfänglich geschimpft. Ueberdiess scheint der doppelte Titel eine *Duplicité d'action* zu verkündigen.“ *U*

In *B* geht dem Texte folgende Vorrede ohne Ueberschrift voraus, welche in *D—F* als Vorrede der zwoten Auflage ohne Unterschrift wiederholt wird:

Die Willhelmine könnte in dieser neuen Auflage ganz wohl ohne Vorrede erscheinen, weil der Verfasser seinen Lesern [seinen Lesern fehlt *DF*] nicht viel über dieses kleine unwichtige Gedicht zu sagen hat. Durch den Beyfall, womit ihn einige Personen beehrt, denen er vorzüglich zu gefallen wünschte, hat er seine Absicht vollkommen erreicht — Indessen ist ihm auch nicht unbekannt geblieben, daß ihn verschiedene andere lieber beschuldigt hätten, als ob er mit dieser Kleinigkeit etwas Böses wider die Religion und ihre Diener im Sinne führe, und diesen zu ernsthaften Kunstrichtern hält er sich für verbunden, öffentlich zu sagen, daß keiner von ihnen vielleicht selbst mehr Ehrerbietung gegen die Religion und Hochachtung gegen vernünftige Geistliche haben könne als er; wie würden sie sich wundern, wenn der Verfasser hier die ehrwürdigen Namen einiger großen Geistlichen hersetzen wollte, die dieses Gedicht bey allen seinen ersten Fehlern mit Vergnügen gelesen und kein Geheimniß daraus gemacht haben. Da sich aber

der Verfasser auf einen witzigen Einfall, dem ein zu strenger Eifer vielleicht ein verdächtiges Gepräge geben könnte, nicht so viel zu Gute thut, um ihn nicht ohne Barmherzigkeit auszustreichen, so hat er, auf den Rath eines unsrer trefflichsten Dichter, diesen Anstoß durch einige Veränderungen zu heben gesucht. Der Ruhm eines guten Christen gilt ihm mehr, als das Lob eines glänzenden Genies — aber er macht freylich keine Umstände, eben so herzhaft über Kobers Kabinetsprediger und seines gleichen zu lachen, als er einen Cramer und Schlegel mit stillem Ernste und gerührtem Herzen liest. Er würde von dieser seiner Gewohnheit nicht abgehen, wenn er gleich selbst die Würde eines Priesters begleitete, [bekleidete, *F*] so wenig als er itzt, da er an einem Hofe lebt, sich Bedenken macht, über einen allzugalanten Hofmarschall, einen müßigen Staatsrath und einen affectirten Cammerjunker seinen Scherz zu treiben.

M. A. v. Th.

In *C—F* folgt:

Vorrede zu der dritten Auflage.

Es ist mir des Herrn Pastors wegen nicht lieb, daß Wilhelmine, seitdem sie an ihn verheurathet ist, mit ihren Kleidern noch so oft ändert, als sie es am Hofe gewohnt war, und von jeder Leipziger Messe wenigstens mit einem Jupon versehen wird, woran der Pastor, wie man wohl denken kann, nicht den geringsten Antheil hat.

Das sind die Sitten der großen Welt, Madame, die Sie auf dem Lande ablegen müssen! Kann man es den Leuten verdenken, wenn sie sich darüber aufhalten? „Was bildet sich denn die Frau ein?“ habe ich schon hier und da sagen hören, „Trägt sie nicht Spitzen, die mehr kosten als die Pfarre ihres Mannes in vielen Jahren kaum einträgt — da andere ehrliche Weiber, die doch wohl ein bischen mehr werth sind, züchtig und ehrbar einhergehen — Wenn sie doch an ihren Ursprung dächte, und die Spötter nicht so oft erinnerte, daß sie einmal am Hofe gewesen ist — Wie froh sollte sie doch seyn, wenn es die Leute vergäßen!“ Diese Reden, Madame, zu denen Ihr prächtiger Aufzug so vielen Anlaß giebt, bringen auch mich in eine gewisse Verlegenheit, da jedermann weis, daß ich einige Freundschaft für Sie habe und gern Ihre Aufführung zu entschuldigen suche, wo es nur möglich ist; aber würklich — itzt gehn [gehen *C*$_1$—*F*] Sie zu weit. Sie tragen sogar, wie ich höre, noch immer seidne Strumpfbänder mit französischen Versen gestickt? — Je! zu was denn solche Strumpfbänder, Madame? An Ihrem Hochzeittage konnte zwar dieser verborgene gelehrte Staat noch mit Ehren ans Licht kommen; denn hätte nur damals das Feuer Ihre vornehmen Gäste nicht so erschreckt, so würden sie gewiß die artigste

Ceremonie nicht vergessen haben — Ihre Strumpfbänder wären gewiß, noch vor der völligen Uebergabe Ihrer kleinen Person, an den Herrn Pastor, von einer adlichen Hand abgeknüpft und in guter Gesellschaft seyn verlesen worden, und ich weis, der Cammerjunker würde darbey seiner Lunge Ehre gemacht haben; Aber zu was in der Welt kann Ihnen itzt diese Mode nutzen? Ich weis mir keinen Umstand zu denken, wo Ihre Strumpfbänder noch itzt der Lectüre ausgesetzt seyn könnten, und verlöhren Sie Eins einmal auf dem Kirchwege, zu welchem Aergerniße würde dieses Gelegenheit geben! Uebrigens will ich gern eingestehen, daß Ihre Kleidung sehr artig und Ihr ganzer Anzug mit vielem Geschmacke gewählt sey; Ob ichs aber billige, ist eine andere Frage. Ja, wenn Sie noch am Hofe wären: ie nun da — aber da haben Sie in Ihrer Blüte genung gefallen, und nun thäten Sie wohl, wenn Sie sich auch denen Personen zu empfehlen suchten, die bisher nicht Ihre Freunde gewesen sind. Damit Sie dieses erreichen, rathe ich Ihnen, eine stille ehrbare Mine anzunehmen, wenn sie Ihnen auch nicht natürlich seyn sollte. Eine schwarze Stirnbinde würde gut darzu stehen! Statt der durchsichtigen Halstücher legen Sie eine schwere Sammtmantille um — Ein cannefaßner Rock — flohrne Streifgen am Hemde — So ungefehr muß Ihr Putz seyn, wenn Sie denen Herren gefallen wollen, die sich bisher über Ihr leichtsinniges Ansehn so geärgert haben.

Erster Gesang.

3 1–10 Ich — Triumph.] **„Der Anfang scheint mir das Sujet nicht vollständig, wenigstens nicht deutlich anzukündigen. Ich weis nicht, von welchem Abentheuer der Dichter redet, und ein Abentheuer erdulden möchte wohl nicht deutsch seyn. Der Dorfpfarr ist ein sächsisches Provinzialwort.“** *U* Einen seltenen (seltnen *DF*) Sieg der Liebe sing ich, den ein armer Dorfprediger über einen vornehmen Hofmarschall erhielt, der ihm seine Geliebte vier lange Jahre entfernte, doch endlich durch das Schicksal gezwungen ward, (wurde, *F* so immer) sie ihm geputzt und artig wieder zurück zu bringen. 12 Tags] Tages 4 1 hundert] **„Ein Ort, wo hundert Wohnungen sind, kann der ein Landgut genannt werden?“** *U* zwanzig 4 Taglöhner] **„Und sollte anstatt Taglöhner nicht Landmann stehn?“** *U* Bauer 8 vielen] langen *C—F* 9–10 etwan — verkürzen,] durch schlaue Gespräche zu verkürzen, bald auf den Durchmarsch der Preussen zu schmählen, bald die bessern Besuche eines freygebigen Kobolts zu erheben *C—F* 13–21 Ein — gezogen!] Nur der Pastor des Dorfes allein, der gelehrte Sebaltus, hatte seit vier unglücklichen Jahren, die ländliche Munterkeit verlohren, die auch sonst (sonst

auch *F*) auf seiner offnen Stirne gezeichnet war. Ein geheimer Kummer peinigte sein Herz; wenn er die ganze ... Jagdkleide wie 9 4—11 27 20 „Ein Gespann wird von 2 Pferden und nicht von einem gesagt.“ *U* 23 ihre] Willhelminens 25 Ihr] Ihr nesseltuchnes erhob] hob 26 und keiner] aber keiner 32 klaren] rieselnden 34 schönen] schönern 35 Ihr freundlichen] Spottet nicht ihrer Unschuld, ihr freundlichen 37 eigenen] eignen 4 37—5 2 bedauert — Schönheit!] fehlt 5 2-3 denn — Jammer] Denn niemand hatte noch bisher Willhelminen gelehrt, wie reizend sie sey und niemand! ich sag es mit Jammer 4 hatte bis itzt] hatte selbst bis hieher 5 Ihre Reize] ihre Vorzüge 6 ihm] ihm allein 7–8 empfieng — Händen,] „Was für ein Decem kann der Pfarrer von den Händen eines Mädchens erhalten? Besteht er nicht in Feldfrüchten?“ *U* schlich er ihr nicht auf jedem kleinen Spatziergange nach und hielt sich doch immer in einer ehrerbietigen Entfernung, 11–12 Wie — machen!] Schon sann die Liebe ernsthaft darauf ihn glücklich zu machen. 12 zwo] zwey *F* so immer andere] andre *B—E* 22 alsdann] alsdenn 37 Schönheit] „Ein Spürhund der Schönheit deutet einen Spürhund an, den die Schönheit hält, nicht der sie ausspürt.“ *U* Liebe 6 4 erscholl] erklang 15 entschloßne] entschlossene 18 Landmägdchens] Landmädchens so immer 25 stund] stand *F* so immer 26 Fuße] Fuß' 35 Schöne] Schönen *B—E* (im I. und II. Gesange) *F* so immer möchte,] „er geboth, sie möchte pp vielmehr sollte“ *U* solle *B—E* sollte *F* 7 4 ihren] ihrem 8–14 Aber — verließ,] fehlt 7 14—8 32 sein — Köpfe.] ist im zweiten Gesange nach 17 9 eingeschaltet 7 23 seltnes] seltenes *C—F* 26–27 eine lärmende thörichte] einer lärmenden thörichten 31 die] fehlt 8 10 wollte] wollt 13 Carln] Carl 15 wird] „*pro* endigen wird, vielmehr sollte.“ *U* sollte 28 forderte] foderte 30 hörete] hörte 8 32—9 3 Aber — Händen.] fehlt 9 3—11 27 Und — Jagdkleide.] schliesst *B—F* an die Variante zu 4 13–21 an 9 3 Und] fehlt 8 Vier .... beschlossen.] Die Klügsten der Gemeinde marterten sich umsonst, die Ursach seines Leidens zu entwickeln: Was fehlt unserm Magister? fragte einer den andern: Wir lieben ihn ja, er ist der Vornehmste im Dorf, und er wird auch nicht etwan, wie dieser und jener — von einem hochmüthigen Junker geplagt, denn der unsere lebt, Gott sey es gedankt, ferne von uns, und verbraußt seine Renten in Frankreich. So klagten die Bauern den Kummer ihres Magisters! Aber umsonst blieb ihr mitleidiges Nachforschen; der tiefsinnige Pastor verbarg seine Sorgen der Neugier, und auser Sonntags, wo sein Amt ihm geboth, schien seine Sprache verlohren. Vier Jahrgänge finsterer Predigten hatt' er also geendiget: 10 gesammelt] gesammlet sie] fehlt *F* 11–13 die — zerfraßen,] die alte Buch-

ſtaben zerfraßen, und höflicher für die dankbare Nachwelt ſorgten, 17 Sie — erzählen,] ſie beſchäfftige ſich nur mit ſeinem Glücke — und erzähle den wunderbaren Traum, ihn,] ihn *B—E* ihm, *F* 18 Jahrs,] Jahres *B—E* Jahres, *F* 18–19 dem — und] fehlt 23 Seculs] Jahrhunderts wenig] wenigen 24 vergangenen] vergangener *F* 9 33—10 32 Da — Und] Da erſchien Amor dem eingeſchlummerten Prieſter, der über das Zudrängen dieſes kleinen Unbekannten heftig erſchrack, denn bisher hatt' Er ihn nur aus dem großen Rufe ſeiner Verwüſtungen gekannt — wie etwan den Beelzebub oder den General Meyer; doch der freundliche Amor ließ ihn nicht lange in ſeinem ungewiſſen Erſtaunen, ſchüttelte ſeinen Köcher und ſprach alſo zu ihm: Entſchuldige den Amor, theurer Sebaltus! wenn er bisher wider ſeinen [deinen *F*] Willen dein Feind geweſen iſt, und erſchrick nicht über ſeine Erſcheinung, die [der *F*] dir ein Glück verkündiget, [verkündigt, *F*] das dir wenigſtens vormals nicht gleichgültig war. Willhelmine — bey dieſem Namen, durchſtrömte ein leuchtendes Incarnat [Roth *C—F*] die verfallnen Wangen des Paſtors und Amor fuhr lächelnd fort: Ich ſehe, du erinnerſt dich noch dieſer lebhaften Schönen, [Schöne, *DE*] die einſt, in dieſen Fluhren gebohren, nur von der unſchuldigen Natur erzogen ward, die dir oft in der feurigſten Predigt, durch einen einzigen Blick ihrer hellblauen Augen ein langes, verhaßtes Stottern — und wenn du allein wareſt, manchen lauten Seufzer erregte — Ach, ſie hätte dich gewiß zum Glücklichſten deines Standes erboben, wenn nicht die Intrigue eines neidiſchen Hofes ſie deinem Kirchſpiel entführet, und unter die fürſtlichen Zofen verſetzt hätte. O wie traurig haſt du dieſe Zeit ihres Hofdienſtes hinſchleichen laſſen! Vergieb es mir, lieber Magiſter, daß ich hier deiner Unthätigkeit ſpotte! Haſt du denn nie gehört und geleſen, wie oft die entſchloſſene und geſchäfftige Liebe, Klöſter geſtürmt, Mauern erſtiegen und ſich nachgiebige Nonnen unterthan gemacht hat, die zu einem ewigen frommen Müßiggange verdammt waren; und 10 33 verzagſt] verzagteſt entziehn] entziehen 35 der] dem *F* entfernt] entfernet *B—C*1 36–37 Höre — Morgen] Doch ich komme nicht her, dich mit Vorwürfen zu kränken — Das Ende deiner Leiden iſt da! Wie leicht wird es dir werden in Willhelminens tröſtenden Armen, oder an ihrem wallenden Buſen der vergangenen traurigen Tage zu vergeſſen; der Aufſchub deines Verlangens — Ja — er ward dir ſchwer zu ertragen. Doch itzt vermehrt er dein Glück! Denn ſiehe! Mit muntern [munterm *D—F*] Geſichte erwartet dich die jüngſte feurigſte Liebe! Sie würde kraftlos — ſchläfrig, ja wohl gar erloſchen ſeyn, wenn Willhelminens Beſitz dich ſchon vor vier Jahren beglückt hätte — Ermuntre dich alſo und höre meinen liebreichen Rath: morgen

11 1 ihren Vater] den graubärtigen Verwalter, ihren Vater Höflinge] Höfling 3 die Liebe] das Schicksal Folg'] Folge *D—F* erhebe dich in] „Erhebe dich u. s. w. gefällt mir nicht." *U* suche 4 Ihr] ihr, so rührend als du vermagst, 8–9 Sie, — verfolgt,] Sie, die itzt mit ernsthaftem Nachdenken 11 Widerwärtigkeiten] Verläumdungen 13–19 aber — auf!] So sprach der philosophische Amor, glaubte genug gesagt zu haben, und wollte verschwinden, als ihm noch eine wichtige Erinnerung einfiel — Mit der lächerlichen Mine eines jungen Officiers, der zum erstenmal einen armseligen Posten zu vertheidigen bekömmt, und bey aller seiner Geschäfftigkeit bald den kleinen Umstand vergessen hätte, die Parole zu geben — rief Amor: Bald hätt ich nicht an das Wichtigste gedacht — Wär es auch ein Wunder? und hab ich nicht immer meinen Kopf so voll? Merke also noch dieses, lieber Magister! 19–21 Aber — feindliche] Laß ja nicht die unwiederbringliche Zeit vorbey streichen, damit nicht die Tage herannahen, wo der galante 21 Brunnencur] Ptisanencur 23 Wasche dich] Und morgen sey bedacht, dich reinlich zu waschen! 24 Perücke] Parücke *B—E* 24–25 in deiner Eroberung] fehlt 28–31 Nach — aufwachte.] Und nun verschwand Amor — das Rauschen seiner Flügel erweckte auf einige Augenblicke den Pastor; Schwerfällig sammelte er seine Gedanken — rieb sich gähnend die Augen und seine rauhe Stimme erklang durch die Stille der Nacht: Welch ein Traum! Sollte es möglich seyn, daß er wahr wäre — o so wäre kein König glücklicher als der arme Pastor Sebaltus — Doch eitle Hoffnung — die schönsten Träume betrügen! Hab ich vier Jahre bey den eifrigsten Wünschen hinschmachten müssen —. Warum sollte denn itzt die Liebe einen Elenden aufsuchen, der zu abgehärmt ist ihren Diensten Ehre zu machen — Doch der morgende Tag wird mir dieses Geheimniß erklären — Mit Geduld will ich seiner erwarten — Schon schlägt es zwey — Ach Willhelmine! Angenehmer Schlaf — So murmelte der Pastor und schnarchte.

Was könnten wir besseres [besser *F*] vornehmen, komische Muse, um nicht selber zu schlafen, als wenn wir in die vergangenen Zeiten blicken, Willhelminen in ländlicher Unschuld betrachten und erforschen, wie des Magisters Liebe und sein Unglück entstand, dessen Ende ihm Amor in dieser merkwürdigen Nacht verkündigt hat. **Darauf folgt dann:** Schon der sechzehnte Frühling bis Mäuler geöffnet. **wie 422–78 und der Schluss des ersten Gesanges lautet:** Und seit dieser trüben Stunde ward das welkende Herz des Pastors von keinem Strahle der Freude erwärmt und nur in der letzten Nacht dieses kritischen Jahres erblickt er zum erstenmal wieder die tröstende Hoffnung.

Zweiter Gesang.

12 26 ſtund] ſtand 13 8 ſympathetiſchen Trieb'] ſympathetiſchen Triebe *BCF* ſympathetiſche Triebe C_1E ſympathetiſche Trieb *D* 10 hoffende] voll Hoffnung erwachte 13 kürzlich] kurz 20 würdig des] zur Ehre eines ſo *C—F* 26 buntſchäckige] buntſchäckichte *E* 27 die gehoffte Caroſſe] der erwartete Wagen *C—F* 28—29 Wie — Herr,] „Der rappenfärbichte Herr. der Schwarzrock zu niedrig.“ *U* Mit weiten Schritten und fliegendem Mantel eilte der hagre [hagere *C—F*] Magiſter 30 auf Befehl des Traums] fehlt die] ſeine 33 er] fehlt 37 gezieret] geziert *F'* 14 6—7 ſprach nichts] ſprach — nichts 16 ihrer] ihrer lächerlichen 25 Gebethe] Gebeth 26 itzo] jetzo 34 fragte] fragt 15 11 er] fehlt 16 verkündigt] verkündiget *B—E* 17 aufrichtigen] erhabenen 23—24 ſo — wollte] ſo viel zärtliche Blicke, ſo ein gefälliges Lächeln, als ihm nur zu Gebothe ſtehen wollte 26 zärtlichen] rührenden 31 allen] allem *F'* 16 4 Freuden] ſtillen Freuden *C—F'* 8 Unerfahrenen] Unerfahrnen 17 ziegelfarbenen] ziegelfarbnen *F'* 18 gegraben] gegraben war 17 2 anſehnlicher] glänzender 9–14 Wer — werden!] fehlt *B—F'*, dafür folgt hier die Scene: Nicklas in der Dorfſchenke, die mit den Worten eingeleitet iſt: Noch halb berauſcht von dem Beſuche ſeiner Tochter und dem ſeltenen Weine, den er bey vollen Gläſern getrunken, gieng nun der alte Verwalter aus, ſein häusliches Glück . . . Köpfe wie 7 14—18 32. 15—16 Nach — Verliebten] Indeſſen waren die beyden Verliebten nach drey kurzen hinweg geplauderten Stunden 18 Bräutgam] Bräutigam *DE* 23 andere] andre *C—F'* 28 es] ihm 32 würd'] würde *F* 34 Rechte] Recht *C—F'* freut'] freute *F* 36 eigenes] eignes *E* 18 1 zu folge] folgte *C—F* 13 erreichten] erreicheten *B* 25 erhübe] erhöbe *B—E* erhöhe *F* das Zenith] „Kann man sich über das Zenith erheben, welches nichts anders als der Punct über unserm Haupte iſt? Man mag sich erheben, so hoch man will, so hat man immer noch ein Zenith.“ *U* die Sonne 26 begrüßte] begrüße *F'* 28 ſchlafenden Scheitel] „der schlafende Scheitel gefällt mir nicht.“ *U* unruhigen Kopf 32 den] fehlt *F'*

Dritter Gesang.

19 2–7 Schon — ſollte.] „Die geputzte Coquette, die früh ausgeht, will mir an diesem Orte nicht gefallen.“ *U* fehlt *B*, dafür *C—F'*: In einer prächtigen Wintertracht war heute die Sonne dem Erdball erſchienen; Ihr Einfluß hatte die lebenden Geſchöpfe der Welt ſchon alle aus dem Schlafe geweckt, wenn ich in Savoyen die Murmelthiere, und in Deutſchland die Mädchens [Mädchen *F'*] ausnehme, welche die Mode erzieht;

7 Alle] Schon waren die *B* So gar die *C—F* 8 Hofjunker] Hofjunkers *B—E* waren] fehlt *B* 8—9 erwacht — levantinischen] erwacht, hatten nun ausgegähnt und fiengen nun an ihren erhabenen Trieb nach Geschäfften zu fühlen, denn einige verschluckten schon levantinischen 11 weiter] wieder *F* 13 edelm] edlem *F* 18 Fräuleins] Fräulein *F* 23 erweckt] erschreckt *F* 20 2—4 der — geliefert,] „Dass der Schlafrock des Hofmarschalls und der Wilhelmine Hochzeitkleid von einerley Stoff sind, sollte vielleicht hier noch nicht, sondern weiter unten gemeldet werden.“ *U* fehlt 4 offner] offener *C—F* 5 verstund] verstand *F* so immer 13 bethenden] bebenden *F* 29 unsere] unsre *F* 21 3 darbey] dabey *F* ; in] in solchem 7—11 wie — ist.“] „Das Gleichniss von der Papstwahl scheint mir nicht passend zu seyn. Die Cardinäle hungern nicht im Conclave und der Papst wird nicht durch ein entscheidendes *habet* gewählt.“ *U* wie an dem Hofe eines geistlichen Fürsten.“ 19 empfohl] empfahl *F* Schwarzrocke] Pastor Sebaltus 25 ganze] ganz *C—F* 28 die] der umspannte] umspannete *E* 35 vom] von *DF* 21 37—22 2 daß — anfieng.] „Warum die Schöne schrie und der Hofmarschall lachte, als ein Pflästerchen von ihrer Brust fiel, kann ich nicht erraten.“ *U* 22 15 fern — und] fehlt 26 lachen] belachen *B* verlachen *C—F*

Vierter Gesang.

23 21 Schwarzrocke] Pastor 24 9 betrügerisch] betrüglich *E* 15 erfüllt'] erfüllte *E* 16 Luft] Lüfte 17 beraubest] beraubet 23—26 Unandächtig — Obrigkeit.“] Ohne Ernst und Andacht und in dem gleichgültigen Tone gesprochen, in dem wir oft für den römischen Kaiser und alle weltliche Obrigkeit [Obrigkeiten *D—F*] bethen, wird es in der Atmosphäre der Kanzel zerflattern.“ *C—F* 28 furchtsam] mit nagender Furcht *C—F* 29 Verhängnisse] Verhängniß *D—F* 33 beherrschte] beherrscht *E* 34 Bediente] Bedienten *D—F* 25 3 Aerme,] Arme *F* ihrer verschobenen] ihre verschobene *BEF* ihre verschobenen *C—D* 4 und — sie] und hielt in der andern *F* 18 geschwinden] fehlt 27 Posthorn] dazu *C—F* die Anmerkung: Welches die Zeichen des sogenannten Cavalier- oder Postpapiers sind. und klein] und warf ihn klein 27—28 wie — ihn] „Die Pille könnte meines Bedünkens wegbleiben.“ *U* fehlt 36 und] fehlt 36—37 erschrecklicher] schrecklicher 26 5 ihm] ihn *F* Gerichte] Gerichte 8 anderes] andres *F* 9 keichende] kriechende *DF* 22 Kammermägdchens] so auch nur hier *B—C*1, jedoch Kammermädchens *D—F* wie sonst immer 27 8 zur] zu 26 worzu] wozu *EF* 34 eigenen] eignen *DF* eignem *E* 37 Hochzeitgeschenk] Hochzeitsgeschenk *F* so immer 28 2 bestohlen] beraubt *C—F* 34 vielfarbichten] vielfarbigen *F*

Fünfter Gesang.

27 10 heiligen] fehlt 13 getraute] getrauete *F* 25 den] den ſchnurbärtigen *C—F* 31 ſchnurbärtiger] wilder *C—F* 32 Führer,] Führer ſchwengte [ſchwang *F*] die knallende Peitſche und *C—F* 32–33 in vollem] im vollen *E* 30 1 2 Sitze — Fuß] Sitze, und da verrieth ſich zugleich auf einige ſüße Augenblicke für den entzückten Bräutgam, [Bräutigam, *F*] ihr kleiner vorgeſtreckter Fuß *C—F* 3 geſtickten] ſeidnen *C—F* Strumpfbandes; — bald] Strumpfbands, auf welchem mit Pünctgen [Pünktchen *F*] von Silber ein zärtlicher Vers des Voltaire geſtickt war; Ach wohin weiß doch nicht ein franzöſiſcher Dichter zu ſchleichen! Geſteht es nur, ihr Deutſchen! Bis dahin iſt noch keiner von euern größten Geiſtern gedrungen. So bald *C—F* 4 die] dieſe *C—F* 6 ihre] ihrem *F* 13 den] dem Sammt] Sammte 15–16 unhöflichſten] unhöflichen *EF* 17 geſtirnten] **„Der Hofmarschall wird hin und wieder der gestirnte Herr genannt. Aber man nennt den Himmel nicht gestirnt, wenn er nur einen Stern hat.“** *U* geſtempelten 26 zween] zwey so immer 30 errettet] gerettet C_1—*F* 35 die dummen] **„Es thut, wie mir scheint eine grössere Wirkung, wenn gesagt wird: die Gänse, als die dummen Gänse.“** *U* jene berühmten 31 9 tröſtlich] fröhlich *C—F* 29 Wahrheit.] **Der Charakter eines vernünftigen Mannes ist vortrefflich gezeichnet, und eben desswegen verdriesst es mich, dass im ganzen Stücke seiner nicht mehr gedacht wird. Wenigstens sollte eine Ursache angegeben werden, warum er in dieser Gesellschaft erscheint.“** *U* **Es folgt denn auch hier *B—F*:** Er war es, der Willhelminen zuerſt mit glimpflichen Worten, vor der weiten Gefahr warnte, in die ihr Leichtſinn und die verjährte Liſt eines wollüſtigen Hofs ihre Jugend verwickelte, der ihr zuerſt den Gedanken erträglich und wünſchenswerth machte, wiederum die heitre geſundere Luft ihres Geburthsorts zu athmen. Mit innrer Befriedigung ſah er, daß der heutige Tag ſeine Bemühung krönte und dieſes frohe Gefühl beſchäftigte ihn einzig in dem Taumel einer thörichten Geſellſchaft. Ungern ſah ihn der Hofmarſchall in dem Kreis ſeiner Luſt — Er aber ertrug ungekränkt dieſe ehrende Verachtung und gab ſich gern einem unruhigen Tage Preis, um ein verirrtes Mädchen in einer glücklich entſchloſſenen Tugend zu ſtärken. 29 Ziſchet] Ziſcht Lieblinge] Lieblinge und Weiſen 30 Hofes] Hofs 32 2 jedes] jeder F 5 allein] alleine *B—E* 9 bald] fehlt *C—F* 14 ehmaliger] ehemaliger 28 wo] woher *F* 29 herkommen] kommen *F* 36 angelanget] angelangt *F* 33 7 und ward] und in dieſem gezwungenen Stande ward er *C—F* 9 hatte] hat *F* 11 dem] dem luſtigen 13 denn — nicht] fehlt *C—F*

18 ungezogenen] ungezognen *F* 19 Troſte] Troſt *F* 30 als — Politicus] „Der alte Politicus gefällt mir nicht.“ *U* fehlt 31 weis] wußte *F* 34 ſchon] fehlt *C—F* 34 4–5 Mit — erhielt] Mit einer zurückhaltenden beſcheidenen Mine empfieng *C—F* 12 ihrem] ihren *F* 15 Beute] Braut *D—F* 34 28–35 7 Wie — Maulwurf.] Aber ihr weiſer Freund und Rathgeber entdeckte kaum dieſen unzufriedenen Gedanken in ihrem bekümmerten Geſicht, als er durch einen ernſthaften Blick gen Himmel geſchlagen, ihr denſelben verwies, ſie mit ihrem Schickſal verſöhnte und ihr eine kleine reitzende [tugendhafte *C—F*] Thräne ablockte. 35 12 nur] der *E* 14 theuern] theuren *F* 18 Schwarzrock] Magiſter 19 ſeiner] ſeine 27 Chriſeis] Briſeis F 36 1 durchbrauſte] durchbrauſten *E* 3–4 ihres — eingedenk] in ſich gekehrt 12 ſelber] ſelbſt *F* 18 hinlockt] hinlockte *F* 22 zur] zu *F* 24 bedrohen] drohen *BF* 36 inniglich] innerlich 37 15 ausgepoſaunt] auspoſaunt *F* 35 demantenes] demantnes *F* 38 3 widerſtrebenden] widerſtrebende *C—E* 6 gnädigſt] fehlt *C—F* 11 ſeine Neider] ſeinen Neidern 13 friedlichen] fehlt

Sechster Gesang.

38 24 Der ſechſte] Sechſter 29 halbgeſtohlene] halbgeſtohlne *C—F* 39 1 geſtirnten] freundlichen 11 wiederſinniſch] widerſinnig *F* 18 Ehmann] Ehemann 25 gelehret] gelehrt *C—F* 40 3–4 Alſo — brachte] Dieſe Seufzer des unruhigen Magiſter [Magiſters *DF*] brachten *C—F* 7–9 **die Parenthese fehlt** 13 gelegener] gelegner *F* 20 geruchduftende **fehlt** *C—F* 35 und] fehlt *C—F* 41 1 entſtund] entſtand *F* 7 machten] machte 8 die] eine *F* 15 ehemals] ehmals *F* 25 große] größte *DF* 27–31 **„Das Nickel List in der andern Welt sich befand, ehe er niesen konnte, ist ein Meister-Zug.“** *U* 31 er] er — 42 16–17 wachte ſeine hohe Perſon] **„Amors hohe Person will mir nicht gefallen.“** *U* wacht' Er 21 zufriedenen] zufriednen *D—F* 34 einem] einen *F* 35 geiſtiſchen Sonnenſcheine] geiſtigen Sonnenſchein *F* 43 6 fehlt

Deutsche Litteraturdenkmale

des 18. u. 19. Jahrhunderts

begründet von **B. Seuffert**, fortgeführt von **A. Sauer**

unter Mitwirkung von

F. Muncker, W. Scherer, J. Bächtold, E. Schmidt, E. Martin, J. Minor, L. Geiger, L. v. Urlichs u. s. w.

49/50

GÖTTINGER MUSENALMANACH AUF 1770

HERAUSGEGEBEN

VON

CARL REDLICH

STUTTGART

G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG

1894

Druck von Carl Rembold in Heilbronn.

Vorbemerkung.

Im vorliegenden Neudruck des ersten Göttinger Musenalmanachs sind folgende Druckfehler des Originals geändert: S. 7 [7] No. 1 v. 66 Betrachtend statt Verachtend S. 22 [36] No. 21 v. 8 auf meinem statt auf meinen v. 9 nach ihren statt nach ihrem S. 27 [49] No. 29 v. 31 Mädchen. statt Mädchen, S. 71 [131] unter No. 97 Caſperſon statt Caſparſon S. 83 [154] No. 116 v. 13 Mitternacht, statt Mitternacht S. 86 [162] No. 119 v. 37 Nationen, statt Nationen S. 93 [176] No. 124 v. 64 erhobnen statt erhobnem S. 99 die falschen Seitenzahlen 187 und 188 statt 185 und 186.

Die angehängte Nachricht, S. 100—103, gegen den Leipziger, eigentlich Erfurter, Concurrenzalmanach fehlt in den meisten mir bekannten Exemplaren. Sie ist wieder abgedruckt Unterhaltungen IX 2 S. 173—177.

Der Originaldruck hat noch kein Inhaltsverzeichnis, wie die spätern Jahrgänge.

Das Register S. 104—110, in dem die Chiffern, die früheren und die späteren Drucke der Gedichte nachgewiesen sind, habe ich hinzugefügt.

Hamburg, 20. Juli 1894.

Carl Redlich.

Musenalmanach

für

das Jahr 1770.

[Vignette.]

Göttingen
bey Johann Christian Dieterich.

[Holzstock.]

[*2a] Der französische Musenalmanach hat die Veranlaßung zu dem deutschen gegeben. Auch in Deutschland kommen jährlich viele gute einzelne Gedichte heraus, die oft nicht so bekannt werden, als sie es verdienen, andre verlieren [*2b] sich in Büchern, wo man sie nicht sucht. Man wollte einen Versuch machen, einige derselben zu sammlen, und dachte anfangs sie höchstens mit einigen neuen Stücken zu vermehren. Der Rath und der Beyfall einiger Männer, der viel entschiede, wenn nicht hier vieleicht die Freundschaft sie nachsichtiger gemacht hätte, munterte die Herausgeber auf, und verschafte ihnen Beyträge, die sie nicht stolz genug waren zu erwarten. Wir haben das Glück, manches Stück, selbst von einigen Lieblingen der deutschen Muse, zuerst bekannt zu ma-[*3a]chen. Dieser Vorzug sollte uns um das Schicksal unsrer Sammlung unbesorgter machen, und er vergrössert eben die Schüchternheit, mit welcher wir sie geben. Wir haben unbekannte Namen unter grosse und bekannte gesetzt. Wird die Nachbarschaft der letztern den erstern nicht nachtheilig seyn? Aber wir wollen uns nicht vor der Zeit verdammen. Ein Unternehmen, ohne Stolz, ohne Nebenabsicht und ohne Partheigeist, blos zum Vergnügen des Publikums angefangen, findet in Deutschland noch immer ein billiges [*3b] Publikum, wenn es auch kein aufmunterndes findet. Die guten Stücke unsrer Sammlung erwecken vieleicht den minder guten Vergebung.

Anderwärts schon gedruckte Gedichte haben wir, auch ohne Erlaubniß der Verfasser, nehmen zu dürfen geglaubt, aber wir haben immer auf den Ort verwiesen, woher wir

ſie entlehnten. Theils kannten wir die Verfaſſer nicht, theils wagten wir nicht, uns an ſie ſelbſt zu wenden. Wir hätten es vieleicht thun ſollen? Aller Beyfall würde uns nicht ſchadlos halten, [*4a] wenn ein Mann, den wir ehren, Urſache hätte unzufrieden mit uns zu ſeyn. Wir haben wenigſtens keinen Nahmen genannt, der nicht ſchon vorher genannt war, ſo ſehr auch die Mode unſrer Zeit ein ſolches Verfahren rechtfertigen möchte.

Der typographiſche Theil entſpricht weder den Wünſchen der Herausgeber noch des Verlegers. Die Urſachen dieſer Vernachläſſigung werden bey einer künftigen Sammlung wegfallen, wenn das Publikum anders eine künftige verlangt, oder ſie indeß nicht von an=[*4b]deren ähnlichen Sammlungen unterdrückt wird.

Es ſind ſchon anſehnliche Beyträge in den Händen der Herausgeber, und ſie werden mit Vergnügen alles nutzen, was durch den Verleger, oder durch andre Wege an ſie kömmt, wenn man ihnen nur freye Hand läßt, nach ihren beſten Einſichten zu wählen.

[Holzstock.]

[15 Blatt Kalender mit 12 Monatskupfern von Meil.]

[Vignette.]

Gesang
auf die Reise
Joseph des Zweyten.

Im May 1769.

Herauf, o Sonne! Lange schon harret dir
Der Bard' entgegen, welchen der Hahnenruf
Aus seelenhebenden Gesichtern
Mitten in seinem Gewölbe weckte.

[2] Herauf, o Sonne! Röthe mein Saytenspiel
Mit einem deiner Erstlinge! Denn mein Herz
Ist voll von Joseph. Nur dein Anglanz
Mangelt. Erschein! Und Gesänge reifen.

Sie kömmt! Die Blume schleußt ihr den Busen auf,
Der Thau der Wipfel blitzet ihr Gold zurück,
Und tausend rege Lüftesänger
Lösen in Freudegetön die Kehle.

So kömmt zu Völkern, welche das Meer von uns,
Von uns die Kette steiler Gebirge trennt,
So kömmt zu Völkern Joseph. Herzen
Schlieſſen sich auf, und gethürmte Städte,

[3] Tief aufgereget, schmücken ihr luftig Haupt
Und kleiden sich in Feyer, und himmelan

Erſchallt von hunderttauſend Lippen:
„Heil dem Gebieter der deutſchen Erde!

„Heil ſey dem erſten Sohne Thereſiens,
„Dem Heldenenkel, Herzeneroberer,
„Dem wunderbaren jungen Manne!
„Weiſer! Genügſamer! Holder! Heil dir!“

Wem jauchzt ihr? Völker! Städte! wem feyert ihr?
Wem ſchlieſſen Aller Herzen ſo weit ſich auf?
Tönt, Saiten! Tönt den Stolz des Barden,
Tönt ihn gewaltiger! Er iſt unſer!

[4] Ihr ſeht ihn, Völker! Deckt ihn ergrabner Wehrt
Von einer halben Erde? Beſchweret er
Von Silber helle Räder? Folgen
Seinem Geſpanne die bunten Horden

Geſchmückter Diener? Blitzet ein fürchterlich
Gemiſch entblößter Wehren um Joſeph her? —
Und dennoch jauchzt ihr? Aechter Gröſſe
Jauchzet ihr, Völker! — Und Er iſt unſer!

Ihr ſeht ſein menſchenfreundliches Angeſicht,
Sein Aug voll Herz, auf Grüßende zugewandt.
Ihr hört ihn Weisheit, Güte ſprechen,
Staunet und liebet — Und Er iſt unſer!

[5] Ihr ſeht ihn, Völker! wann er dem Ewigen
In ſeinen Hallen gläubige Kniee beugt.
Ihr ſeht und wünſchet allen Erden
Herrſcher, wie Joſeph. — Und Er iſt unſer!

Das iſt Er! Harfe! Töne des Barden Stolz,
Den Stolz der Kinder Teuts, den entzückenden,
Den wonnetrunkenen Gedanken:
Joſeph der zweyte ſo groß! — Und unſer!

Und ſängen alle Barden der Kinder Teuts
In ihre beſten Harfen, er bliebe doch
Unausgeſungen der Gedanke.
Seelen empfinden allein die Süße

[6] Dem Göttlichen zu dienen, ſein Eigenthum
Und ſeiner Sorgen einziger Zweck zu ſeyn,
Der, voll des Vaters und der Mutter,
Eh noch die Wange ſich männlich bräunte,

Noch eh der Herrſcher Gold ihm vom Haupte ſchien,
Schon Herrſcher ſeiner Selbſten, entadelnden,
Oft thronerſchütternden Begierden
Niemals den himmliſchen Buſen aufſchloß;

Den, nur von Recht und Einſicht und Mäßigkeit,
Der Erdegötter ſchönſten Gefährtinnen,
Begleitet, an die Gränzen ſeines
Mächtigen Erbes, die Liebe ſeiner

[7] Getreuen hinzog, jegliches Ungemach
Verachtend, und zur kriegriſchen Arbeit ſich
Mit Luſt erhärtend; der im Frieden,
Aehnlich dem Adler am Felſengipfel,

Mit wachem Auge ruhet, und adlerſchnell
Auf Störer ſeiner Ruhe ſich niederſenkt.
Sie bluten, liegen, und der Sieger
Schwebet zurücke zum Felſengipfel.

Dann wirbelt heller Siegesgeſang ihm nach,
Geſtürmt in deutſche Sayten, und Joſeph horcht.
Nicht Sänger fremder Zungen, deutſcher
Heldenton reitze den deutſchen Herrſcher!

[8] Und kann der Ausbruch meiner Empfindungen,
Und meine Saytengriffe den Göttlichen
Nur einen Augenblick der hohen,
Erdebesorgenden Bürd' entlasten;

Dann soll dich, meine Scheitel! ein Eichenkranz,
Der Hauptschmuck deutscher Barden, verewigen,
Und junges Eichenlaub in jedem
Monde der Blüthen dich, Harfe! zieren;

Manch vaterländisch Bardenlied höret dann
Die langverwöhnte Donau, zur Abendluft,
Aus nahen Espenhaynen schallen,
Ihrem erhabenen Herrscher heilig!

Hr. Denis aus der G. J.
Lehrer am K. K. Theresiano zu Wien.

2 [9] Der Frühlingsabend.

Kein schönrer Frühlingsabend war
Vom Meere jemals aufgestiegen!
Die blätterreichsten Gipfel schwiegen,
Der sanftste West, den je ein Lenz gebahr,
Verhüllt in aetherleichtem Kleide,
Trug vom Olymp herab den holden Gott der Freude.

Ein wolkengleicher Kräuterduft
Von allen Thälern, allen Höhen,
Umfloh die schattigten Alleen.
Am Horizont, aus purpurrother Luft,
Siegprangte noch im goldnen Wagen
Der angenehmste Tag von allen Frühlingstagen.

Gemalt von eines Guido Hand
Schlief Venus neben mir auf Rosen,
Und Kränze schmückten sie von Rosen.

[10] Ein Liebesgott, der lächelnd vor ihr ſtand,
Rief ſeine flatterhaften Brüder,
Der frohen Träume Schaar, auf Venus Bruſt hernieder.

Und Chloe, meine Schöne, ſang
Manch ſüſſes Lied vom Tejer Greiſe,
Von Gleim, und Hagedorn, und Weiſe.
Nicht reitzender, erhabne Götter! klang
Die Laute Sapphos, wann ſie ſpielte,
Und Phaon zitterte, und jede Nerve fühlte.

Und Chloe ſchwieg, und küßte mich!
Ich ließ den Himmel in mich flieſſen,
Den ganzen Himmel in mich küſſen!
O Vater Zevs! Demüthig bitt' ich dich,
Verlängre dieſes kurze Leben:
Ich will Elyſium um ſolche Freude geben!

Hr. v. Gerſtenberg.
Roſenbaums Lieder Th. II.

[11] **Der arme Fiſcher.** 3

Dem Hochgeb. Grafen, Herrn Chriſtian Friedrich Reichsgrafen zu Stolberg-Wernigerode, bey ſeiner Vermählung geſungen von einem ehmaligen Fiſcher.

Am 12. Dec. 1768.

Auf jenem Felſen, weit und breit
Des blauen Ufers Schutz,
Ein Muſter der Beſtändigkeit,
Der wilden Wellen Trutz,
Sitzt, mit geſtütztem Haupt,
Ein armer Fiſcher, ach! ein Bild der Traurigkeit.
Wie zärtlich klagt er ſein Leid!

Die ſchönſte Nymphe ſeiner Zeit,
Die ſeine Nymphe war,
Kein Muſter der Beſtändigkeit,

Verließ ihn, heut ein Jahr!
[12] Und sie, die ihn verließ,
Ließ ihm ihr Netz zurück, o List! o Grausamkeit!
Wie zärtlich klagt er sein Leid!

Er klagt mit dumpfer Bangigkeit,
Und Busch und Meer ist still!
Vielleicht daß ihm sein banges Leid
Neptun belauschen will!
Ein blauer Triton schwimmt,
Und schilt, mit regem Haupt, der Nymphen Flüchtigkeit.
Wie zärtlich klagt er sein Leid!

Grausame, deine Grausamkeit
Hört sie nicht einmal auf!
Dein Herz ist Felsen, Gram und Leid
Hat keinen Halt darauf!
Du fliehst, wie Karp' und Asch
Vor Hecht und Lachsen flieht, vor meiner Zärtlichkeit.
Wie zärtlich klagt er sein Leid!

[13] Ich angelte mit Frölichkeit
Nach dir, du bißest an!
Und jetzt, o du Gerechtigkeit!
Was hab' ich dir gethan?
Daß sie mich fliehet, mich?
Und mich bestraft mit Stolz und mit Verächtlichkeit?
Wie zärtlich klagt er sein Leid!

Ein Jahr, ein Jahr, o Ewigkeit!
Floß ohne Freuden hin!
Ein Jahr, o Jammer! ist es heut,
Daß ich verlassen bin!
Das Netz, von ihr gestrickt,
Ließ sie zur Nahrung mir für meine Traurigkeit.
Wie zärtlich klagt er sein Leid!

Schwimmt, Fischchen, schwimmt in Sicherheit,
Sie fischt nicht mehr mit mir!
Kein Wasser, keine Frölichkeit,
Kein Sonnenblick ist hier!
[14] Ich armer Fischer, ach!
Mit ihr entfloh von mir die Lust zu fischen weit!
Wie zärtlich klagt er sein Leid!

Verwelkt ist meine Munterkeit,
Verfallen mein Gesicht,
Zurück kömmt mir in Ewigkeit
Die Lust zu fischen nicht!
O Liebe! du, mein Trost!
Mein Netz, mein kleiner Kahn war alles ihr geweiht!
Wie zärtlich klagt er sein Leid!

Der du den Armen allezeit,
Ach Amor! Hülf' ertheilst,
Der du mit Fischgeschwindigkeit
Sonst jedes Herz ereilst;
O Schimpf! o Schand'! o Spott!
Wenn dieses dir entflieht, und seiner Flucht sich freut!
Wie zärtlich klagt er sein Leid!

[15] Wie zärtlich klagt der arme Mann
Dem Himmel seine Noth!
Du Glücklicher! Ach! sieh ihn an,
Und danke deinem Gott!
Die Tugend liebtest du,
Die Tugend liebte dich. O seelig! liebet euch
Hinein ins Himmelreich!

Hr. Gleim.

[Vignette.]

4 [16] **Sinngedicht**
über den Eintritt der Venus in die Sonne.

Den 3. Jun. 1769.

Fürwahr ich thäte ſelbſt, wenn ich Cytheren hätte,
Was Phoebus jetzo thut — er geht mit ihr zu Bette.

Hr. Käſtner.

Antwort
5 **bey der Durchreiſe der königl. Braut von Preuſſen.**

Den 11. Juni 1769.

Die jugendliche Cypris hätte
Bey Phoebus jüngſt dein ſcharfer Blick geſehn?
Erſt heute ſah ich ſie zu ſeinem Roſenbette,
Geleitet von Minerven, gehn.

Th

[17] [Vignette.]

6 **Wir und Sie.**

Was that dir, Thor, dein Vaterland?
Dein ſpott' ich, glüht dein Herz dir nicht
Bey ſeines Nahmens Schall!

Sie ſind ſehr reich! Und ſind ſehr ſtolz!
5 Wir ſind nicht reich! Und ſind nicht ſtolz!
Das hebt uns über ſie!

[18] Wir ſind gerecht! Das ſind ſie nicht!
Hoch ſtehn ſie, träumen's höher noch!
Wir ehren fremd Verdienſt!

10 Sie haben hohen Genius!
Wir haben Genius wie ſie!
Das macht uns ihnen gleich

Sie bringen in die Wiſſenſchaft
Bis in ihr tiefſtes Mark hinein!
Wir thun's und thaten's lang!

Wen haben ſie, der, kühnen Flugs,
Wie Händel, Zaubereyen tönt?
Das hebt uns über ſie!

Wer iſt bey ihnen, deſſen Hand
Die trunkne Seel' im Bilde täuſcht?
Selbſt Kneller gaben wir!

Wann traf ihr Barde ganz das Herz?
In Bildern weint' er! Griechenland,
Sprich du Entſcheidung aus!

[19] Sie ſiegen in der finſtern Schlacht,
Wo Schiff an Schiff ſich donnernd legt!
Wir ſiegten da, wie ſie!

Sie rücken auch in jener Schlacht,
Die wir allein verſtehn, heran!
Vor uns entflöhen ſie!

O! ſähn wir ſie in jener Schlacht,
Die wir allein verſtehen, einſt dicht
Am blanken Stahl — wenn's ſinkt,

Wenn unſre Fürſten Hermanns ſind!
Cheruſker unſre Heere ſind,
Cheruſker, kalt und kühn!

Was that dir, Thor, dein Vaterland?
Dein ſpott' ich, glüht dein Herz dir nicht
Bey ſeines Nahmens Schall!

Hr. Klopſtock.
Wien. Schrift. z. Vergn. u. Unter.
1769.

7 [20]

Gemälde eines kleinen Mädchens.

Roſette hat ein Haar, ſo dunkel, als der Schleyer
Von einer ſternenloſen Nacht,
Ein ſchwarzes Auge, das ſchon Feuer
Und Anmuth blinket, wenn ſie lacht,
Ein Mündchen niedlich aufgeſchwollen,
Und einen kleinen runden Arm,
Um welchen ſich dereinſt ein Schwarm
Von Liebesgöttern drängt, die ſie begleiten wollen,
Wenn ſie vor ihrer Mutter geht,
Und Blumen in dem Hayne findet,
Und mit dem Kranze, den ſie windet,
Der keuſchen Stirne Reitz erhöht.

Fr. Karſchin.

8 [21]

Drey Erzählungen.

I. Aus der Hölle.

Im Dunkeln jener Zeit, von der mit kühnem Dichten
Kein feiler Hozier uns wagt zu unterrichten,
Verlohr ſich Arnolfs Stamm; den wilden Saladin
Sah, an des Jordans Strand, ſein tapfrer Ahnherr fliehn,
Und dieſes Ahnherr ward beym groſſen Carl zum Grafen;
Es zitterten vor ihm die Sachſen und die Slaven.
Ein Heilger ſelbſt war ihm vom Vater her verwandt,
Doch Arnolf kam nicht hin, wo er den Heilgen fand;
Er half ſein Vaterland bey zwanzig Jahr verderben,
War Liebling ſeines Herrn und ſtarb — wie Reiche ſterben.
[22] Hochſeelig pries ihn zwar geweihter Lippen Spruch,
Doch wahrer ſprach von ihm gepreßter Layen Fluch;

Wo Baur und Excellenz der Thaten Lohn empfinden,
Mußt' er, zum schlechten Trost, noch seinen Kutscher finden;
Der fragt erstaunungsvoll nach Arnolfs Missethat?
Ein Sohn, war Arnolfs Wort, für den ich alles that;
Ihn, und mein alt Geschlecht durch ihn, erhöht zu wissen,
War mir kein Unrecht groß, und dafür muß ich büssen.
Du aber guter Hanns, weswegen bist du hier?
„Herr, sprach der Kutscher drauf, der Sohn, der war von mir."

* * *

Die Fabel wird wohl nicht auf unsern Adel passen;
Denn der verdammt sich nicht, um Kinder reich zu lassen.

[23] II. Aus unsrer Welt. 9

Der gebannte Kobolt.

Eine Geschichte, die sich zwischen 1759—1762. mehr als einmahl zugetragen hat.

Zu Carpzovs frommer Zeit, die Hexen noch verbrannte,
Eh sie Thomasius, der Atheist! verbannte,
Beherrscht' ein Höllengeist ein groß und prächtig Haus;
Vor seinem Wüten floh der Eigner gern hinaus,
Zum Exorcisten hin; der soll mit Seegensprechen,
Mit Sprengen — was weiß ichs? die Wuth des Feindes brechen.
Doch für das Ungethüm war seine Kunst zu schwach;
Es lacht noch ungestöhrt vom Keller bis ins Dach.
[24] Hier, sprach er, sollst du doch nicht länger bleiben können,
Wärst du Beelzebub! und ließ das Haus verbrennen.
Die Balken glimmten noch, so stand der Kobolt drauf;
Und über Asch und Schutt eilt des Beschwörers Lauf;

Und sollte das Gespenst aus den Ruinen weichen,
So mußte sich mit ihm der Hausherr noch vergleichen.

* * *

So ward in dir, mein armes Vaterland,
Zur Zeit der Lohmannin, der böse Feind gebannt.

[Holzstock.]

10 [25] III. Aus dem Himmel.

Rufin, am Himmelsthore.

Am Himmelsthor, sollt' auf Sankt Peters Fragen
Rufin Bericht von seinem Glauben sagen;
„Bey Hofe nimmt man gern des Königs Meynung an,
„Im Lande glaubt' ich so, wie jeder Unterthan."
Freund deine Weisheit muß ich loben.
Doch zweyerley zu seyn, gilt nicht bey uns hier oben;
Dir würd', als Unterthan, der Himmel offen stehn,
Ins Fegefeur mußt du als Hofmann gehn.

Indem sich nun Rufin bedacht,
Hat Peter schon die Thüre zugemacht;
Doch war er drum nicht ganz verlohren,
Ihm öfnet Ariost das Paradies der Thoren.

Hr. Käſtner.

11 [26] Der Frühling.

1769.

[Mit Musik von Georg Benda.]

Der Hauch allmächtger Liebe,
Der in die Wesen fuhr,
Beseelete die Triebe
Der schlafenden Natur;

Es wurden schon die Schatten,
Es duftete der Pfad,
Den Flora, von dem Gatten
Verfolget, jüngst betrat.

Blauäugichte Amoene,
Ertönete mein Lied,
Verändert ist die Scene,
Der rauhe Winter flieht;
Kein Nordwind drohet weiter
Der zarten Haut Gefahr,
Ein West, wie du so heiter,
Spielt um dein blondes Haar.

[27] Des Frühlings erste Blume,
Komm, suche sie mit mir!
Zu Venus Heiligthume
Bring ich sie dann mit dir;
Dort werde sie zum Lohne
Des Dichters aufgehängt,
Der einst in Kleistens Tone
Den jungen Lenz empfängt.

Dann schleichen wir zur Laube,
Bey meiner Flöte Schall;
Dort girrt die Turteltaube,
Dort ächzt die Nachtigall;
Da wollen wir im Kühlen,
Des Neides Aug' entrückt,
Die Macht der Liebe fühlen,
Die alles itzt beglückt.

Sie theilte das Verlangen,
Das meine Brust empfand,
Es glüht' auf ihren Wangen,
Es schlug in ihrer Hand;

[28] Doch ſchnell erfüllten Zähren
Mißtrauiſch ihren Blick,
Mit jungfräulichem Wehren
Zog ſie die Hand zurück.

Was? rief ich, bebt Amoene
Vor unſchuldvollem Scherz?
O, trockne dieſe Thräne!
Du kenneſt Damons Herz,
Auch in verſchwiegnen Lauben,
Wie jene Quelle, rein,
Und ohne Falſch, wie Tauben,
Und ganz, Amoene, dein.

T.

[Vignette.]

12 [29] An Herrn Quanz,

erſten Kammermuſikus des Königs.
Beym Antritt ſeines ſiebzigſten Jahres.

Berlin. 30. Jan. 1766.

Die Flöte, Freund, die dir Harmonia gegeben,
Und die dein Mund ſo voll, ſo rein, ſo ſüß geſpielt,
Und die dein unbeſcholtnes Leben
So lange jugendlich erhielt,
Erhalte ferner dir Hand, Blut und Athem leicht
Und Geiſt und Auge helle,
Bis du des muntren Fontenelle
Gedoppelt Stufenjahr erreicht.
Ach! übertriff ſo weit (dies wünſch' ich deiner Tugend)
Des alten Dichters immer grüne Jugend,
Als deiner Flöte Kunſt ſein kleines Haberrohr,
Und ſpiele noch alsdann dem Friedrich-Neſtor vor.

[30] **An den General von Stille,** 13
welcher ein Gedicht auf den König verlangte.
1748.

Dem Könige, dem groſſen Geiſt,
Den alle Welt aus einem Munde preißt,
Den alle Völker wohl zum König haben wollten,
Dem alle Könige nachahmen ſollten,
Der Held iſt, Philoſoph, und Dichter, und zugleich
Der beſte Menſch in ſeinem Reich,
Der alles Lob verdient, das man nur geben kann,
Auf den fing ich ein Loblied an;
Monarch! ſang ich, und weiter nicht;
Er ließt ja doch kein deutſch Gedicht.

Hr. Gleim.

[31] **Laura.** 14
Am Morgen nach ihrer Brautnacht.
1769.

Ein wenig blaß, doch ſchön, wie die belohnte Liebe,
Vom ſüſſeſten der Träume kaum erwacht,
Schleicht ſie zum Garten; doch iſt für des Morgens Pracht
Ihr ſchmachtend Auge noch zu trübe.
Ihr Damon ſieht ein Kind der letzten Nacht,
Ein Röschen, eilt und bringt es ihr und lacht,
Und küſſet ſie und ſpricht: O Laura, meine Liebe!
Wann bringſt du mir ein Kind der letzten Nacht?

T.

[32] **Agathe.** 15

Mein iſt der Sieg! Agathe liebet mich!
Sie war zu ſchwach bey unſerm Streite.
Wir waren ganz allein, Gott Amor, ſie und ich,
Und Amor war auf meiner Seite.

A.

16 **An Amalchen.**

Bey Ueberreichung einer Roſen-Knoſpe.

Dies Röschen in der Knospe noch verhüllt,
Der Unſchuld deines Alters Bild,
Eilt ſeinen Schweſtern vorzubringen,
Um ſeinen Opferduft am erſten dir zu bringen.

T.

17 [33] **Lied.**

Endlich, endlich doch einmal
Wurde ſie von meiner Qual
In dem innerſten gerühret,
Und in dieſes ſchöne Thal
Von der Liebe ſelbſt geführet!

Einen ſüſſen Augenblick
Mir zu geben, welch ein Glück!
Ließ ſie ſich auf Blumen nieder.
O du ſüſſer Augenblick!
Wann beſeeligſt du mich wieder?

Wonne, die die Lieb' ertheilt,
Weggeflohen, unverweilt,
Dir will ich ein Liedchen dichten;
Aber, o ihr Blümchen, eilt,
Eilt euch wieder aufzurichten!

[34] Eiferſucht iſt ſelten weit,
Und die kleinſte Kleinigkeit
Kann ſie leicht in Harniſch jagen.
Blümchen, unſre Seeligkeit
Müßt ihr keinem wiederſagen.

Hr. Gleim.

Auf die deutsche Uebersetzung der neuen Heloise. 18

Das Schicksahl Abaelards hat auch St. Preux erlitten:
Der ihn uns Deutschen gab, wie hat er ihn verschnitten!

Hr. Kästner.

Frag und Antwort. 19

Wer tadelt dich und mich?
Der andre Fehler hat, mein Freund! als du und ich.

[35] Trinklied. 20

Wer will heute nicht erliegen?
Wer erhält sich noch Verstand?
Amor trat, ihn zu besiegen,
Mit Lyaeen in ein Band.

Daß ich nicht durch Flucht entrinne,
Wachet überall ein Scherz.
Bacchus raubet mir die Sinne,
Amor raubet mir das Herz.

Bacchus, wenn ich dich verhöhne,
Wenn ich seufze, so verzeih;
Meine Seufzer weckt Amoene.
Sieh ihr Auge, sprich mich frey!

T.

[36] Ueber die Romanze Hermin und Gunilde. 21

Hermin verstand Gunilden nicht,
Als sie von jenem Stein, der an dem Berge lag,
Nur allegorisch mit ihm sprach,
So wie noch jetzt ein kluges Mädchen spricht.
O! wär an mich von ihr der Antrag doch gekommen!

Ich hätte, für den schweren Stein,
Der will ja nicht getragen seyn,
Ich hätte sie auf meinen Arm genommen,
Und ohne lang nach ihrem Sinn zu fragen,
Sie selbst den Berg hinangetragen.

b. H

22 [37] Ode an eine Witwe.

Was für ein eitler Wahn von Treue
Für deines Mannes Aschenrest!
Ein Wahn, der dich, mit später Reue,
Dein schönstes Glück verkennen läßt.
Als er dem Schicksal folgen müssen,
Das seiner Tage Ziel verkürzt,
Hat Hymen nicht den Kranz zerrissen,
Die Hochzeitfackel umgestürzt?

Was soll dies düstre Todtenzimmer,
Wo stets die Schwermuth mit dir wacht?
Und dieser Lampen bleicher Schimmer,
Noch fürchterlicher als die Nacht?
Umringt mit Schrecken, taub zur Freude,
Von falscher Zärtlichkeit gequält,
Hast du zu deiner Augenweide
Dir eine Todtengruft gewählt?

[38] Noch siehst du dir auf allen Wegen
Die Grazien zur Seite gehn,
Noch flattert Amor dir entgegen,
Blick ihn doch an: wie jung, wie schön!
Die ausgestreckten Arme sagen,
Es sagt sein nasses Angesicht:
Halt ein mit Weinen und mit Klagen,
Dein Ehegatte hört dich nicht.

Ein ganzes Jahr getreuer Zähren
Schafft seinem Geist im Grabe Ruh,

Doch haſt du deinen Gram zu nähren
Ihm angelobt, und folgeſt du
Der Heldinn aus dem Alterthume,
Der keuſchen Frau von Epheſus,
So ſpiele, dem Petron zum Ruhme,
Nicht nur den Anfang, auch den Schluß.

[39] Durchſuche jegliches Jahrhundert!
Sprich, wie viel Artemiſien
Von zwanzig Jahren ihr bewundert
In euren Witwenchronicken?
Je gröſſer ihre Schmerzen waren,
Je höher ward ihr Kuß geſchätzt.
Bekam nicht Hektorn in fünf Jahren
Andromache zweymal erſetzt?

Sichäens Witwe, wirſt du ſagen,
Die junge Dido ſchreckt mich ab.
Sie fand, gefeſſelt an dem Wagen
Des falſchen Lieblings, bald ihr Grab. —
Ach! Nymphen, die ſo gröblich fehlen,
Die klagen nur ſich ſelber an.
Wer wird ſich einen Liebling wählen,
Der weiter nichts als ſeufzen kann?

[40] Warum gab Dido ſich zuſammen
Mit dieſem frommen Pilgersmann?
Der, als er glücklich Trojens Flammen,
Und Agamemnons Schwerdt entrann,
Die Götzen alle mit ſich brachte,
Den Vater auf den Rücken hing,
Die Hand dem Kinde gab, und machte
Daß ſeine Frau verlohren ging.

Ein ſeeliger Geſtirn behüte
Den Tag, da du der Königinn
Von Paphos deiner Jahre Blüthe

Zum Opfer wiederbringst. Seht hin!
Der Altar raucht, die Funken springen:
Jetzt scheint das Opfer doppelt schön:
Jetzt wird es Amors Glut verschlingen:
Wohl! das Geheimniß ist geschehn.

[41] Nun schwärmt ein Chor von muntern Knaben
Um den Altar, voll trunkner Lust:
Und, die den Gürtel von sich gaben,
Die Grazien, mit ofner Brust,
Vermischen ihre süssen Lieder
Mit diesem kunstlos schönen Reyhn.
Auf Wolken fährt Cithere nieder
Und athmet deinen Weihrauch ein.

Ein grosser König verlangte, im vorigen Kriege, von einem bekannten deutschen Gelehrten, die Uebersetzung der vortrefflichen Ode des Rousseau an eine Witwe. Die Probe gerieth, wie sie von ihm gerathen muste. Diese Uebersetzung ist bey der Gelegenheit entstanden. Wir wollen die Bescheidenheit der neuen hamburgischen Zeitung, aus der wir sie entlehnen, nachahmen, und den grossen Dichter nicht nennen, dem wir sie zu danken haben.

23 [42] Avar.

Avar stirbt und vermacht dem Spittel All das Seine:
Damit sein Erbe nicht verstellte Thränen weine.

N. Hamb. Zeit.

24

Geht fleissig hin ins Auditorium,
Da seht ihr manches Stück, das Männer nur agiren;
Gelehrt heißt man es: disputiren,
Und gar: ein Specimen ediren;
Die Rollen lesen sie, doch nein, sie buchstabiren,
Die Hauptperson ist immer stumm;
Der Autor sollte nur souffliren,
Spricht aber lauter als die Helden rund herum.

Hr. Kästner.

[43] Ein Schauſpielhaus, was ſonſt? iſt dieſe Welt, 25
Wo jeder ſich in ſeiner Rolle zeiget,
Wo Narr, Praelat, Miniſter, König, Held
Im Flitterſchmuck ſtolz auf die Bühne ſteiget.
Wir ſchlechtes Volck, von Groſſen klein geſchätzt, 5
Sehn, unbemerkt, im letzten Rang verſetzt,
Vom Paradies die ſpielenden Perſonen;
Doch müſſen wir durch unſer Geld ſie lohnen,
Und wird das Poſſenſpiel ſchlecht vorgeſtellt,
So lachen wir ſie aus für unſer Geld. 10

T.

[44] **Schlegels Grabſchrift.** 26

1764.

Er ſtarb, der Genius vom tragiſchen Cothurne.
Noch liegt Melpomene gebückt auf ſeiner Urne,
Giebt ihren Lieblingen nur ſelten einen Blick
Und denkt an Schlegeln ſtets zurück.

A.

Seufzer in einer Krankheit. 27

Hier lieg' ich ſchwach und ſiech;
Und, ach! die alte Sophilette
Weicht keinen Schritt von meinem Bette!
O! daß der Himmel mich
Von beyden Uebeln bald errette. 5

N. Hamb. Zeit. 1767.

[45] **An Mad. Schulz.** 28

Bey der Rolle der Pelopia.

Berlin. 1769.

O, die du ſonſt umgeben
Von jungen Göttern, kömmſt,
Und, ſchön im Tanz zu ſchweben,
Die ſchlanken Arme ſtemmſt
Auf vollgebaute Hüften, 5
O Wunder! jüngſt erklang

Dir Beyfall in den Lüften,
Drey groſſe Stunden lang;
Als du, mit Blick und Mienen
Und wilder Schritte Lauf,
Der Göttin gleich geſchienen,
Die von dem Styx herauf
Zur Menſchenplage ſteiget,
Und ſträubend Schlangenhaar
Um tiefe Schläfe beuget.
In deiner Stimme war
[46] Verzweiflung, Schmerz und Schrecken,
Wuth, Raſerey und Stolz;
Bey deinem Händeſtrecken
Erbebte Stein und Holz;
Bey deinem Degenzücken
Fuhr uns ein Dolch durchs Herz;
Bey deinen Sterbeblicken
Betraf ein kalter Schmerz
Die Seelen, die zum fühlen,
Wie Wachs, geſchaffen ſind.
Dich hat zu Trauerſpielen
Der ſchönen Venus Kind
Unfehlbar unterwieſen,
Und dich den Ton gelehrt,
Den er betrübt vor dieſen
Hat von ihr ſelbſt gehört;
Als ſie durch Hayn und Hecken
Mit nacktem Fuſſe lief,
Und, voll von Schmerz und Schrecken:
Adon! Adonis! rief.

Fr. Karſchin.

[47] [Vignette.]

29 Ueber die kleinen Verſe an Herrn Jacobi.

Die groſſen Verſe, welche man
Auf einem groſſen Ambos ſchmiedet,
Warum ich die nicht leiden kann?

Man ließt sie nicht, man wird ermüdet!
Die aber Freund von deiner Art,
Die ungern leere Räume füllen,
In welchen dir um meinetwillen,
Mir einen kleinen Wunsch zu stillen,
Die Muse Lieder offenbart,
[48] Von welchen hundert in dem Bart
Von deinem Winter sich verhüllen;*)
Die kleinen Dingerchen, die sich
Gefällig zu Gedanken schmiegen,
Zwar nicht bis an den Himmel fliegen,
Jedoch auch nicht, dahin verstiegen
Und dann gestürzet, jämmerlich
Zerschmettert auf der Erde liegen,
Die kleinen Dingerchen lieb' ich!
Sie pflegen sich mit Artigkeit
In das Gedächtniß einzuschleichen,
Darin zu bleiben, und nicht weit
Den grossen Versen auszuweichen.

Erhaben ist der Adler; ihn
Verehr' ich, aber Furcht und Grauen
Befällt mich, seh' ich seinen Klauen
Die Blitze Jupiters entfliehn.
Sein Donner störet meine Ruh:
So grosser Lerm! Wozu? Wozu?

[49] Das Täubchen, das Anakreon
Hinfliegen ließ aus seinem Städtchen,
Zu seinem Freund und seinem Mädchen,
Das liebet dein Gliphaestion.

Sanftschwebend kömmt es angeflogen,
Ein Blättchen bringt es, keinen Bogen,
Und auf dem Blättchen stehen sie,

*) Briefe von Hr. Jacobi S. 56.

Die kleinen Verse, die bescheiden
Gern neben sich die grossen leiden;
Gelesen werden sie mit Freuden,
Gelobt wird ihre Harmonie,
Und dann zuletzt vergleich' ich sie
Den kleinen Amorn eines Weisen.
Das Täubchen hört es, sieht mich an,
Und scheint zu fragen, soll ich dann
Nicht wieder bald nach Halle reisen?

Hr. Gleim.

30 [50] Lied bey einer Wiege.

1766.

Schlaf' immerhin die erste Zeit des Lebens;
Dir gab die gütige Natur
Den Hang zur Ruhe nicht vergebens,
Drum schlafe, Kleiner, schlafe nur.

Noch athmest du, frey von des Lebens Sorgen,
Vom Joche des Gewissens frey,
Noch ist dir Abend, Nacht und Morgen,
Und jedes Schicksal einerley.

Noch wohnt auf deinem Rosenmund das Lachen,
Noch winkt dir alles Freude zu;
Doch schrecklich wirst du einst erwachen,
Aus dieser unschuldvollen Ruh.

[51] Dann fühlest du der Qualen Mutter, Liebe;
Sie fesselt dich durch falsche Lust,
Doch mit ihr stürmen tausend Triebe,
Gleich Meereswogen, durch die Brust.

Dann zählest du die Tage nach den Thränen,
Dann lockest du die spröde Ruh
Umsonst durch Saytenspiel und Sehnen;
Bringst schlaflos öde Nächte zu.

O güldne Zeit, da mit geheimen Biſſen
Kein Gram den ſtillen Buſen nagt;
Und Ueberlegung und Gewiſſen
Vor keinem Richter uns verklagt!

Auch ich war klein; zu meiner Plage
Erwuchs ich Armer zu geſchwind;
Betrübt denk' ich zurück und klage:
Ach Himmel, wär' ich noch ein Kind!

G.

[52] **Tarquin und Lucrezia.** 31

Romanze.

Da, wo der Tiberſtrom ſein Gold,
Durch Au'n, die immer grünen,
In hundert Labyrinthen rollt,
Vertieft' ich mich, eh' ich's gewollt,
In ſchaudernden Ruinen.

Da fand ich eine Schilderey,
Halb durch die Zeit verzehret,
Ich rieth nicht lange, was es ſey;
Auf einem Täfelchen dabey
War alles ſchon erkläret.

Ach! es war die Begebenheit
Lucrezens mit Tarquinen;
Ich ſinge ſie der künft'gen Zeit;
O möcht' ich ihre Dankbarkeit,
Für meine Müh verdienen!

[53] Gefühlvoll war Lucrezia,
Wenn Pflichten ſie nicht banden;
Tarquin entbrannt', als er ſie ſah,
Nur war ihr Unglück, ſiehe da!
Daß ſie ſich nicht verſtanden.

Berauſcht von kühnen Phantaſeyn,
Geſalbt wie Nachttiſchhelden,
Drang er einſt in ihr Zimmer ein;
Vorzimmer pflegten nicht zu ſeyn,
Auch ließ man ſich nicht melden.

Sie ſetzt ſich bald in Poſitur,
Und eilt mit matten Schritten,
Nach ihrer Schelle; hätt' er nur
Nicht ſelber insgeheim die Schnur,
Zum Unglück, abgeſchnitten.

Er ſchwört ihr ungefälſchte Treu,
Er ſtellt ſich rein und ehrlich,
Und ſinkt auf ſeine Knie dabey;
Man ſagt, in dieſer Stellung ſey
Ein Jüngling ſehr gefährlich.

[54] Sein Frevel ſteigt zu größrer Höh;
Sie ſchreyt ſich auſſer Oden,
Und gleitet, fällt aufs Canapee;
So ſchwer iſts, daß man feſte ſteh
Auf unbedecktem Boden.

Wenn wir die Ehrfurcht ſo entweihn,
Schweigt nie ein Mädchen ſtille;
Doch der muß doppelt ſtrafbar ſeyn,
Dem ihre Blicke nicht verzeihn
In des Vergnügens Fülle.

Zu Tode will Lucrezia
Vor Reu' und Schaam ſich quälen:
Es glückt ihr; lebloß liegt ſie da!
Ach! unter unſern Weibern ſah
Man nie ſo ſchwache Seelen.

T.

[Holzstock.]

[55] Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande 32
Sophiſtenſchwärme her zu ſeinem Unterricht.
Ein Plato lebt' in ſeinem Lande
Und dieſen kannt' er nicht.

Hr. Käſtner.

Der Autor der Pücelle. 33

Nach dem Griechiſchen.

Den Legionen in der Hölle
Las Beelzebub Voltairs Pücelle,
Und jeder Teufel war ganz Ohr;
Ihr ſchmeichelt keinem Adamsſohne,
Sprach Lucifer vom Flammenthrone,
Er ſchrieb nur; Ich ſagt' es ihm vor.

Hr. Käſtner.

[56] [Vignette.]

Germanikus und Thusnelda. 34

Germanikus.

Biſt du, wie es dein Blick, dein ſtolzer Anſtand
Mir verkündigt, biſt du Armins Gemahlinn,
Der zum Land der Cherusker
Vom Kapitole den Donner rief?

[57] Der traf! Du biſt's zuerſt, die nun Auguſtus
Zum Sühnopfer ergreift! Die allgerechten
Götter ſchlagen den Mann nun
Der zum Verderben den Seegner zwang.

Du antworteſt mir nicht? Wie dieſer Buſem
Vom verhehlten Stolz ſchwillt! Was blickſt du drohend
Auf den Schooß? Itzt noch ſtolzer!
Sieh mich an — Rede Cheruskerinn!

Thusnelda.

Daß nicht, Römer, das Kind hier unterm Herze
Dieſes Prahlen vernimmt! Der Adlerſieger,
Der mit fünf Legionen,
Hermann, ha! deine Thusnelda fing!

[58] Fing? Ach! Stehet er nicht dort, der gebunden
Uns dir brachte, du Held? Er war, ach! einſt war
Er mein Vater! O Hertha,
Räche die einzige Thräne nicht!

Germanikus.

Wahrlich du haſt ein Herz, ein Römer ſagt's dir
Einer Römerinn wehrt! Laß dieſes ſprechen,
Wär' ich Armins Gefangner,
Sage, was würd' der Cherusker thun?

Thusnelda.

Dich erwürgen! Ich dacht', du hätt'ſt den Altar,
Am Altar die Trophäen, da die Gebeine
Der Tribunen geſehen,
Die von den Opfern Odins zeugen.

[59] Germanikus.

Hier ſprachſt du dein Urtheil! Jedoch vernimm mich!
Es ſagt Caeſar, durch ihn die Götter, welche
Rom verehret; ich ſiege,
Wohl dem Beſiegten zu thun! Sey frey!

Sag', kömmſt du zu Armin: was wütheſt du doch
Wieder dich und dein Volk? Germanikus giebt
Deinen Küſſen mich wieder!
Wieder den Sohn! Sey ein Freund von Rom!

Thusnelda.

Weg mit Freyheit von dir! Fluchst du dem Gott nicht,
Der Augustus hieß, und zwölf Legionen
Sandt', ein Volk zu zerstreuen,
Das seinen Nahmen nie hörete?

[60] Und ich sollte dies Volk, weil du mich frey giebst,
Zu Anbetern von ihm erniedrigen? Nein!
Ich sey deine Gefangene,
Bis mich mein Hermann — Er wird's — erlößt!

Zürch. freym. Nachr. 1760.

Auf = = = 35

der sich mit der Messiade in der Hand malen ließ.

Fürwahr ein schönes Bild! ein Bild, das klüger ist
Als sein Original, weil es — den Klopstock liest.

A.

[Holzstock.]

[61] An den Herrn von Aderkaß. 36

Am 9. Nov. 1760.

Als der Graf von Wernigerode sein funfzigjähriges Regierungsfest beging.

Freund, dein geliebter Christian Ernst,
Von dem du alte Weisheit lernst,
Der Menschenfreund, der edle Greiß,
Der Fürsten und der Menschen Preiß,
Der macht, daß inniglich sich heut
Gemahlinn, Sohn, und Enkel freut,
Und Enkelinnen, in Gestalt
Der Tugend, wie sie Rode mahlt,
Und eine Fürstinn, die vergißt,
Daß sie, durch holde Freundlichkeit,
Und christliche Vollkommenheit,
Ein Engel unter Menschen ist,

Die es nicht weiß, die aber irrt,
Und deſto mehr ein Engel wird;
[62] Der Heucheley und Heuchler Feind,
Ein frommer Mann mehr iſt als ſcheint;
Der, insgeheim in ſich verſenkt,
Gottwürdige Gedanken denkt,
Ganz Andacht, ganz Religion
Hinfällt vor Gott und ſeinem Sohn;
Der ſeufzt, daß von der ganzen Welt
Sein Gott nicht gleichen Dienſt erhält,
Sein Gott, den mancher Malabar
Ihm nur verdankt, weil er es war
Durch den zu ihm ein Lehrer kam,
Der ſeinen Gott von Holz ihm nahm;
Der aller Völker Weisheit kennt,
Der aller Weiſen Nahmen nennt,
Wenn ſie in ſeinem Bücherſaal
All' um ihn ſtehn, in groſſer Zahl;
Der jeden Tag verlohren ſchätzt,
In welchem, wenn er bey der Nacht
Des ganzen Tages Rechnung macht,
Ihn keine ſchöne That ergötzt;
Der keinen Wunſch für gröſſer hält
Als den, zu ſeyn die Luſt der Welt;
[63] Der ſich darauf verlaſſen kann,
Daß jeder treuer Unterthan
Heut klaget, daß er ſterblich iſt;
Der, den ehrwürdig graues Haar
Schön ziert, der ſeinem Gott gefällt —
O! Hätte der die funfzig Jahr
Regiert die ganze Welt!

Hr. Gleim.

37 Die Diebinn.

Kaum ſieben Jahr konnt' Iris zählen,
So wußte ſie voll Liſt zu ſtehlen;
Die kleine Hand griff, was das Auge reitzte;

Nicht daß ſie's zu beſitzen geitzte;
Nur über deſſen Qual, der ſie beraubt, zu ſcherzen,
Entführt ſie Obſt als Kind, und nimmt erwachſen Herzen.

Hr. Käſtner.

[64] **An zwey Ritter.** 38

Geliebtes Paar, den edlen Tyndariden
An jugendlicher Kraft, an treuer Freundſchaft gleich;
Euch ſey vom Vater Zevs ein beßres Looß beſchieden;
Genießt des Lebens Glück, in ungeſtöhrtem Frieden,
Und wenn euch Roß und Wein und Nymphen einſt ermüden,
Schifft nach Elyſium zugleich.

T.

Nach dem Tode ſeiner Gattin. 39

1758.

Ort, der mir nur Verdruß ſtatt Glück und Ruhe gab,
Nichts werthes haſt du mir, als meines Hannchens Grab!

Hr. Käſtner.

[65] **An Daphnen.** 40

Mit der Mutterliebe Schwingen
Wärmt die Nachtigall das Ey;
Männchen füttern ſie und ſingen
Von der Seegenskraft im May.

Schäferinnen, die ſchon wiſſen,
Wie ſo ſüß Gott Hymen ſey,
Singen Schäfer, unter Küſſen,
Von der Seegenskraft im May.

Nur Amyntas ſitzt im Schatten
Düſterer Melancholey;
Tröſte, Daphne, deinen Gatten,
Schenk' ihm einen Sohn im May;

Der, von Göttern auserkohren,
Eures Herbstes Wonne sey!
Cypris ward im May gebohren,
Und gebahr den Sohn im May.

T.

41 [66] Eine mütterliche Warnung.

Victorien hört' ich jüngst ihren Sohn belehren:
„Fritz, sieh die Mädchen an, als ob es Gänse wären!"
Madam, sprach ich, Sie kennen ihr Geschlecht;
Folgt Ihnen Fritz, so denkt er meistens recht.

Hr. Kästner.

42 Amor, schlafend.

Still, ihr Schönen, schweiget, schweiget!
Dort, wo Zephyr leise spricht,
Wo die zarte Myrte sich
Schattend über Blumen neiget,
Dort schläft Amor; sehet ihr ihn nicht?
Seiner Heldenthaten müde
Schläft er. Gönnt zur Ruh' ihm Frist!
Denn, wenn Amor schläft, so ist
Auf der ganzen Erde Friede!

Hr. Gleim.

43 [67] Lied in einer Sommernacht gesungen.

1769.

Schlafe nicht! Die Liebe harrt, Amoene,
Wachsam noch auf deine Silbertöne.
Holde Ruh schwebt schattend auf der Flur;
Singe noch ein Schlaflied der Natur!

Ach! es schwieg schon lange Philomele;
Singe mir Entzücken in die Seele!
Sorgen fliehn mit flügelschnellem Lauf —
Löse mich in Lieb' und Wollust auf!

Jeden Ton laß mich Berauſchten trinken,
Schmachtend dann an deinen Buſen ſinken,
Biß die Flur mit lautem Dank erwacht,
Und der Tag im güldnen Oſten lacht!

T.

[68] **Das ſchlafende Mädchen.** 44

Im Frühlingsſchatten fand ich ſie;
Da band ich ſie mit Roſenbändern:
Sie fühlt' es nicht und ſchlummerte.

Ich ſah ſie an; mein Leben hieng
Mit dieſem Blick' an ihrem Leben:
Ich fühlt' es wohl und wußt' es nicht.

Doch lispelt' ich ihr ſprachlos zu,
Und rauſchte mit den Roſenbändern:
Da wachte ſie vom Schlummer auf.

Sie ſah mich an; ihr Leben hieng
Mit dieſem Blick' an meinem Leben,
Und um uns ward's Elyſium.

Roſenbaums Lieder fürs Clavier. II. Th.

[69] **An die Nachtigall.** 45

Ich denk' an meinen Kleiſt, o liebe Philomele,
Vergebens ſingeſt du!
Du ſingſt ihn nicht hinweg, den Gram aus meiner Seele,
Ich höre dir nicht zu!
Kein Kleiſt iſt auf der Welt, die Welt iſt mir zu enge,
Vergebens ſingeſt du!
Wenn mir ein Engel itzt, wenn mir Eloa ſänge,
So hört' ich ihm nicht zu!

Hr. Gleim.

46 Vergleichung.

Mein Mädchen, meine Uhr, worinn vergleich' ich die? —
Die zeigt die Stunden an, bey der vergeß' ich sie.

A.

47 [70] Ueber den Gebrauch der Alten, geröstetes Korn zu opfern.

Gen Himmel wand auf Roms Altären
Sich heil'ger Dampf gefangter Aehren;
Das Opfer kennt noch manches Land:
Der Stutzer und Coquetten Götzen,
Dem Müssiggange, den Geschwätzen
Wird auch bey uns Caffee gebrannt.

Hr. Kästner.

48 An Doris.

Ein Apfel stiftete vor Alters in der Bibel
Und in der Ilias, o Doris! alles Uebel!
Und warlich, warlich, glaub' es mir:
Von deiner Schönheit eingenommen,
So sehr als ich es bin von ihr,
Hätt' Adam ihn von dir genommen,
Gegeben hätt' ihn Paris dir.

Hr. Gleim.

[71] [Vignette.]

49 Lied.

[Mit Musik von Disma Hattasch.]

Noch kannt' ich nicht der Liebe Macht;
An Blicken, und an Rosenwangen
Blieb ohne Falsch mein Auge hangen;
Weh mir! Da war es lauter Nacht
In meiner oeden Seele.

Da gab mir Doris das Verboth:
Beſchleiche mich nicht in den Buchen!
Ich fand ſie, ohne ſie zu ſuchen.
Heil mir! Da ward es Morgenroth
In meiner trüben Seele.

[72] Als ſie vom Mond' umſchimmert lag,
Ließ ich mich furchtſam bey ihr nieder,
Und küßte ſie; ſie küßte wieder.
Heil mir! Da ward es voller Tag
In meiner hellen Seele.

Nun lieb' ich ſie bis in das Grab;
Und bleib' ich ihres Herzens Freude,
So ſenket einſt im Roſenkleide
Des Alters Abend ſich herab
In meine heitre Seele.

Doch wenn ſie meiner Treue lacht,
So wird Verzweiflung mich umſtürmen,
Und Wolke ſich auf Wolke thürmen;
Dann wird es ewig wieder Nacht
In meiner dunkeln Seele.

T.

An Stax.

Ich gönne dir dein reiches Vaterland.
Du zählſt nach ſchwerem Geld — ſo iſt auch dein Verſtand.

D.

[73] **Als ein Frauenzimmer eine Ode aus dem Horatz ſang.*)**

Hannover. 1756.

Fühlend, gelehrt für die Luſt, die Flaccus und Naſo gewähren,
Sang ich doch ſelten ein römiſches Lied;

*) Integer vitae etc.

Lachte, wenn Chriſt*) uns befahl: „iſt Ewigkeit euer Begehren,
Franken! ſeyd um ſie lateiniſch bemüht!“

Daß mich ein Burmann edirt, und daß mich ein Bentley verbeſſert,
War mir der Reitz der Unſterblichkeit nicht.
Fände die Nachwelt mein Lied in gelehrte Quartanten vergröſſert,
Läſe ſie Noten, und nicht mein Gedicht.

[74] Freunde des Altertums, hört, hört mich nun den Irrthum erklären,
Der mich vier Olympiaden verführt!
Ja, die Unſterblichkeit muß ein gothiſcher Dichter entbehren,
Weil ſie nur römiſchen Liedern gebührt.

Flaccus, wie neid' ich dich jetzt! Zwar gönnt' ich dir gerne Maecenen,
Deinen Münchhauſen für Dichter allein;
Aber dein ewiges Lied, das ſingen noch itzo die Schönen,
Hagedorn ſelbſt muß voll Eiferſucht ſeyn.

Hagedorn, wenn itzt ſein Lied aus reitzenden Lippen erklinget,
Scheinen die Lippen noch doppelt ſo ſchön!
Aber die Enkelinn der, die itzt den Hagedorn ſinget,
Läßt ihn beym Winsbeck und Frauenlob ſtehn.

[75] Glücklicher Römer, nur dir, nur dir ſind Lieder gelungen,
Welche das zweyte Jahrtauſend noch hört!
Doris ſingt itzo dein Lied, das Chloe und Lyde geſungen,
Das du noch Phyllis, die letzte, gelehrt.**)

*) Prof. der Dichtk. zu Leipzig, ein Franke.
**) Non enim posthac alia calebo
Femina.

Aber dein mächtiges Lied der Römerinn Herze zu rühren,
Singt sie, die Deutsche, nur für das Gehör.
Flaccus, dich neid' ich nun nicht, den Babe noch fühllos scandiren,
Fühlende Schönen verstehn dich nicht mehr!

Freunde des Alterthums, hört! Die Ewigkeit werd' ich nicht suchen,
Da mich die Welt, der ich lebe, vergißt;
Nie soll ein Knabe dereinst mich exponirend verfluchen,
Wenn nur ein Mädchen empfindend mich liest.

Hr. Kästner.

[76] **Merkur und Amor.** 52

Fabel.

Zu dem Merkur sprach einst der Gott der Liebe:
Du bist der Gott der Krämer, und der Diebe
Und der Beredtsamkeit. Mein Freund,
Wie hast du alles das vereint?
In so verschiedenen Revieren
Mit Glück und Ehre zu regieren,
Dazu gehört Geschicklichkeit,
Dazu gehören seltne Gaben.
Ja, sprach Merkur, und sie zu haben
Braucht es Erfahrung, Müh' und Zeit.
Erst war ich nur der Handelschaft zu dienen
Vom Vater Jupiter ernannt.
Die Diebe fand ich unter ihnen,
Und sie vertrauten mir ihr Land.
Doch erst von beyden Nationen,
Lernt' ich, dem Reich der Redner vorzustehn,
Die Kunst der Wahrheit fein zu schonen,
Und fein die Welt zu hintergehn.

H.

53 [77] An die Frau von Knoblauch in Berlin.

Du vom Himmel auserkohrne
Seele, die du reiner bist,
Als die zarte thaugebohrne
Lilie des Morgens ist!
Fromme Feindinn aller Sitten,
Die kein Engel dulden kann,
Bleibe noch in Kedars Hütten,
Eile nicht nach Canaan,
Bis den Frühling ihrer Jugend
Philippine längst verlebt,
Und in jeder Frauentugend
Dir zu gleichen strebt'

Fr. Karschin.

54 An Daphnen.

Du zürnst, wenn man dich liebt, du willst den Frevel rächen —
Kind! Mein Verbrechen ist der ganzen Welt Verbrechen.

A.

55 [78] An Elisen.

1753.

Elise! küsse, küsse mich nicht so oft!
Lisple nicht immer schmeichelnde Freundlichkeit;
Auch lehne dich nicht stets so sterbend,
Nicht so geschlungen, an meine Schulter!

Die reinste Wollust hat ein beschränktes Maas:
Dem, was vergnügend heitere Sinnen rührt,
Dem folgt, ach! in zu nahen Gränzen,
Trauriger Ekel mit schnellem Schritte.

Wünsch' ich geküsset, neunmal geküßt zu seyn,
Entzieh mir sieben, küsse mich zweymal nur,
Und beydemal nicht stark, nicht feurig,
So wie die Schwester den Bruder küsset,

[79] Oder die Tochter spielend den Vater küßt,
Eh noch ihr Busem süssere Freude bebt.
Dann flieh, du Lose, fliehe von mir!
Eile mit fliegendem Fuße von mir!

Fliehe der fernsten Kammer bedächtlich zu,
Oder verbirg dich tief in dem dichsten Wald;
Dir werd' ich in die ferne Kammer,
Dir in die waldigten Schatten folgen!

Als Ueberwinder, welcher den Raub erhascht,
Werf' ich den Arm dann männlich um deinen Hals.
So raubt die unbewehrte Taube
Stärker der Adler im hohen Fluge.

Du reichst besieget flehende Hände dann,
Dann schlängelst du dich zitternd um meinen Hals:
Dann wirst du mich, mich, kleine Närrin!
Siebenmal küssend versöhnen wollen.

[80] Doch du betriegst dich. Rächend bestraf' ich dich.
O süsse Rache! Siebenmal siebenmal
Werd' ich die vollen Lippen küssen,
Ehe die Strafe die Schuld vertilget.

Wie! Diese Strafe, Mädchen! gefällt dir nicht!
Du willst entfliehen? Aber mein stärkrer Arm,
Gleich einer Kette dich umschlingend,
Hindert es, Flüchtge, dich loszuwickeln;

Bis du, wenn alle Küſſe bezahlet ſind,
Bey deinen Reitzen feyerlich ſchwören wirſt,
Daß du bey änlichen Verbrechen,
Aenliche Strafen erdulden wolleſt.

K.

[Holzstock.]

56 [81] **Phyllis an das Clavier.**

Beßtes kleines Clavier,
Schalle, ſchalle
Lauter Liebe;
Lauter ſüſſe Liebe
Sey dein ſchmelzendes Saytenſpiel!

Denn ich fühl' es, ich fühl's,
Dieſer Buſem
Schmilzt vor Liebe:
Ach, wie wallt er, wie wallt er
Unausſprechlich empfindungsvoll!

Aber, Theon, du weinſt,
Nennſt mich rauher
Als der Nordwind:
Grauſamer! und ſiehſt nicht
Wie ich zittre dich anzuſehn!

Wie die Wange mir glüht!
Und die Stimme
Jetzt dahin ſtirbt!
Und der Finger bebend
In die Töne hinüberflieht!

[82] Weh mir! wenn er nun kömmt!
Und nun ſprachlos
Horcht und ſeufzet,
Und nun meine Seele
Ganz im Feuer der Liebe ſtrömt!

Welchen rührendsten Ton
Soll ich, Himmel!
Soll ich wählen,
Der dem Jüngling sage:
Bester Jüngling, ich liebe dich!

Und die Wange wird glühn,
Und die Stimme
Wird verstummen,
Und die Finger bebend
In die Töne hinüberfliehn;

Und im rührendsten Ton,
Sanft, entzückend,
Sanft und schmachtend,
Wird mein Spiel ihm sagen:
Bester Jüngling, ich liebe dich!

Hr. v. Gerstenberg.
Rosenbaums Lieder Th. II.

[83] **An Aglaja.** 57

Du lachest? Lache nicht, Aglaja! laute Freuden
Verstellen dein Gesicht!
Wie schön ist Niobe! Sieh ihre stille Leiden.
Sie leidet aber weinet nicht.

Hr. Gleim.

Die Krankheit. 58

„So krank war ich doch nie! — Jetzt wird mir warlich bange;
„Das schönste Lied reitzt mich nicht mehr.“ —
Und darum klagen Sie so sehr!
Rief mir ein Advocat: die Krankheit fühl' ich lange.

A.

[Holzstock.]

59 [84] **Warnung.**

In unſre Sprache miſchten wir Latein
Und Galliſch auch ſchon ehmals ein,
Und dachten nicht: jetzt denken wir; allein
Wird drum der neuen Miſchung Schickſal anders ſeyn?
Die Sprache duldet's nicht! Das fremde Wort
Muß wieder fort!
Ihr fordert, daß der Sohn
Des Ingewoon
Und Herminoon,
Die, als ſie in die Thäler Winnfelds kamen,
Des Römers Schild, nicht ſeine Worte nahmen,
Jetzt ſolcher Beuten ſammle,
Und römiſch bald, bald galliſch ſtammle.

„Was gehet mich, altdeutſcher Biedermann,
„Der graue Vorfahr an!
[85] „Ich mach' es, wie der Sohn der Sachſen und der Angeln;
„Wenn Wort' ihm mangeln,
„So eilt er hin zum Griechen, Gallier, und Welſchen,
„Und nimmt! Und meint ſein Deutſch doch nicht zu fälſchen!"

Nachahmer hier ſogar!.... des Angels Sohn,
Der Fremdling jetzt, iſt dir's? Und nicht der Herminoon?

Wen der nichts lehrt, allein noch Warnung warnen kann,
Den geht ſehr nah des ſpätern Vorfahrs Beyſpiel an.

Er, dem erhabnen Karl hofierend,
Und ſo wie wir, des Mistons Sayte rührend,
Ließ überall
Mistönen ſpan'ſchen Schall.

Wo ist er hin, der Misch, der, neugebohren,
Beynah gefiel? Er hat sich überall,
Bis auf den letzten Wiederhall,
Verlohren!

N. Hamb. Zeit. 1768. 92 St.

[86] Der Barde Rhingulph an den preussischen Grenadier. 60

Glück zu, Bekannter unsrer Lieder!
Jenseit der Wolkenbahn erklang
Dein Schlachtlied und dein Siegsgesang
Von allen Sternen wieder!
Da rühmten Thor und Mannus dich:
Da jauchzte Siegmar, Hermann jauchzte wieder,
Und alle Helden fragten mich,
Wer ist der Barde dieser Lieder?

Das ist der Barde Gleim;
Süß, wie der Honigseim,
Sind seiner Liebe Gesänge,
Doch, wenn er Kampf und Schlachten lehrt,
Dann geht, ihr alle habt's gehört!
Sein Lied des grossen Donners Gänge.

[87] Ich sprach's, und sah, daß Teut
Dir einen Becher trank.
Ich aber, der den Streit
Hermanns des Helden sang,
Ich seufzte fast: mein Lied,
Wo bist du hingeirrt?
Wer weiß, ob dich ein Held,
Ein Barde kennen wird?
Doch, kennst du mich; dann Freude mir,
Heil deiner Harf' und Seegen dir!

Klotz Bibl. 9tes St.

61 **Die Freundſchaft.**

Kein Thal umſchließt die Freundſchaft, keine Hügel
Verſperren ſie, kein Meer
Brauſt unbeſchiffbar vor ihr her.
Sie hat, wie Amor, zum verfolgen Flügel,
Doch nicht zum flattern, ſo wie er.

T.

62 [88] **1763.**

Ich klage nicht mehr. Ich, der den Troſt des Lebens,
Nur einen Freund, vom Himmel oft begehrt,
Irrt' einſam auf der Flur, und rief um ihn vergebens;
Nun bin ich erhört.

Du biſt mir geſchenkt. O Freund, wenn ich dich liebe,
Bin ich beglückt, und meine Seel' iſt Ruh.
Es tröſten mich, iſt auch um mich der Himmel trübe,
Die Tugend und du.

Komm, führe mich hin zu ihren ſteilen Höhen,
Da ſie den Kranz dem Ueberwinder reicht.
Schon läßt ihr ſchneller Flug die Sonn' uns näher ſehen;
Der Erdball entweicht.

[89] Was droht uns der Tod? Könnt' er die Freundſchaft ſcheiden?
Dort ſtrahlt ſie erſt mit reinem Glanz geſchmückt,
Noch ſchöner, als dich hier mit ihren beſten Freuden
Die Liebe beglückt.

B.

63

Könnt' ich aus der Parze Händen
Den Verderberſtahl entwenden,
Oder, durch mein langes Flehn,
Ihre Spindel mir gewinnen,
Und mit eignen Händen drehn!

Damon, welche Seeligkeit,
Meiner Freunde Lebenszeit
Reich an Freuden zu verspinnen!
Damon, meiner Seeligkeit
Fehlte noch Unsterblichkeit
Um ohn' Unterlaß zu spinnen!

G.

[90] Gerühmt, bewundert und verehrt zu werden, 64
Hat einen wünschenswehrten Schein;
Mir aber ist das größte Glück auf Erden,
Geliebt zu seyn.

Das laute Lob vom Gipfel des Parnasses,
Auf dem der Liederrichter spricht,
Der stärkste Spott des neidvermählten Hasses
Bewegt mich nicht.

Wenn mich nur wenig edle Seelen lieben,
Um das, was meine Muse sprach,
So frag' ich nie, was Bav von mir geschrieben,
Ruhm oder Schmach.

Fr. Karschin.

[91] **An eine Schauspielerinn.** 65

O du, vom Amor und den Musen
Zu ihrer Priesterinn ersehn;
Schon lange brannte mir im Busen
Ein heftiges Verlangen dich zu sehn;

Durch Freunde, die in deinen Tempeln dienen,
Von deinem hohen Werth erfüllt,
Liebt' ich, aus Sympathie zu ihnen,
Im Geiste schon dein Bild;

Da sah ich dich! Von neuer Regung
Schwoll meine Brust — wie nenn' ich sie,
Die feuervollere Bewegung?
Sie ist nicht Freundschaft mehr und nicht mehr Sympathie.

T.

66 [92] **An Daphnen.**

Was kaum mein Mund und immer schüchtern wagt,
Ein zärtliches Geständniß, kann dich kränken!
Nun denn! = = = = Was man so oft, ohn' es zu denken, sagt,
Will ich inskünftige, ohn' es zu sagen, denken.

A.

67 **An einen Dichter,**
der sich auf blau Papier drucken ließ.

Blau, wenn sie nichts uns zeigt, zeigt sich die Athmosphäre;
Ihr gleicht dein Lied an Farbe, wie an Leere.

Hr. Käſtner.

68 Wir Deutsche sammlen stets; wie macht es der Franzose?
Die Dornen läßt er uns, und prahlt mit unsrer Rose.

T.

69 [93] **An die Feindinnen eines gesellschaftlichen Theaters.**

Ein geborgter Einfall.

Die ihr im wilden Tanz, wie die Mänaden, glüht,
Daß ihr, aus sprödem Stolz, den kleinen Tempel flieht,
Wo Seelen voll Gefühl Thalia sich erzieht,
Davon ist dies der Grund, wenn ich nicht irrig schlieſſe:
Zum Tanzen braucht man nichts als Füße.

T.

70 **Antwort.**

Freund, wenn ich im Vertrauen lache,
Warum verräthst du mich leichtfüß'ger Damen Rache?
Zwar ihre Gunst mag ich mir nicht erwerben;
Ich sende jetzt nur Seufzer in die Höh',
Dort lebt für mich Eurydice;
Doch will ich nicht, wie Orpheus, sterben.

Hr. Käſtner.

[94] **Die Fichte und die Eiche.** 71

Fabel.

So gottlos seyn kannst du?
Rief einer Eiche jüngst die schlanke Fichte zu:
Du neigst dich niemals vor den Göttern,
Wenn sie in schweren Donnerwettern
Vor uns vorüber gehn!
Ja, ja, noch werd' ich's sehn,
Wie einst ihr Rächerarm den stolzen Gipfel beugt!

Mit Recht, antwortet sie, suchst du der Götter Ehre;
Doch hättest du dich denn geneigt,
Wenn nicht der Sturm gewesen wäre?

H.

Die Chapeaux. 72

Der Schneider glänzende Geschöpfe
Zählt man recht wohl für Hüte, nicht für Köpfe.

Hr. Kästner.

[95] **Der Trost.** 73

An einen Freund.

Freund, welcher Nordwind, schwarz vom Gifte,
Gießt seines Aushauchs bange Düfte
Auf deines Lebens schönste Zeit,
Und raubet dem verwelkten Herzen
Den Eifer und die Thätigkeit?
Zernagende, geheime Schmerzen
Ertödten langsam deine Kraft,
Dein ganzes Triebwerk ist erschlafft.
Du denkst — zerrissene Gedanken
Umschleichen dich, von Unmuth schwer;
Du gehst, und deine Schritte wanken,
Und hinter dir hinkt Reue her.
Verschmachtend, schwach, dich selbst verzehrend,
Durch nichts zum Leben angefacht,
Am Morgenroth die Nacht begehrend,

Noch matt von der, die du durchwacht,
Gleichgültig, wenn ein Tag verlohren,
[96] Vor jedem neuen Tage bang;
O Freund, eröffne deine Ohren,
Der Freundschaft tröstendem Gesang
Vom Rath, den die Vernunft gebohren!

O du, die mit gelinder Hand
Mir tiefe Wunden oft verband,
O Göttinn! — Wohlthun ist dein Name —
O Freundschaft, jeder Tugend Saame!
Du süsser Theil von unserm Seyn!
Erhabne Leidenschaft der Weisen,
Die dich im Sturm von Angst und Pein
Als ihren Schutzgott dankbar preisen!
Dich ziehet Leidenschaft nur groß;
Ihr loderndes, allmächt'ges Feuer
Entflammt dich, macht dich täglich neuer.
In gifterfüllter Kräuter Schooß
Blüht so die edle kleine Blume.
Hinweg aus ihrem Heiligthume,
Ihr Stolzen, deren harte Brust
Nicht brüderliche Nachsicht nähret,
Die ihr die Tugend kalt verehret
Und schuldlos bleibt, weil keine Lust
Das matte Blut in euch empöret!
[97] Das Paar der ersten Freunde war
Gewiß ein unglückvolles Paar;
Zwey Herzen, ihres Daseyns müde,
Durch gleiche Leiden sich verwandt,
Von gleicher Neigung lang' entbrannt;
Sie fanden sich, und fanden Friede.
Sie schlangen schmelzend Arm in Arm
Und klagten, von Empfindung warm,
Einander ihrer Herzen Schwäche;
Es mischten sich die Thränen Bäche,
Harmonisch klang der Seufzer Schwarm.

Durch dieſe Miſchung zarter Triebe
Und heiſſer Leidenſchaft entſtand
Das erſte wahre Freundſchaftsband.

Drum komm, o! komm, mein Freund, enttrübe
Den finſtern Blick; ergieß den Gram,
Der deiner Tage Ruhe nahm,
In meinen Schooß; nichts ſoll uns ſtöhren;
Ich will dich weinend klagen hören.
Wie, hat des Schickſals Grauſamkeit
Sogar die Thränen dir entriſſen!
Allzugewohnt ſie zu vergieſſen,
Sind ſie dir nicht mehr Süſſigkeit.
[98] Zerſprenge dieſes Schlummers Bande,
Der deinen Geiſt gefeſſelt hält.
Wer leidet, iſt noch auf der Welt.
Doch wohnet an des Grabes Rande
Die Schlafſucht, welche nichts empfindt,
Der wahre Tod von unſerm Leben.
Bey Seelen, die mir theuer ſind,
Würd' ich vor Leidenſchaft nicht beben,
Und wäre ſie wie Blitz geſchwind,
Und unbeſtänd'ger als der Wind;
Doch würde jener Stand der Trägen
Gerechten Schauer mir erregen;
Ein Stand, aus Schlaf und Tod vermiſcht,
Wo unſer Geiſt, ſich zu erheben
Untüchtig, fühllos für das Leben,
Verſchmachtet — in ſich ſchrumpft — erliſcht.
Ein Steuermann, in den Gefahren
Des grauſen Schiffbruchs oft erfahren,
Zieht doch geſchwärzter Wolken Flor,
Der Sturm verkündigt, jener Stille,
Wo Kunſt erliegt und guter Wille,
Und nichts das Schiff beweget, vor.
[99] Der Schiffsherr, wie der Bootsknecht, harrt,
Wenn, von den Weſten nur gekühlet,

Das Seegel ſinkt, das Ruder ſtarrt,
Und eitler Schaum das Schiff beſpühlet.
Erfahrung, kluger Fleiß und Muth
Kämpft glücklich mit den Ungewittern,
Empfängt ihr Drohen ohne Zittern;
(Sie ſind die Bilder unſrer Wuth)
Sie brauſen aus, es ſinkt die Fluth
Und Tag bricht an; die ſanftre Welle
Bringt nun das Schiff ans Land; o Glück!
So bringen Fehler, Unglücksfälle,
Ein Herz der Tugend oft zurück.

Glaubſt du, der Menſchheit Elend drücke
Dich nur allein? Betrogner Wahn!
Sieh nur mit ungetäuſchtem Blicke
Die Menſchen, deine Brüder, an.
Sie kämpfen alle, leiden, klagen;
Der glücklichſte hat ſeine Plagen,
Der freyſte ſeine Sclaverey;
Der eine würklich; andre zagen
Vor Schrecken ihrer Phantaſey.
Es ſehn, es hören alle Zonen
[100] Des Kummers Spur, der Schwermuth Ach!
Monarchen weinen hoch auf Thronen
Der Landmann unterm Hüttendach!
Oft flieſſet die geheime Thräne
Bey eines Grabes dunkler Scene
Von Menſchen Augen ungeſehn;
Oft wird ſie grauſam ſtark erſticket;
Selbſt die, die kaum das Licht erblicket,
Beweinen, daß ſie es geſehn.

Allein in dieſe Saat von Kummer
Iſt auch Vergnügen eingeſtreut;
Der Hofnung Reitz, der ſüſſe Schlummer,
Der Troſt erhabner Zärtlichkeit.
O! Laßt uns unſer Leid vergeſſen!

Von Freuden ganz entblößt ist nie
Das Loos dem Staube zugemessen.
Der Himmel schenkte dir Genie;
Genie, sein seltenstes Geschenke,
Er hat dich nicht voll schwarzer Ränke,
Nicht zum Beherrscher einer Macht
Nicht groß, nicht reich, nicht arm gemacht.
O! dank' ihm und genieß' dein Leben.
Erkenn', erfüll' der Menschheit Pflicht;
[101] Sieh! Welche Wollust kann sie nicht,
Wenn du die Tugend liebst, dir geben!
Weih dich zum Bürger, zum Gemahl,
Zum Vater! Heil'ge Banden! Seegen
Begleitet sie! Und deine Qual
Setzt ihnen sich umsonst entgegen,
So sehr dein Geist sich auch verlohr.

Laß der Sophisten schwarzes Chor,
Aus bösem, gallensücht'gem Herzen,
Bey unsern Pflichten bitter scherzen.
Ihr Eifer, der die Tugend haßt,
Wird in dem ersten Sturm zu Schanden.
Gott schuf die Pflichten; ihre Banden
Sind dem Verbrecher nur zur Last.
Dem Weisen sind sie, trotz dem Hohne,
Der Jugend Schmuck, des Alters Krone,
Sein letzter Wunsch, wenn er erblaßt.

Such' eine leichte zarte Flamme,
Die nach und nach in dir entstamme;
Unmerklich sanft, dir unbewußt,
Durchwärme sie die todten Glieder,
[102] Und stimme deine schlaffe Brust
Zu dem Gefühl der Freude wieder.
Der Blinde, der die Finsterniß,
Die ihn umwölkte, kaum zerriß,
Wagt nicht, bey heitern Sommertagen,

Sein ſchwaches blinzendes Geſicht
Ins brennendhelle Mittagslicht;
Er übt die Blicke, die noch zagen,
Den Glanz des Himmels zu ertragen,
An Oertern, wo der Strahl gedämpft,
Mit braunen Schatten dämmernd kämpft.
Sein kluges Zaudern ſey dir Lehre.
Trau' nicht zu früh dem ofnen Meere,
Stürz' nicht zu hitzig zum Genuß;
Betrachte dich bey allen Schritten,
Als wie ein Triebwerk, das gelitten,
Und das man langſam beſſern muß,
Um es nicht gänzlich zu zerrütten.

Des Himmels ſeegenreiche Kraft
Läßt Blumen unter Dornen ſprießen;
Durch jene dieſe zu verſüßen
Dies iſt des Weiſen Wiſſenſchaft.
[103] In einem ſteten Rauſch verlohren
Drängt der gemeine Schwarm von Thoren,
Sich kindiſch hin in bunten Reihn,
Und erndtet wilde Roſen ein,
Die in dem Augenblick verblühen.
Dein aber, Freund, ſey das Bemühen,
Bey Hütten, wo die Unſchuld lacht,
In dicker Sträuche grüner Nacht
Die Blumen ungeſtöhrt zu pflücken,
Mit denen ſich die Hirten ſchmücken.
Sie reitzen weniger durch Pracht,
Allein ſie finden ſich geſchwinder,
Sind einer Morgenröthe Kinder,
Und dauren länger als die Nacht.

G.

[Holzstock.]

[104] **Johann Friedrich,** 74
unten auf Erden genannt
von Cronegk,
an den Sterblichen G[otter].*)

Dir ſchien es groß, ein Brutus ſeyn?
Was that er? Einen Mord; Rom konnt' er nicht befreyn.
Wie? Daß dir Codrus nicht gefiel,
Der für ſein Volk als Sieger fiel!
Und, mehr zu ſeyn, als Koch und Eckhof ſind,
Weswegen wareſt du nicht mein und dein Olint?

mit einer Feder aus dem Flügel eines Engels geſchrieben.

Hr. Käſtner.

[105] **Die Ausſicht.** 75

An einen Freund.

Du läß'ſt die Ausſicht mir aus allen Fenſtern ſehn,
Und fragſt mich hundertmal: „Sprich, Freund, iſt ſie nicht ſchön?
„Sieh dieſes breiten Feldes Glanz
„Mit einem blauen Hügelkranz,
„Den kleinen Tannenwald, dies hundertfache Grün,
„Sieh' in der Weyd' am Bach die ſchweren Rinder ziehn!
„Freund, ich kann ſtundenlang hier ſtehn;
„Den Schauplatz der Natur zu ſehn!"
Ja, liebſter Damon, ja! Die Ausſicht iſt ſehr ſchön,
Doch ſchöner hab' ich ſie bey Chloen jüngſt geſehn;
So ſchön iſt deine Ausſicht nicht!
Ich ſahe Chloen ins Geſicht.

Hr. Köhler.

*) Verfaſſer einer noch ungedruckten Fortſetzung des Trauerſpiels Olint und Sophronia, der auf einem geſellſchaftlichen Theater den Brutus ſpielte.

76 [106] **Die Geschäfte des Teufels,**
nach der Theorie des Verfassers der Anmerkungen zum Gebrauche der Kunstrichter getreulich in Verse gebracht.

Des Teufels Bosheit nur vergällt des Menschen Leben;
Der Krieg entsteht durch ihn; er macht die Erde beben;
Von ihm kömmt Fieber, Pest, des Hypochonders Stich;
Er spricht aus Rasenden, und — übersetzt durch dich.

Hr. Käſtner.

77 Ich wäre, glaub' es mir, der glücklichste der Welt,
Gefiel ich Lalagen, wie sich Cleanth gefällt.

T.

78 [107] **Lied.**

Des Morgens wache Königinn
Hört schon mein frühes Lied;
Sie weiß, wie liebevoll ich bin,
Und wie die Spröde flieht;

Und Phoebus, von dem ersten Strahl,
Bis er zur Ruhe geht,
Sieht nichts, als Thränen ohne Zahl,
Die doch ihr Stolz verschmäht.

O! werd' ich keinen Morgen sehn,
Der mir Gequältem lacht?
Ist mir kein Tag, kein Abend schön,
Und heiter keine Nacht?

Es ruft in meinen Trauerklang
Der Wiederhall betrübt.
Wann sagt mein freudiger Gesang,
Daß Lalage mich liebt?

A.

[108] Dem Hrn. Oberburgemeister Schulze zu Neu Hallensleben. 79

Den 21. Sept. 1769.

Wär' ich Schöpfer, wie der Dichter,
Der, Eloa, dich erschuf!
Säh' ich herrliche Gesichter,
Hätt' ich göttlichen Beruf;

Einen Gott müßt' ich erschaffen,
Einen Gott, dem Amor gleich!
Ohne Flügel, ohne Waffen,
Tapfer, klug, beständig, weich!

Einen Gott, den alle liebten,
Sähen sie den Gott ihm an!
Einen Gott für die Betrübten,
Einen kleinen Biedermann!

[109] Auf nicht prächtigen Altären
Tag und Nacht verehrt' ich ihn!
Fanny müßt' ihn mir gebähren,
Gellert müßt' ihn mir erziehn!

Einen Tempel ihm zu bauen
Bät' ich meinen Friederich!
Um die schönste deiner Auen,
Liebster Schulze, bät' ich dich!

Machte dich zu seinem Priester,
Deine Frau zur Priesterinn!
Ich, im Tempel, wäre Küster,
Deine Mutter Küsterinn!

Keinem Feinde grosser Götter,
Dräng' er noch so sehr darauf,
Keinem Stolzen, keinem Spötter
Schlössen wir den Tempel auf!

Hr. Gleim.

80 [110] Der Storch und der Fuchs.

Fabel.

Nu, nu, wer wird denn immer ſchmollen,
Mein lieber Fuchs? Hätt' ich es doch gedacht,
Daß du ſo hätteſt zürnen ſollen,
Ich hätte nie den kleinen Spaß gemacht.
Wurſt wieder Wurſt! Kannſt du das übel nehmen?
Mein Krug war eng', und deine Schüſſel platt!
Das iſt es doch, was dich beleidigt hat?
Pfui! Pfui! Ich wollte mich doch ſchämen.
Nun denke nur nicht mehr daran.
Du muſt mir meinen Spaß vergeben;
Wir wollen nun als Freunde wieder leben.

Was? fing der Fuchs zu ſchimpfen an;
Was denkſt du armer Storch von mir?
Ich Freundſchaft halten — und mit dir?
Ich ſollte dir verzeihn,
Weit klüger als ich ſelbſt zu ſeyn.?

H.

81 [111] Wiegenlied.

Du kenneſt nicht den roſenfarbnen Morgen
Und grauen Abend, ſchönes Kind.
Sey ruhig, eh' des Lebens Sorgen
Die Räuber deiner Ruhe ſind!

Sey Nächte lang, ſey mehr als halbe Tage
Von Schlummerkörnern überſtreut!
Du fühleſt weder Pflicht, noch Plage,
Noch Wünſche, noch Glückſeeligkeit.

Der Leydenſchaften wilde Stürme ſchlafen
Noch tief in deiner zarten Bruſt;
Dir ſind Belohnungen und Strafen,
Ruhm und Verachtung unbewuſt.

Du bist von dieser weissen Schulterhülle
Genug bekleidet und geschmückt,
Wenn größrer Menschen Eigenwille
Und Stolz nach theurem Prachte blickt.

[112] Schweig, kleinster Mensch, von allen Glücklichkleinen,
Du wirst fortan noch oft genug
Beym Anblick deines Nächsten weinen,
Den Gram und Schmerz zu Boden schlug.

Fr. Karschin.

An Damon. 82

Du trinkest edlen Wein mit mir,
Weil Lenz und Jugend uns noch winken;
O Damon, könnt' ich so mit dir
Des Lebens ganzen Becher trinken!
Die süssen Tropfen würd' ich dann
Mit stärkerem Gefühl genieſſen,
Und auch die bittern würde dann
Dein Umgang mir versüssen.

G.

[Holzstock.]

[113] An Herrn * * * 83

Laß dich den jungen Frühling locken
Aus deinem Tempe, Freund! Komm, siehe zu Berlin
Die Königinn der Blumen blühn;
Sieh deine Schwester, schön erschrocken,
Von ihres Sohnes Wiege fliehn,
Und sich um deinen Busen winden
Mit beyden Armen, wie sich um Lyaeus Haar
Die Traubenranke schlingt. Du wirst sie schöner finden,
Als sie im Arm der Mutter war;
Du wirst den Sohn, den sie gebahr,
Der Amme von dem Busen reissen,

Ihn zehnmal kleines Bild des alten G** heiſſen,
Und hundertmal an deine Bruſt
Den allerliebſten Knaben drücken.
Sein ſchwarzes Auge glänzt und redet Lebens Luſt
In ſolchen honigſüſſen Blicken,
[114] Die ſelbſt ein Jüngling, welcher liebt,
Nicht ſeinem Mädchen ſüſſer giebt.
Er wirft die Dinge weg, die nicht zum Spiel gefallen,
Denn ſeine Kenntniß mehrt ſich ſchon;
Auch lallet er Gefühl in einem ſanften Ton.
Er ſcheint ein Menſchenfreund zu werden; doch mit allen
Wird er nicht freundlich thun; er wird nicht insgemein
Ergebner Diener und geneigter Gönner ſeyn.
Verdienſte, Tugenden und Herzen wird er wägen.
Mir hüpfet er bereits entgegen,
Mir lächelt er, obgleich kein Schimmer mich umgiebt,
Der ſonſt die Kinder reitzt: der Knabe muß ſchon wiſſen,
Daß ſeine Mutter mich des Herzens wegen liebt,
Drum wird er mich auch lieben müſſen.

Fr. Karſchin.

84 [115] An Daphnen.

Warum ich nie im leichten Reime,
Wie ich von andern Mädchen träume,
Warum ich nie im höhern Klang
Von dir, o meine Freundinn, ſang?

Ach! ſie erheb' ich nur im Scherz;
Sie ſingt der Mund, dich fühlt das Herz!

Von deinem Werthe ganz erfüllt
Schwebt mir dein unverſchönert Bild
In jedem ſanften Reitze vor,
Und, wie ein Nachtigallen Chor,
Tönt dein Geſang noch in mein Ohr.

Da glüh' ich, Lieder dir zu bringen;
Allein das Herz, von dir zu voll,
Weiß nicht, wie es dich preisen soll,
Und da vergißt der Mund zu singen.

A.

[116] **Ueber Hrn. Käſtners Lobrede auf Leibnitzen.** 85

Den Galliern, die ihn gekrönet hatten,
Rief mit umwölktem Blick Leibnitzens groſſer Schatten:
Weg mit dem Lorbeerzweig von Fremden mir gereicht!
Ein Deutſcher lobe mich, der mir an Geiſte gleicht!
Da lobte Käſtner ihn — da lächelte der Schatten.

T.

An die Vernunft. 86

Muſt du, Vernunft, durch deine Lehren
Denn immer meine Freude stören?
Sey dieſer Kerze gleich! Ihr Licht
Erhellet unſre Luſt und unterbricht ſie nicht.

A.

[117] **An Phaon.** 87

Jüngling, du aus deſſen ſchwarzen Augen
Männer Freundſchaft, Mädchen Liebe ſaugen;
Mit dem freyen dunkelbraunen Haar;
Mit dem heitern Geiſte, der, entzückt,
Lauter Roſen um ſich her erblickt;
Mit dem Herzen, das nie müſſig war;
Liebe, ſcherze von Verdruß entladen,
Weil die Parce deiner Tage Faden
Seiden ſpinnet und dein Morgen ſcheint!
Hänge deine Waffen einſt mit Ehren,
Als ein Greis, im Tempel von Cytheren
Lächelnd auf, und ſey noch dann mein Freund!

T.

88 **Die betrübte Wittwe.**

Es weinet Lucia; du meinst um ihren Mann?
Nein, weil sie Morgen nicht zu Balle gehen kann.

W.

89 [118] **Aeneas ein Ordensstifter,**

nach einem Einfall St. Evremonds.

Aeneas könnte leicht ein Ordensstifter seyn,
Und einen gab er an, da trät' ich selbst hinein.
Verlangst du, Freund, daß ich ihn dir erzähle? —
Den Orden unsrer Frau zur Höhle.

Speluncam Dido, dux et Trojanus eandem
Conveniunt. Virg.

Hr. Käſtner.

[Holzstock.]

90 [119] **In ein Exemplar seiner vermischten Schriften.**

Ein Richter, den nichts blenden kann,
Vor dem Voltaire zittern müssen,
Prüft bald mein Buch und tadelt nichts daran.
Er heißt: des Sterbenden Gewissen.

Hr. Käſtner.

91 **Antwort.**

Nur des Gewissens Spruch lohnt deine Ruhmbegier;
Wohl denen, die nach gleichem Lohne streben!
Doch wirst du es der Freundschaft wohl vergeben?
Sie streichet b a l d hinweg und setzet e i n s t dafür,
Und wünscht auch e i n s t nicht zu erleben.

T.

[120] [Vignette.]

Lied 92
an Amalieus Brauttage zu ſingen.

Scherze, Lachen, Mädchen, Wein,
Soll mich, ſoll mein Herz erfreun!
Nymphen ſollen um mich ſpringen,
Amorn ſollen mit mir ſingen,
Bacchus ſoll von ſeinen Reben
Mir die feuerreichſten geben;
Mit dem Laube kränz' er ſich,
Und mein Mädchen küſſe mich!

Mädchen, Kuß und Götterwein
Soll mich, ſoll mich herr' erfreun!
Wie ein Weingott will ich fühlen,
Wie die Liebesgötter ſpielen.
[121] Herbſt, du Greis, ſollſt mit mir fühlen,
Sollſt wie junge Weſte ſpielen,
Sollſt, erwärmt von Kuß und Wein,
Wie der Lenz ſo heiter ſeyn!

Herbſt, dein weinerlich Geſicht
Störe meine Freude nicht!
Denn ich ſeh', ich ſeh', o Freude!
Hymen in dem Feyerkleide.
Ja! Triumph! Im Siegeswagen
Wird er durch die Luft getragen;
Scherze, die vor Wolluſt glühn,
Schlaue Scherze tragen ihn!

Brauſe ſanfter, rauher Nord!
Schleudre nicht den Wagen fort!
Ungeſtümer! Wie? ſchon wieder?
Hundert Scherze ſtürzen nieder!
Mit entkräftetem Gefieder

Stürzen hundert Scherze nieder!
Auf der Mädchen Schooß und Knie,
Aermſte Götter! flattern ſie!

[122] Aber lachen muß ich nun:
Können dieſe Loſen ruhn?
Auf Amaliens Bukette
Lagern ſie ſich in die Wette,
Wärmen ſich in ihrem Blicke,
Und erſinnen ſchnell die Tücke,
Tief, wo Amors Pfeile glühn,
In den Buſen ſich zu ziehn.

Amor, der hier ſtets gewacht,
Weichet ihrer Luſt und lacht,
Schlüpft, verfolgt von manchem Scherze
Durch den Buſen in das Herze.
Hymen will ihn hier verſcheuchen,
Aber Amor will nicht weichen,
Sprecht, warum er weichen ſoll?
Ach! er ſitzt ja allzuwohl.

Nachr. vom balt. Meere 1767.

93 [123] Menelaus und Helena.

Dem durchlauchtigſten Erbprinzen von Sachſengotha am Tage ſeiner Vermählung geſungen.

Menelaus.

Wie war dir, ſchöne Helena,
Als mich zuerſt dein Auge ſah?
Mir rauſchte Gluth durch alle Glieder,
Und was mein Herz empfand, empfand es immer wieder.

Helena.

Du kamſt, und mit dir Luſt und Scherz;
Da wallte, Prinz, mein junges Herz.

Ganz Sparta jauchzte dir entgegen;
Da sagte mir ein Gott, es jauchzte meinetwegen.

[124] Menelaus.

Geleitet von der Götter Hand
Durchreist' ich viel berühmtes Land;
Doch bracht' am Ganges und am Nile
Kein himmlisch Mädchen mich zu zärtlichem Gefühle.

Helena.

Nachdem ich Atreus Sohn gesehn,
War mir die Welt noch eins so schön;
Ach! fleht' ich, Königinn der Sterne,
Diana, seegne doch den Theuren in der Ferne!

Menelaus.

Dein Myrtenkranz, o Tyndaris,
Macht nun mich meines Glücks gewiß.
Nimm, Patareus, an Hymens Feste
Die Leyer! Freunde, stampft den Boden der Palläste!

[125] Helena.

Ihr Jungfrau'n, die Eurotens Bad
Zum Feste wohl bereitet hat,
Gießt Balsam aus aus goldner Schale,
Streut Blumen, singt entzückt bey diesem Freudenmahle!

Menelaus.

Wie der die Freudenthräne rinnt,
Die dich gebahr, du Götterkind! —
O weinte doch auch, mir zu Ehren,
Die mich gebahr, zugleich mit Leda Freudenzähren!

Helena.

Sie schaut vom Sterne, wo sie glänzt,
Herab auf uns. Ihr Blick ergänzt
Die Wonne, die sie halb vermißte,
Als sterbend sie nur dich, nicht deine Gattinn, küßte.

S.

94 [126] **Die Tanne und die Eiche.**

Fabel.

Da stehst du nun, entblößt von deiner Pracht,
Die dich im Sommer stolz gemacht!
Wo ist nunmehr dein Leben?
Kannst du dem Wandrer Schatten geben?
Doch stehst du meiner Blätter Grün
Auch bey dem strengsten Frost' entfliehn?
So sprach die Tanne zu der Eiche,
Und stolz besah sie ihr Gesträuche.

Mein Freund, antwortete die Eiche,
Zwar in dem Winter bleibt dein Grün,
Allein man flieht es auch, wie ihn.

Hörst du nicht hier den Dichter sprechen,
Der, an dem Alter sich zu rächen,
Wenn schon der Frost die Scheitel drückt,
Noch immer singt, und — nie entzückt?

H.

95 [127] **Daphnis und Chloe.**

[Mit Musik von Georg Benda.]

Daphnis.

Kleine Braune, die ich liebe,
Ach! du fliehst den Amor noch;
Hasse nicht die süssen Triebe!
Mädchen, er erhascht dich doch!

Amor iſt's, der deinem Herzen
Sanfte Regungen verlieh;
Lange kannſt du mit ihm ſcherzen,
Doch entfliehen kannſt du nie.

Würd' ein Schickſal mich beglücken,
Hätt' ich Reichthum, hohen Stand,
Ach! ich ſchenkte mit Entzücken,
Dir mein Herz und meine Hand.

Liebe mich, und um uns beyde
Lächelt Glück und Wonne her!
Ohne dich iſt keine Freude,
Bey dir wünſch' ich keine mehr!

[128] Chloe.

Beſter Jüngling, ja ich liebe,
Ja, dies ganze Herz iſt dein!
Nie entſage dieſem Triebe,
Und wir werden glücklich ſeyn.

Daß nichts unſer Glück verletze,
Liebe, Daphnis, einzig mich!
Denn dich lieb' ich ohne Schätze,
Mehr als Kronen lieb' ich dich.

Die Damen. 96

Wo, was ſie ſelten thut, die feine Lebensart,
Den Zwang zu lügen uns erſpart,
Da muß der Redliche ſie ſelbſt für Pflicht erkennen.
Der Dichter, der von Damen ſpricht,
Gäb' er den Titel ihnen nicht,
So müßt er ſie ja Schönen nennen.

Hr. Käſtner.

97 [129] An einen Freund.

Freund, nichts ist uns gewiß, als unser Loos, die Plage,
Gewisser, als der Rest vom fast durchlebten Tage;
Selbst wenn ich, glücklich gnug, was ich gewünscht, empfunden,
Bezeichnet Ekel mir die frohverträumten Stunden.

Der höchste Rang, im Schooß des größten Königs sitzen,
Des Fürsten Seele seyn und Königreiche stützen;
Was heißt's? Durch goldne Sclaverey, durch tödtend Wachen,
Vielleicht ein Königreich, nur sich nicht glücklich machen.

Aus Gold in Gold den Saft der Rebe schäumend giessen,
Und salomonisch Glück, mit Liebe selbst, genieſſen,
[130] Macht fühllos gegen Ruh, gleichgültig gegen Freuden,
Um die wir, reich und satt, des Hirten Lust beneiden.

Was bleibt uns? Weisheit bleibt — Sie, die wir blind ergreifen,
Wenn, müd der Eitelkeit, wir nun zum Himmel reifen,
Die Tugend? — deren Werth wir uns gefallen lassen,
Wenn den verlebten Greis nunmehr die Laster hassen.

Nein! ruft dein fühlend Herz: mein Glück, mein Trost bleibt Freundschaft!
Sie in des Stolzen Brust der Saame künft'ger Feindschaft;
Warm Blut im Wollüstling, ein Zeitvertreib den Weisen,
Ein unerfüllter Wunsch den Fürsten und den Greisen!

[131] Doch Wissenschaft? — Die Magd von Zeiten und vom Glücke,
Sektirisch hundert Jahr, eklektisch Augenblicke!
Geschmack? — Vielleicht Geschwätz der Mod' und der Kabale!
Die Kunst? — Das Antheil nur der Tischbeins und der Nahle!

Was denn? — Freund, ſuch dein Glück in fleiß'ger Einſamkeit
Als Bürger deiner Pflicht, als Menſch dir ſelbſt geweiht.
Aus dieſer Lage ſieh zum Schauplatz unſrer Erden;
Vergnügen iſt es ſehn, Glück nicht geſehn zu werden.

Hr. Caſperſon [lies: Caſparſon].

Der Heldentodt. 98

Columnus ſtarb als Held; hört, was er überwand!
Durch Laſter ſein Gefühl, durch Bosheit den Verſtand.

Hr. von Thümmel.

[132] Der Maler. 99

Auch ich mal' oft, und nehme nichts dafür,
Und der, den ich gemalt, zürnt noch dazu mit mir,
Ich gebe ganz getreu die Züge der Natur.
Weßwegen iſt der Mann denn ſelbſt Carricatur?

Hr. Käſtner.

Das richtige Sinnbild. 100

Cotill, der uns ſo oft mit ſeinen Schriften ſtraft,
Cotill läßt ſich ein Petſchaft faſſen;
Das Sinnbild ſeiner Autorſchaft,
Das, denkt er, müßte artig laſſen;
Er ſchlägt's dem Künſtler vor, der wagt es zu verſprechen,
Geht voll Empfindung fort, und ſticht was er empfand —
(Was konnt' er auch wohl anders ſtechen?)
Ein Schreibezeug und eine Hand.

Hr. v. Thümmel.

[133] Fritzgen und Hans. 101

Eine Erzählung.

Geh Junge! ſagte Fritz zu ſeinem Knecht und Hüter.
Der Menſch, der dieſer Junge war,

Trug seine Livery schon unter grauem Haar,
Und sein gefährlicher Gebieter
Erlebte, wohl gezählt, nun fast sein sechstes Jahr.
Bald, hieß es: geh! bald: komm! den Kräusel will ich haben!
Er kam — den Ball! — den Ball? — kannst du mich nicht verstehn? —
Mein Ball! was soll mir der? den Vogel! — Ha! — nicht den!
Du Rindvieh! wirst du mir bald aus den Augen gehn? —
Hier! Bleib! — und Hans gehorchete dem Knaben
[134] So schnell und wohl, als ob ein ganzes Heer
Von Hänsen da gewesen wär.

Herr Vetter! hörte man des Kindes Vormund sagen:
Sie geben sich unnöthig viele Müh;
Und darf man so getreue Diener plagen?
Ich bitte sehr, befehlen Sie
Mit einem Wort. Was soll er endlich machen?

Herr Oheim, sagte Fritz, sind dieses Ihre Sachen?
Ich liebe sehr, daß niemand sich vergißt.
Genug, daß dieser Kerl mein eigner Diener ist.

Wie dieser Knabe denkt, so denken viele Prinzen:
Das Land ist mein! Doch wehe den Provinzen,
Wo solch ein Kind der König ist!

F.

102 [135] An einen Geitzigen.

Was hütest du den Kasten,
Du reicher Sclave, du?
Entschüttle dich der Lasten,
Und wirf sie Witwen zu!

Gieb milde Morgengaben
Den Mädchen, die Verstand

Und keine Thaler haben!
So wird das Vaterland

Dich Bürgermehrer nennen;
Und du wirst sanft und leicht
Des Schlaf genieſſen können,
Den jetzt dein Geitz verscheucht.

Fr. Karschin.

[136] **An einen Juriſten.** 103

Du ſitzeſt bei den ſchönſten Scenen
Des ſchönſten Schauſpiels nur aus Zwang;
Und doch durchblätterſt du Concluſa ſonder Gähnen!
Ein Period', iſt hier, wie dort ein Aufzug, lang.

T.

Die beyden Amorn. 104

An Lalage.

Ein Schäfer iſt der Amor auf dem Lande,
Kind allezeit! und nackend allezeit!
Der an dem Hof', ein Stutzerchen von Stande,
Sich nimmer gleich an Sitte, Stimm' und Kleid!
Zwey Götter, Lalage! der eine
Geheim, beſcheiden, blöde, ſtill!
Der andre laut und flüchtig, nicht der meine!
Zu ſeinem Gott erwähl' ihn, wer da will.

Hr. Gleim.

[137] **Der Mond, ein Weintrinker.** 105

Jüngſt als der Mond mich trinken ſah,
Was denkt ihr wohl, was da geſchah?
Der Mond war allein,
In der Laub' am Hayn;
Ich ließ meinen Wein,
Und irrt' in den Hayn

Tief, immer tiefer hinein;
Der Mond war allein,
Und sah meinen Wein,
Und trank meinen Wein;
Denn ich kam vom Hayn,
Und fand keinen Wein;
Und niemand war da,
Der Mond nur — und Sylvia.

Hr. Köhler.

106 Euch Künstler kann ich leicht entbehren;
Mich hat die Liebe zeichnen lehren.
Als ich an einer hellen Wand
Den Schatten meines Mädchens fand,
Riß ich ihn ab. Noch steht sie da
So schön, als ich sie damals sah.

T.

107 [138] **An Damon.**

Ich sah die Welt; mir lachten keine Musen,
Es grünte mir kein holder Myrtenhayn;
Doch sog ich an der besten Mutter Busen
Gefühl für hohe Tugend ein,

Und für den Schöpfer, der, sein Lob zu melden,
Auch mich auf diesen weiten Schauplatz rief,
Aus jenem Staube, wo ich unter Helden
Und unter Hirten fühllos schlief;

Auch lehrte sie mein Herz, die Menschen lieben;
Die, arm und reich, stets meine Brüder sind;
Und heissen Durst, Erbarmen auszuüben,
Dem Reitz des Eigennutzes blind;

[139] Und Sanftmuth, andrer Fehler zu ertragen,
Nicht zu verdammen aus ererbtem Wahn;
Und Muth, mein Leben für den Freund zu wagen,
Wenn ich für ihn nicht leben kann;

Und jene Kunst, bey ländlichrohen Speisen
Der grossen Tafeln Pracht und Ueberfluß
Froh zu verachten, wie die alten Weisen
Sich gleich zu bleiben im Genuß.

Da sah den Jüngling eine Muse blühen,
Gewann ihn lieb, goß in sein weiches Herz
Den Trieb, bey ihren Chören zu entglühen,
Und neue Freude, neuen Schmerz

Bey schön erträumten Bildern zu empfinden;
Wenn Freundschaft über eine Urne klagt,
Geliebte sich in Wüsten wiederfinden,
Der Held in Fesseln nicht verzagt.

[140] Nun wagt er gar, die Laute selbst zu schlagen,
Allein sein kleines Lied wird nicht empor
Verwegen fliegen an des Donnrers Wagen;
Es säuselt um der Freundschaft Ohr.

Bescheiden rieselt so im Blumenpfade
Der kleine Bach, von stolzen Flüssen fern;
Doch wählen ihn zum zeugenfreyen Bade
Die Grazien und Daphne gern.

G.

Fruchtbarkeit im Ehestande. 108

Stax sagt zu seiner Frau: sprich, wie es möglich ist,
Da ich so alt und schwach, daß du so fruchtbar bist?
An unsrer Macht, rief sie, ist freylich nichts gelegen;
Vom Himmel kömmt der Eheseegen.

W.

109 [141] An die Wiederwärtigkeit.

Nach dem Gray.

O du, dem Jupiter gebohrne,
Zur Züchtigung der Welt erkohrne,
O Göttinn mit dem Felsensinn,
Allmächt'ge Herzenszwingerinn!
Du, die in martervollen Stunden,
Die ehrne Geissel rauschend schwingst,
Den Frommen selbst mit Gram umringst,
Den Bösewicht zum Beben zwingst!
Der Stolz, von deiner Hand gebunden
Mit schweren Fesseln von Demant,
Wird mit dem Elend schnell bekannt;
Der Wütrich in dem Purpur zagt,
Fühlt Qualen, die er nie empfunden,
Und seufzt allein und unbeklagt.

Als einst dein Vater sich entschloß,
Das liebste Kind aus seinem Schooß,
[142] Die Tugend auf die Welt zu senden,
Gab er zuvor erst deinen Händen
Das himmlischschöne Mädchen hin,
Um ihren jugendlichen Sinn
Durch dich zu bilden, zu vollenden.
Du mürrischernste Pflegerinn,
Wie trug sie deine schwere Ruthe
Viel Jahre lang mit sanftem Muthe!
Da lernte sie, was Kummer sey,
Und Thränen bittern Grams vergiessen;
Durch eignes Leiden lernte sie,
Aus mitleidvoller Sympathie
Beym Leiden anderer zerfliessen.

Von deiner Majestät verscheuchet
Und deinem heil'gen Ernst, entweichet
Der in sich selbst vergafte Thor;

Es fliehn des Müssiggangs Geschlechter,
Die wilde Freude, das Gelächter,
Der sorgenlosen Scherze Chor.
[143] Und lassen Zeit uns nun im Stillen
Der Menschheit Pflichten zu erfüllen.
Mit ihnen flieht der Wetterfreund,
Und der verlarvte süsse Feind.
Sie bringen dem getäuschten Glück
Den hier verworfnen Schwur zurück
Und sind ihm wiederum willkommen,
Und mit Vertrauen aufgenommen.

Die Weisheit, kunstlos ohne Pracht,
Gehüllt in leichte, dunkle Tracht,
Versenket in Gedankennacht,
Entbrannt von himmlischem Entzücken,
Und Schwermuth, die nur traurig lacht;
Ein schweigend Mädchen, starr von Blicken,
Die ein geheimer Lieblinghang
Zur Erde zieht; gehn dir zur Seiten
Auf deinem feyerlichen Gang.
Welch ein Gefolge! Dich begleiten
Auch Milde, Güt', und Menschlichkeit,
[144] Die, mit gleich eifrigem Verlangen,
Dem Freund' und Feinde Hülfe beut,
Und billige Gerechtigkeit,
Die sich am wenigsten verzeiht,
Und Mitleid, welchem von den Wangen
Die schmerzhaftsüsse Thräne schleicht.

O! durch das Flehn von deinem Knechte,
Furchtbare Göttinn, sey erweicht!
Mich treffe schonend deine Rechte,
Wie eines Vaters Rechte leicht.
Erscheine nicht, mit Nacht umthürmet,
Mit Donnerstimme, mit Gesicht,
Das schrecklicher als Donner spricht,

Wie deine Macht auf Frevler ſtürmet;
Im Leichentuch', im Schlangenhaar,
Umzingelt von der Plagen Schaar,
Von grauenvollen Trauerklagen,
Von der Verzweiflung hohlem Schreyn,
Von wilden Schmerzen, Todeszagen
Und der verworfnen Armuth Pein!

[145] Erſcheine hold, im Auge Güte,
Und bring' in deinem ſanften Schritt
Philoſophie zur Tröſtung mit,
Und ſenke ſie in mein Gemüthe.
Erweich' es, doch verwund' es nicht;
Den edlen Funken zu beleben,
Der kaum noch aus der Aſche bricht,
Dieß, Göttinn, werde dein Beſtreben!
Lehr' lieben mich, lehr' mich vergeben,
Lehr' mich mein eigenes Verſehn
Zuerſt mit ſtrengem Auge ſehn,
Dann anderer Verdienſt ermeſſen;
Doch nie, in meinem trunknen Sinn,
Aus ſtolzer Sicherheit vergeſſen,
Daß ich auch Menſch wie andre bin!

G.

[Holzstock.]

[146] Vertrauter meines Herzens,
Sieh, jene Laube winkt uns,
Wo uns kein Narr belauſchet!
Hier wollen wir der Bosheit
Von unſern Neidern lachen,
Und, wieder ihre Schmähſucht,
Der Tugend Zeugniß fühlen!
Mehr als der Schild Minervens
Soll dieſer ihre Pfeile
Von uns zurückeſtoſſen.

Hier wollen wir die Freuden
Des Menſchenfreunds empfinden,
Und, beym ſokrat'ſchen Becher,
Selbſt unſre Feinde ſeegnen:
Sie ſollen, wenn ſie ſchmähen,
Nicht eine unſrer Freuden,
Und, wenn ſie ſich bekehren,
Sie alle einſt empfinden.

Hr. Stockhauſen.

[147] Der Advocat auf dem Todbette. 111

Ein armer kranker Advokat,
Für deſſen Leben man auf allen Kanzeln bat,
Gedachte wie ein Chriſt ſein Haus itzt zu beſtellen.
Man weiß nicht, in dergleichen Fällen,
Wie bald, wie ſchnell der Herr gebeut.
Der kranke Mann verlieret keine Zeit,
Und „um die Welt noch zu belehren",
Läßt er mit ſchwachem Ton ſich hören,
„Daß ich gewiſſenhaft gedacht,
„Sey alles, was ich hier beſeſſen,
„Dem Tollhaus durch dies Teſtament vermacht". —
Der Prieſter fragt, warum er Kirch' und Schul' vergeſſen? —
„Herr", ſpricht er, mit gebrochnem Blick:
[148] „Ich zahle meine Schuld, und keine milde Gabe.
„Den Elenden geb' ich mit Recht mein Geld zurück,
„Von denen ich's empfangen habe."

H.

Die Diebinn. 112

Du Diebinn mit der Roſenwange,
Du, mit dem blauen Auge da!
Dich mein' ich — wird dir noch nicht bange?
Geſteh nur, was ich fühlt' und ſah!

Du ſchweigſt? Doch deine Roſenwange
Glüht ſchuldig, röther als vorhin.
O Diebinn mit der Roſenwange,
Wo iſt mein Herz? Wo kam es hin?

N. Hamb. Zeit. 1767.

113 [149] Grablied.

Töne ſanfter, Leyer, töne,
Wie der Weſt in Veilchen rauſcht;
Fern vom Schwarm der Jugendſöhne,
Von der Neugier unbelauſcht;
Von dem Flor der Nacht umſchattet,
Von den Sternen nur geſehn,
Sey mir jetzt ein Lied verſtattet,
Ach! ein Lied von Lalagen!

Lalage, von lichten Scenen
Blicke mitleidsvoll auf mich!
Laß mich, unter tauſend Thränen,
Dir geſtehn: ich liebte dich!
Ohne Frucht iſt dies Vergnügen,
Doch es ſchafft dem Herzen Luft;
Lebend hab' ich's dir verſchwiegen,
Jetzt vernehm' es deine Gruft.

Lieblich warſt du, wie die Röthe,
Die Aurorens Tritt umfließt,
Lieblich, wie des Hirten Flöte,
Der den neuen Tag begrüßt;
[150] Doch du ſtarbſt — ein Wetter ziehet
Drohend am Olymp empor;
Der beſtürzte Morgen fliehet,
Bebend ſchweigt des Hirten Rohr.

Wehe dem, der dich erblickte,
Und der Liebe widerſtand;

Den dein Lächeln nicht entzückte,
Der dein Auge nicht empfand!
Ach! er stammet aus Gebürgen,
Wo der Winter ewig ruht;
Seinen Vater zu erwürgen
Hätte der Verstockte Muth!

Nectarlippen, Purpurwangen,
Jugendliche Tändeley'n,
Kühner Jünglinge Verlangen,
Weichrer Herzen stille Pein,
Reitz und Unschuld, seltne Gaben,
Witz und Freundschaft, Grazie,
Alles lieget hier begraben;
Denn hier lieget Lalage!

[151] Die ihr eure Gatten klaget,
Tauben, seufzet hier und girrt,
Wo euch keine Furcht verjaget,
Wenn der Schatten brauner wird!
Kleine süsse Philomele,
Jene Linde sey dein Haus;
Hauche dort die trübe Seele
Langsam in Gesängen aus!

Ewig murmle, nahe Quelle,
Deinen süssen Trauerton!
Selbst an dieser theuren Stelle
Sprech' ich Welt und Freuden Hohn.
Laßt mich Mädgen, laßt mich Musen!
Nichts ergötzt mich, was ich seh;
Blicke, Lächeln, Wangen, Busen,
Ach! ihr seyd nicht Lalage!

Töne sanfter, Leyer, töne,
Sing' es der verwayst'ten Flur:
Hier schläft Lalage, die Schöne;

Sie, dein Meisterstück, Natur!
[152] Früh ermüdet von dem Kummer
Dieser Wallfahrt, schlief sie ein;
Süßerquickend müß' ihr Schlummer,
Heiter ihr Erwachen seyn!

T.

114 An die Schweitzer.

Euch Alpensöhnen gab ein milder weiser Himmel
Den vollen Reichthum der Natur;
Genießt ihn fern von dem Getümmel
Der trügerischen Welt. Bewahrt auf eurer Flur
Die Unschuld unverderbter Sitten;
Entfernt den Ueberfluß von euren sichern Hütten,
So seyd ihr freyer als die Britten.

Hr. Clodius.

115 Die Buhlerinn.

Sulpicia klagt stets schlaflose Nächte;
Doch weiß ich nicht, ob sie sie gern entbehren möchte.

W.

116 [153] Fragment eines Gedichts vom wahren Adel, dem Herrn v. R. gewidmet.

Umsonst erhebt der Mensch, wenn er in Trägheit ruht,
Sich stolz auf seinen Stand und auf ein edles Blut.
Ein modernd Pergament, zehn Helme tapfrer Ahnen,
Bildsäulen ohne Zahl, und halb zerrißne Fahnen,
Ein Marmor, der vom Ruhm des grauen Ahnherrn spricht,
Giebt einen äussern Glanz; den wahren Adel nicht,
Den Galliens Horatz und Juvenal erhoben,

Und den die Fleschiers in den Türennen loben,
[154] Mit dem ein Patriot, ein Weiser rühmlich geitzt,
Und der die Eifersucht erhabner Seelen reitzt.

Was hilft der edle Muth im Sturm gekrönter Sieger,
Wenn der ungleiche Sohn, als ein verzagter Krieger,
In Weichlichkeit zerfließt, und jede Mitternacht
Am trägen Spiel durchgähnt, und beym Champagner wacht?
Da jene, mit dem Palm und Lorbeer kühn umflochten,
Für Gott und Vaterland und ihre Freyheit fochten.

Sey from und tugendhaft, rein vor der klugen Welt,
Wenn dir die Pflicht gebeut, ein unerschrockner Held,
[155] Erheb' dich durch Verstand, bring' in der Weisheit Schätze,
Arbeite für den Staat, und wache für Gesetze;
Bewahre deine Brust vor süsser Wolluſt Reitz,
Verläugne deinen Stolz, entreisse dich dem Geitz,
Laß durch ruhmvollen Fleiß, durch Eifer stiller Thaten,
Den wahren Menschenfreund und Unterthan errathen;
Erziehe deinen Sohn zum Ruhm fürs Vaterland,
Mach' ihn mit der Gefahr der grossen Welt bekannt,
Sey für die Enkel noch ein Beyspiel ohne Tadel,
Ein wahrer Philosoph *** Dann leite deinen Adel
Von jenen Helden her, da Carl die Siegsfahn trug,
Da Belisar den Schwarm empörter Gothen schlug,
[156] Und, willst du tiefer dich ins Alterthum verhüllen,
Von Alexandern und den Cäsarn und Achillen.
Doch, wenn du auf dem Pfad der Ewigkeit verzagst,
Nicht selbst den kühnen Schritt zu ihrem Tempel wagst,
Wenn deine Tage todt und ungebraucht verflossen,
So sey vom Herkules und vom Achill entsprossen;
Die Helden, die der Stolz in deinen Stammbaum mahlt,
Mit deren Waffen noch dein glänzend Wappen prahlt,
Stehn wieder dich empor, und zeigen die Geschichte
Von deiner Niedrigkeit in einem höhern Lichte.
Die Welt, die jener Ruhm mit deinem Stolz verglich,
Lobt und bewundert sie, und spottet über dich.

Hr. Clodius.

117 [157] Ode
der verwittweten Churfürstinn von Sachsen nachgesungen.

Berlin. 31. Octobr. 1769.

Tochter des siebenden Carls,
Fürstinn, weiser als jene
Die den Herrscher von Salem gegrüßt,
Mit Geschenken, und durch
Tiefverwickelte Rätzel
Seine mächtige Weisheit geprüft;

Friederich, grösser, als er
Dem der Orient fröhnte,
Zog, durch himmelansteigenden Ruhm,
Dich aus einem Pallast,
Wo du deinen Vermählten
Oft im girrenden Tone beklagst!

[158] Kennerinn jeglicher Kunst!
Staunenswerthere Wunder
Hat dein geistiges Auge gesehn,
Als der schallende Ruf
Hundertzüngig erzählte
Von der Brennen gewaltigsten Held.

Aber, noch lange nicht satt
Ihn zu sehen, zu hören,
Eilte st du wieder beflügelt ins Land,
Wo das glückliche Volk
Und dein Göttergeschlechte
Liebebrennend zurücke dich rief.

Friederich sahe dir nach,
Wie der goldenen Sonne,
Wenn sie hinter dem Lorbeerhayn sich

Seinen Blicken entzieht,
Und die hoffenden Augen
Fernerwachender Völker bestrahlt.

[159] Lange noch höret sein Ohr
Deine Stimme, viel süsser
Als des lockenden Vogels Gesang,
Der, vom dunkelsten Baum,
Den tiefsinnenden König
Aus Gedanken zum Horchen erweckt.

Fr. Karschin.

An den Herrn Hofmaler Graf. 118

So oft dein Pinsel, Graf, kühn der Natur gebeut,
So oft vermählt sich Reitz mit sichrer Aenlichkeit;
An der Vergänglichkeit der Leinwand dich zu rächen,
Sollst du unsterblich seyn, und Bause soll dich stechen.

Hr. Clodius.

[160] **Ode**
auf die Eroberung von Choczym. 119

Triumph! er kann vor Rußlands Siegern,
Der stolze Feind, er kann nicht stehn!
Brüllt, ihr Geschütze, laut: Triumph den tapfren Kriegern,
Die ungestört den Pfad der Ehre gehn!

Trotz boten die unbänd'gen Haufen
Dem Heer der Helden, wollten sich
Hartnäckig mal auf mal den schweren Sieg erlaufen,
Der dennoch nicht von unsern Fahnen wich.

Denn der Allmächt'ge führt die Schaaren
Rutheniens; kein Muhamed
Kann sein Panier und Volk vor ihrem Arm bewahren,
Da Gottes Schrecken vor der Spitze geht.

[161] Er ſprach zum Todesengel: „zücke
„Das Rachſchwerdt über jenes Heer!"
Gleich flammt es in der Hand des Engels, deſſen Blicke
Entſetzen ſchoſſen und den Tod umher.

Vor ſeinem Fußtritt brauſt, erſchrecket,
Des Stroms hochangeſchwollne Fluth;
Der Brücke Band zerreißt, die ſchnelle Woge decket
Den ſcheuen Feind, und färbet ſich mit Blut;

Und Kriegesdonner ſpeyen Flammen
Auf Feind und Lager, Mau'r und Wall.
Er ſieht den Würger ſtehn; ſtarr ſtürzet er zuſammen
Und flieht; Verderben drängt ihn überall.

So fällt, bedeckt mit ew'ger Schande,
Ein Volk, das Recht und Frieden beugt!
So ſiegt ein Volk durch Gott, Heil ſeinem Vaterlande,
Das ſchnell empor zu ew'ger Gröſſe ſteigt!

[162] Die Vorſicht will es; Lorbeerkränze
Umwinden die Beherrſcherinn!
Wie glorreich flicht ſie Ihr, fern auf der Barbarn Gränze,
Mit Löwenmuth erſiegt, Held Gallitzin.

Wir ſahn die Fürſtinn groß im Frieden,
Sahn von ihr manche Götterthat;
Tropäen fehlten noch; auch die ſind ihr beſchieden,
So ungern ſie in Mavors Laufbahn trat.

Heb' hoch vor allen Nationen
Dein Haupt, Ruthenia, empor!
Wie wächſt, wie blüht dein Glück, wie ſchimmert unter Kronen
Dein Diadem ſo ſonnenhell hervor!

Die weiſe Fürſtinn, die es träget,
War ſtets Europens Luſt und Zier;

Jetzt, da Ihr starker Arm die wilden Horden schläget,
Neigt auch der Trotz den starren Hals vor Ihr.

[163] Eil' ehrfurchtsvoll zu den Altären,
Und opfre freudig deinen Dank!
Die Vorsicht wacht für dich; es schalle Ihr zu Ehren,
Von Mund zu Mund dein hoher Lobgesang!

Hr. Willamov.

Der Antiquar. 120

Bav schwört bey Ottons Kopf; warum nicht bey dem Seinen?
Ja, er ist im Verdacht, er habe selber keinen.

Hr. Clodius.

Bey einer Tragödie. 121

Leipzig 1769.

Des Stückes Held lag im Agonistren,
Da schlich ein Arzt sich weg; doch ihm rief Phaon bald:
„Ey wollen Sie ihn schon seciren?
„Er ist ja noch nicht kalt!"

* *

[164] An die junge Tochter des Herrn S*** zu Berlin. 122

Du, meiner lieben Freundinn Kind,
In dem die mütterlichen Sitten
Einst kräftige Beweise sind,
Daß deines jungen Mundes Bitten
Herauf durch alle Himmel drang,
Und angenehm vor Gott erschollen,
Ich will, daß deinen Bittgesang
Auch andre Kinder lallen sollen.

Der gute Geist, der dich erfüllt,
Erfüll' auch sie mit schönen Gaben!
Sie sollen auch ein Vorgangsbild
Und einen Tugendspiegel haben,
Wie du an deiner Mutter hast;
Und, wenn sie Krankheitsschmerz betroffen,
Geduldig unter ihrer Last,
Zum Herren schrey'n und auf ihn hoffen.

122a [165] Bittgesang für ein fünfjähriges Kind.

Aller Menschen Vater, höre,
Merk' auf mich dein lallend Kind,
Gieb mir deine Kraft, und lehre
Mich, was deine Wege sind;

Dich zu fürchten, dich zu scheuen,
Dich zu lieben, und in dir
Mich der schönen Welt zu freuen,
Schöpfer, dies verleihe mir!

Meinen Eltern Ehre geben,
Ihrem Wink gehorsam seyn,
Dir und ihnen dankbar leben,
Ohne Tadel, fromm und rein;

Vater, dies sind meine Pflichten.
Ach! ich wachse wie ein Baum,
Der gepflanzet ward zu Früchten
In des Gartens beßtem Raum.

[166] Laß mich gute Früchte tragen!
Herr, du prüfest Herz und Sinn,
Ob ich in der Zukunft Tagen
Tugendhaft und glücklich bin;

Sollt' ich nicht, o! dann erhöre
Mein verdoppelt kindlich Flehn,
Und laß mich, zu deiner Ehre,
Unschuldvoll dein Antlitz sehn;

Nimm mich früh von dieser Erde,
Ehe mir dein Auge feind,
Wegen meiner Sünden, werde,
Und mein guter Engel weint.

Gebet eines kranken Kindes. 122b

Schöpfer, Vater und Erhalter
Aller Wesen, die da sind,
Krankheit nagt mein zartes Alter,
Plage fühl' ich armes Kind;

[167] Meine Lenden sind erschüttert,
Ach! ich zittre vor dem Schmerz,
Wie das Reh vor Wölfen zittert;
Er zerreisset mir mein Herz!

Wenn der Schlaf die junge Taube
Unter ihrer Mutter deckt,
Dann werd' ich der Angst zum Raube,
Die mich plötzlich aufgeweckt;

Wenn das Thier in seiner Höhle
Ruhig liegt, dann ruf' ich noch:
Gott errette meine Seele,
Grosser Helfer, hilf mir doch!

Soll ich schon herunterfahren
In die Grube, soll der Sand
Mein Gebeine schon verwahren,
Eh' ich dich noch recht erkannt;

Laß mich leben und geneſen,
Wenn es dir zum Ruhm geſchieht;
O du Weſen aller Weſen,
Du, durch den die Sonne glüht,

[168] Du, durch den die Blume blühet,
Laß mich leben, wenn dein Blick
Mich des Lebens würdig ſiehet;
Winke meinen Schmerz zurück!

122c Danklied eines geſund gewordenen Kindes.

Ich bat den Herrn, der alle Tage
Noch unbemerkte Wunder thut;
Ihn rief ich an bey meiner Plage,
Da ward mein Herze wohlgemuth;
Getroſter ward ich jede Stunde,
Denn meine Zuverſicht verließ
Sich auf ein Machtwort aus dem Munde,
Der Erd' und Himmel werden hieß.

Er muß ein Wort geſprochen haben:
Ja, mein Gebet hat ihn erreicht,
Sonſt wär' ich lange ſchon begraben,
[169] Sonſt hätte mich der Tod, ſo leicht
Als Märzenfroſt die kleine Pflanze,
Herausgeriſſen aus der Welt,
In welcher mir mit neuem Glanze
Die Frühlingsſonne wohlgefällt.

Ich lebe, groſſer Gott, ich ſauge
Die Blumendüfte wieder ein,
Es grünet wieder meinem Auge
Der ſchöne Garten und der Hayn;

Mich wird die Mayenluft erfrischen,
Mir singt der Nachtigallen Chor;
Ich will mein Lob daruntermischen,
O Vater, neige mir dein Ohr!

[170] Nimm gnädig an mein kindlich Lallen,
Und laß dir selbst vor deinem Blick
Den kleinen Altar wohlgefallen,
Den ich von einem Rasenstück
Im frommen Spiel dir bauen werde,
Gieb auf mein Blumenopfer Acht,
Wie auf das beßte Lamm der Heerde,
Das dir dein Abel einst gebracht!

Fr. Karschin.

An *** 123
über den Angrif eines Kritikasters.

Marphurius siegt ohne Zweifel
Durch seine luftige Substanz;
Zerhaust du ihn, wie Michael den Teufel,
Gleich wird er wieder ganz!

[Holzstock.]

[171] ## Gesang 124
auf die Reise Josephs des zweyten.

Im Herbste 1769.

Wo ist der Sohn Theresens? O Kayserstadt!
Wo ist dein Herrscher? Wölke dein thürmend Haupt
Aus deinen blauen Düften, höre,
Was dir vom heiligen Eichenhayne

Der Barde Josephs (wag' ich den herrlichsten
Der Namen unter Barden? — Gefährlich ist
Der Reitz dem Einzigen zu folgen;
Aber zu mächtig! Er sey gewaget!)

[172] Der Barde Josephs tönet: Hier oben ist
Der Thaten Josephs unüberſehliche,
Wie Sonnen, helle Bahn gezeichnet.
Frühe begann Er die Bahn zu wandeln;

In That auf That erhabner. Italien
Liegt noch im ſüſſen Taumel. Es küſſet noch
Des göttergleichen Fürſten Spuren,
Und ſchon erſchallen der Marcomannen,

Und Quaden Hügel, dienſtbar ſie ſelber einſt
Den Ahnen Josephs, von der Begeiſterung
Des tiefgereihten Brennenheeres,
Welches den kommenden Herrſcher grüſſet.

[173] Er, jeder groſſen Gabe Bewunderer,
Er hatte ſchon den weiſen Gebiether, der
Am Appennin die Völker weidend,
Friedſam und furchtbar iſt, aufgeſuchet.

Nun eilet er den Wünſchen des mächtigen,
Des unbezwungnen Helden, der weit umringt
Von ſeinen Starken, an der Spree
In dem Gewande der Ehre ſtralet,

Erkämpft in rothen Feldern, ein Bardenfreund,
Und Barde ſelbſten — aber den galliſchen
Geſängen holder! — und des Kieles,
So wie der Klinge, gewöhnt, entgegen.

[174] Zween Kriege, leichenträchtig, verderbenvoll —
Wir Männer denken's! — kriegete Friederich
Mit Josephs Mutter (denn er hatte
Nie ſie geſehen) und Heldenbräute

Vergoſſen zweymal Thränen, und Jünglinge
Beſchwuren zweymal an der Erzeuger Grab

Des Todes Rache, deutſche Flüſſe
Trübten ſich zweymal in deutſchem Blute.

Nun wirft die Großmuth auf das Vergangene
Den himmelreinen Schleyer. Die Fürſten ſtehn,
Zwo Sonnen, die der Mittag ſcheidet,
Sehen ſich Ewigkeit an der Stirne;

[175] Und jeder ehret, was ihn verewiget,
Im Andern. Einer ſchlieſſet dem Anderen
Sein groſſes Herz auf. Freundſchaft ſtrömet
Von der Gebiether erhitzten Lippen.

So ſtand vor Siegmarn Hermann. Des Jünglings Aug'
Verrieth dem grauen Helden den künftigen
Vernichter ſtolzer Legionen,
Und den Zerbrecher der fremden Feſſeln.

O könnten meine Saiten die Kinder Teuts
Von allen Enden wecken! Sie ſollten mir
Den hohen, ahnungsvollen Anblick
Tief in erregteſter Seele feyern,

[176] Die Stelle zeichnen, wo ſich umarmeten
Die Größten Deutſchlands, Joſeph und Friederich,
Hin Eichen pflanzen, daß die ſpätſten
Enkel im Schatten ſich dies erzählten!

Und, Feinde Deutſchlands! häufet nicht Dunkel ſich
Um euer ſchielend Auge? Verſchwindet nicht
Auf Liſt und Trug gebautes Hoffen,
Wenn ſich mit mächtig erhobnem Arme

Den Bund der Freundſchaft Joſeph und Friederich
Beſchwören? — O ſo wartet ein Saitenſpiel,
Herabgeſtimmt zu Todestönen,
Euer an einer verdorrten Eiche!

Hr. Denis.

125 [177] Bitte eines Liebhabers an seine junge Geliebte, mit der er schon einige Zeit versprochen war.

Du übertreibst, o Freundinn meiner Jugend,
Den Reitz der Scham und Sittsamkeit,
Und in dem Fieber deiner Tugend
Betriegst du dich um Glück und Zeit.
Wie lange willst du noch, wie lange
Das treuste Band der Ehe fliehn,
Und mir zur Qual im kurzen Uebergange
Vom Fräulein bis zur Frau — verziehn?
Du hörst mich nicht? Geliebteste, so höre
Doch deiner ersten Mutter Rath.
Sie, die das Maaß der jungfräulichen Ehre
Am richtigsten gemessen hat;
Als sie der Herr, mit jedem Reitz umgeben,
Der dich itzt schmückt, ins Leben rief,
Bewahrte sie dies jungfräuliche Beben
So lange nur, als Adam — schlief.

Hr. v. Thümmel.

126 [178] An den Abend.

1764.

Der du dem hingesunknen Volke,
Das laut dir ruffet, dich versteckst,
Und noch mit einer Azurwolke,
Dich vor dem Blick des Tages deckst;

Komm, Hesperus, aetherisch milde,
Komm, Götterkind, auf diese Höh'n,
Komm auf die lechzenden Gefilde,
Die deinem Gruß' entgegen sehn!

Matt liegen sie! Des Landmanns rege,
Tonvolle Freude hemmt ein Ach,
Die Blumen welken hin, und träge
In dürren Ufern schleicht der Bach;

Ohnmächtig flüstert durch die Aeste
Ein Wind, von schwülen Düften schwer. —
Was zaudert ihr? Fliegt, fliegt, ihr Weste,
Und traget meinen Liebling her!

[179] Triumph! Sie haben ihn gefunden!
O seht ihn! Welch ein göttlich Bild!
Mit Ros' und Myrte rund umwunden,
Und ganz in Wohlgeruch gehüllt!

Von Zephyretten hergetragen,
Die schon von seiner Wonne glühn,
Nachlässig, langsam schwimmt sein Wagen
Durch den zerrißnen Aether hin;

Im heitern, drängenden Gewimmel
Begleitet von der Scherze Chor,
Fliegt lächelnd durch die stillen Himmel
Die Freude seinem Wagen vor,

Und senkt, gegrüßt durch frohe Lieder,
Noch ehe sie sein Fuß betritt,
Sich seegnend auf die Flur hernieder,
Und singt in ihre Chöre mit.

O! welche Ambradüfte wallen
Von jedem Anger zu dir auf!
Herabgefleht, erseufzt von allen,
Beschleunige den trägen Lauf!

[180] Antwortend klopfet dir in Schlägen
Des Mädchens und des Jünglings Brust;

Dir eilet Mann und Greiß entgegen,
Dir, Freund der Liebe, Freund der Luft!

Zu dir ſchwingt ſich in Lobgeſängen
Der Vögel lautes Volk empor.
Wie ſüßgemiſchte Töne drängen
Sich ſchmeichelnd in mein horchend Ohr!

Dir ſchlägt der Wachtel helle Kehle,
Die Lerche die ſich früh' erhob.
Die klagenvolle Philomele,
Die holde Amſel tönt dein Lob!

Welch ein Concert! die kleine Grille
Miſcht leiſezirpend auch ſich ein,
Und von dem fröhlichen Gebrülle
Des Viehes bebt der nahe Hayn.

Wer wird hier fühllos nicht empfinden?
Die ganze Flur wird ein Geſang;
Er tönt von Bergen, tönt aus Gründen;
Der Nachhall wiederhohlt den Klang.

[181] Und, zornig dich zu ſehn, entrücket
Die Sonne deinem Auge ſich;
Nur durch ein dünnes Wölkchen blicket
Sie ſchamroth einmal noch auf dich!

Wie ſchön, wie majeſtätiſch ſchwebet
Ihr glühend Antlitz auf der Fluth!
O! welch ein goldner Schimmer bebet
In Purpurwolken! Welche Glut!

Sie ſinkt! Sie ſinkt! und läßt umwunden
Von dir die Erde, die vergißt,
Daß ſie des Tages Laſt empfunden,
Und deinen mildern Scepter küßt.

Um ihre Stirne frische Kränze,
Und sanft geschlungen Hand in Hand,
Versuchen Hirten ihre Tänze,
Und singen den, der sie verband.

Von deinem holden Einfluß trunken
Fühlt sich der Nymphen lose Schaar,
Und, an des Freundes Brust gesunken,
Kränzt jene dort sein blondes Haar;

[182] Sie lacht mit ihm, und küßt ihn freyer;
Kein neidisch Auge darf sie scheun;
Dein grauer zartgewebter Schleyer
Hüllt sie in leichte Schatten ein!

Wie still wird itzt die Luft! — die Winde,
Wie lieblich sind sie, und wie schwach!
Sanftlispelnd spielt das Laub der Linde
Und sanfter lispelt Echo nach.

Durch Blumen rinnt die Silberquelle;
Es wäscht, dem Ohr vernehmlich kaum,
Mit klagendem Geräusch die Welle
Der schauervollen Grotte Saum;

Und immer dunkler wird die Hülle
Die deine Huld der Erde webt,
Und immer festlicher die Stille
Die alles nach und nach begräbt,

Bis daß gehört in Feld und Hütten
Kein Laut, kein Ton der Stimme wird,
Nur wo allein, mit leisen Schritten,
Noch heilige Betrachtung irrt.

[183] Sie kömmt, die Nacht! und alles lauschet;
Kein Stern erhellet ihr Gewand,

Ihr langſamſchwerer Fittig rauſchet,
Erquickt und ſchreckt das bange Land;

Der Gott des Schlafs fliegt ihr zur Seiten;
Die Phantaſie, der Träume Flug,
Der Eulen banger Schwarm begleiten
Den ernſthaftfeyerlichen Zug.

Ein Mantel, der, voll friſcher Düfte,
Sich ſtolz an ihrer Schulter bläht,
Fließt ausgewickelt durch die Lüfte
In ſtralenloſer Majeſtät;

Und meiner müden Hand entſinket
Die Laute, die ich willig nahm,
Wenn, vom Olympus hergewinket,
Zu mir die jüngſte Muſe kam.

A.

127 [184] Auf eine deutſche Dichterinn.

Ein güldnes Saytenſpiel entfiel Apollens Hand;
Es tönte durch die Luft noch dreymal und verſchwand.
Von dem Olymp beklagt ſieht Amor es verſchwinden,
Fliegt nach, durchſucht die Welt, und weint, und kann's nicht finden.
Der himmliſche Verluſt lag in bemooßten Gründen,
Wo Phyllis weidete, die ungeſucht es fand.

Hr. v. Thümmel.

128 An Amalchen in C.

den 21 May 1769.

Dem Freunde nur von ſieben Tagen
Haſt du bethränt die Blicke nachgeſchickt;
Es laſſe der, den einſt dein Herz beglückt,
Dich nie um ſeinen Abſchied klagen!

Hr. Käſtner.

[185] **Der Zweifler.** 129

Die beſte Weisheit iſt, nach der die Zweifler trachten,
Mir ſchenkt ſie wenigſtens den wichtigſten Gewinn.
Ich bin nicht mehr ſo ſtolz die Thoren zu verachten,
Seitdem ich zweifeln muß, ob ich ein Weiſer bin.

Hr. v. Thümmel.

Die Reiſe. 130

Der junge Hans verreiſt — Ihr fragt, wohin es geht?
Von Leipzig nach Lyon, von da — ins Lazareth.

Hr. v. Thümmel.

[186] **An die Herausgeber des Almanachs.** 131

Man lieſt ſo viel in andern Almanachen
Von Regen Wind und Sonnenſchein;
Kömmt denn davon in euren nichts herein?
Das Wetter werden euch die Recenſenten machen.

Hr. Käſtner.

[Vignette.]

[1] Nachricht.

Da unter der Aufschrift Leipzig, und der Anzeige bey Dodsley und Compagnie, ein Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1770 erschienen ist, so sieht sich des gegenwärtigen Verleger zu Rettung seiner Ehre genöthigt anzuzeigen, daß die Stücke der Herren Käſtner und Gotter, die sich in jenem befinden, nicht von ihm aus dem Dodsleyischen Calender sind gestohlen worden. Von diesen Stücken war zuvor keines gedruckt; ihre Verfasser gaben sie zur gegenwärtigen Sammlung her; es sind also nur zwei Arten möglich, wie sie in die Dodsleyische haben kommen können, Einmahl, daß Abschriften davon, in die Hände dessen, der dieselbe veranstaltet, gekommen sind, Zweytens, daß sie aus gegenwärtiger abgedruckt sind. Das letztere möchte bey einigen statt finden, z. E. bey dem Aufsatze: hier 73 S. Dodsl. Cal. 285 S. Manchmahl aber scheint entweder [II] das erste statt gefunden zu haben, oder der Dodsleyische Sammler hat Abdrücke erhalten, in denen Druckfehler und Schreibefehler noch nicht verbessert waren. So hat er die beyden hier 55 S. befindlichen Sinngedichte unrichtig bekommen. In den ersten, setzt er 182 S. Sophisten Schwärmer statt Sophistenschwärme, und kennt statt kannt, hat auch die ganz abgeschmackte Ueberschrift: Feinheit der Neuern, in einem Beyspiele darüber gesetzt, und es in dem sogenannten kritischen Innhalte, als ein beissend Sinngedicht eines Ungenannten (das Gedächtniß und noch etwas mehr, hat den Mann verlassen) characterisirt. In dem letztern läßt er 287 S. in der vierten Zeile, die Teufel in der Hölle jedem Menschen schmeicheln:

Ihr ſchmeichelt jedem Erdenſohne!

Und ſetzt Leſer zum voraus, denen die 5te Zeile Verwirrung machen möchte, wenn er ſie nicht um beliebter Deutlichkeit willen, in eine Parentheſe geſchloſſen hätte.

[III] Die Antwort hier 93 S. befindet ſich dorten 265 S. Die Damen aber ſind leichtfertge geworden. Dieſe Grobheit geht auf deſſen Rechnung, der ſie drucken ließ. Der Verfaſſer hatte den Damen das Beywort gegeben, das Homer dem Achilles giebt. Ueberhaupt, hat im Dodsleyiſchen Almanach das Sinngedicht keinen Verſtand, weil das fehlt, worauf es die Antwort iſt. Das iſt zu loben, daß dem Setzer unnöthige Mühe erſpart, und der Nahmen von Orpheus Gattin mit lauter ien geſchrieben iſt. Die Griechen möchten wohl alles mit Ypſilonen geſchrieben haben! Ein Stück, das aus einer unverbeſſerten Abſchrift gedruckt ſeyn mag, iſt das zweyte auf der 42 S. hier; im Dodsl. Cal. 185 S. Dorten ſind zu Anfange vier Zeilen, der erſte Entwurf, den der Verf. ausſtrich, weil er den Gedanken auf die Art wie es hier abgedruckt iſt, beſſer zu ſagen glaubte; der Dodsl. Sammler aber, wollte nichts umkommen laſſen, ſchob alſo dieſe vier Zeilen an die andern an, ohne nachzuſehen, ob ſie ſich damit in ein Gan[IV]zes zuſammenfügen lieſſen, und legt dem Verf. ein Sinngedicht bey, da einerley Gedanke und einerley Ausdrückungen gleich hinter einander zweymahl vorkommen. Von den letzten Zeilen hat er die Verbeſſerung nicht gehabt. Daß er den Catheder, den Helden, ſtatt die Cath. die Helden geſetzt, ſind kleinere Unachtſamkeiten, die bey ihm durch gröſſere Fehler bedeckt werden. Folgendes ſeyn ſollende Sinngedicht 152 S. des Dodsl. Cal.

Zur Geſchichte des Theaters von Käſtner.

Auch hier entdecket man vom Herzen noch die Spur
Doch auf Kathedern nur.

Iſt nicht von dem Verfaſſer dem es beygelegt wird, und eigentlich gar von Niemanden, der mit Verſtande

ſchreibt; denn Verſtand wird doch wohl aus dieſen Zeilen nicht herauszubringen ſeyn? Ein Anderer, [V] nicht der hier genannte Verfaſſer hat ein Sinngedicht gemacht, aus dem dieſes verſtümmelt iſt, und das war nicht zum Drucke beſtimmt, ſo wenig als das im Dodsl. Cal. 191 S. Von Hrn. Gotter ſind die Aufſätze, hier 65 S. 31 S. im Dodsl. C. 168; 187 S. Hr. G. wollte ſich hier nicht nennen, es iſt alſo eine Unbeſcheidenheit, daß ſein Nahme ohne ſeine Erlaubniß angezeigt wird. Der Verleger führt nur dieſe Proben von Aufſätzen an, die noch ungedruckt waren. Von ſchon gedruckten Aufſätzen, imgleichen ſolchen, die die Sammler gegenwärtigen Almanachs, unmittelbar von auswärtigen Verfaſſern zu dieſer Abſicht bekommen haben, befinden ſich ſoviel in beyden Calendern zugleich, daß man faſt denken ſollte, dieſe Uebereinſtimmung ſey nicht ganz von ohngefähr.

Auf welche Art nun auch der Sammler des Dodsleyiſchen Calenders zu den Aufſätzen gekommen iſt, die nach ihrer Verfaſſer Abſicht in dem hieſigen zuerſt erſcheinen ſollten, ſo iſt ihm doch gewiß be-[VI]kannt geweſen, daß ſie nicht beſtimmt waren, von ihm herausgegeben zu werden, und daß der Misbrauch, den er vielleicht von der Offenherzigkeit damaliger Freunde gemacht hat, das iſt, was die Rechtsgelehrten ein furtum vsus nennen.

Ein hungriger Buchhändler pflegt wohl was ihm in die Hände fällt, wenn er was damit zu erwerben hofft, zu drucken, ohne ſich zu bekümmern, mit was für Rechte er es thut; dieſes muß man dulden, wie andere Bosheiten, die man nicht hindern kann: Bey einem Gelehrten, der ſich mit den ſchönen Wiſſenſchaften beſchäfftiget, ſollte man doch ſoviel Gefühl der Achtung, die er andern Gelehrten ſchuldig iſt, vermuthen, daß er geſchriebene Aufſätze von ihnen nicht drucken lieſſe, ohne ſie zu fragen, ob ſie ſolches genehmigen. Ein Schriftſteller hat doch wohl über ſeine Arbeiten, in Abſicht auf ihre Bekanntmachung, ein Eigenthum, und er kann Begriffe von der Redlichkeit haben, nach denen er

dieſes Eigenthum [VII] nicht ihrer zweenen zugleich zu überlaſſen im Stande iſt. Auch folgt nicht, daß man jeden Einfall will gedruckt haben, weil man ihn aufgeſchrieben, oder auch gereimt hat; ſo wenig als jemand, der Lebensart beſitzt, allen Scherz, der in einer vertraulichen Geſellſchaft unſchuldig iſt, öffentlich ſagt. Hr. Klopſtocken hat der Dodsl. Cal. 270 S. die Billigkeit erzeigt, zu bekennen, daß er einige Oden von ihm aus Abſchriften eines Freundes herausgebe, für deren Richtigkeit er nicht ſtehen könne (die zweyte darunter auf den Todt der Königinn von Dänemark, iſt ſchon über 15 oder 16 Jahr gedruckt, und ſo verhält es ſich vielleicht auch mit den übrigen). Alſo will er wohl die Welt bereden, die Sachen, von denen er dieſes Geſtändniß nicht thut, ſeyn ihm von ihren Verfaſſern in richtigen Abſchriften mitgetheilt worden.

Der Verleger gegenwärtigen Almanachs, hat ſich zu dieſer Erklärung gemüſſigt geſehen, weil es ihm beynahe gegangen iſt, wie jener Marketenderfrau, [VIII] der ein ſpitzfündiger Landsknecht ihr Faß von hintenzu anzapfte, und etwas von ihrem Biere eher verkaufte als ſie ſelbſt.

Der Dodsleyiſche Calenderſchreiber iſt wie er ſagt zu ſchüchtern einen Wahrſager abzugeben: Etwas, wozu freylich kein Muth, wenigſtens nicht von der guten Art, gehört, hat er doch den Zigeunern abgelernt: fremde Kinder ſtehlen, ſie verſtellen, und zu Krüpeln machen.

Göttingen den 1ten Jan. 1770.

Register.

A = Boie		Seite	
Boie, Heinrich Christian			
Agathe	A	32	Nach Abbé Cotin, Anthologie française I, 67.
Schlegels Grabschrift 1764	A	44	Unterhaltungen VII. 6, 517.
Auf ... der sich mit der Messiade in der Hand malen liess . . .	A	60	
Vergleichung . . .	A	69	(K. E. K. Schmidts Werke I, 479) Nach François de Neufchateau, Almanach des Muses, 1769, 32.
An Daphnen . . .	A	77	
Die Krankheit . . .	A	83	
An Daphnen . . .	A	92	Nach de Saint-Péravi, Almanach des Muses 1765, 78. Voss Musenalmanach 1792, 12 X.
Lied	A	107	
An Daphnen . . .	A	115	
An die Vernunft . .	A	116	Nach Al. Lainez. Bundesbuch 127.
~~Daphnis und Chloe~~	Unbez.	127	Voss Musenalmanach 1789, 77 B.
An den Abend . . .	~~A~~	~~178~~	Unterhaltungen II, 1, 38—42.
Casparson, Wilhelm Johann Christian Gustav			
An einen Freund . .		129	
Clodius, Christian August			
An die Schweitzer . .		152	Neue vermischte Schriften. Leipzig 1780. IV, 86.
Fragment eines Gedichtes vom wahren Adel .		153	Neue vermischte Schriften IV, 81.
An den Herrn Hofmaler Graf		159	Neue vermischte Schriften IV, 87.
Der Antiquar . . .		163	Neue vermischte Schriften IV, 171.
D			
An Stax		72	
Denis, Michael			
Gesang auf die Reise Josephs des Zweyten Im May 1769		1	Einzeldruck. Hamburgische Neue Zeitung 1769. 26. Juni. 99 Stück Klotz, Bibliothek, IV. 14, 376. Almanach der deutschen Musen 1770, 71. Die Lieder Sineds des Barden. Wien 1772. S. 148, Ossians und Sineds Lieder, Wien 1784. V, 68.
Gesang auf die Reise Josephs des Zweyten. Im Herbst 1769		171	Einzeldruck. Hamburgische Neue Zeitung 1769. 27. November. 187. Stück Almanach der deutschen Musen 1770, 238. Die Lieder Sineds des Barden. Wien 1772 S. 153 Ossians und Sineds Lieder. Wien 1784. V, 78.

	Seite	
F = Flügge (Knebel, Nachlass 2, 92).		
Flügge, Geh.Reg.-Secretär zu Hannover		
Fritzgen und Hans . .	F 183	Gellerts letzte Vorlesungen, herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von einem seiner Zuhörer (Chr. L. Willebrand). Lpz. 1770.
Füssli, Heinrich		
Germanikus und Thusnelde	56	Zürcher freymüthige Nachrichten 1760. Stück 84, S. 270. Schweitzerische Blumenlese 1781. II, 47.
G = Gotter.		
v. Gerstenberg, Heinrich Wilhelm		
Der Frühlingsabend .	9	Rosenbaums Lieder II. Almanach der deutschen Musen 1770, 167. Vermischte Schriften Altona 1815. II, 177.
Phyllis an das Clavier .	81	Rosenbaums Lieder II. Almanach der deutschen Musen 1770, 190. Vermischte Schriften Altona 1815. II, 122.
Lied an Amaliens Brauttage zu singen . .	120	(Camerer) Nachrichten vom Baltischen Meere 1767. II. Unterhaltungen 1769. I, 53.
Gleim, Johann Wilhelm Ludwig		
Der arme ~~Schiffer~~ Fischer .	11	Einzeldruck.
An den General von Stille, welcher ein Gedicht auf den König verlangte .	30	Sinngedichte. Als Manuscript für Freunde. Zu Berlin 1769. Sinngedichte. Dreyssig Exemplare für Freunde. 1776 S. 3. Klotz, Bibliothek IV. 13, 181. Werke V, 173.
Lied	33	—
Ueber die kleinen Verse, an Herrn Jacobi . .	47	Nach Dorat, Billet en réponse à des vers que l'auteur appeloit versicules. Klotz, Bibliothek II. 8, 704.
An den Herrn von Aderkass	61	—
Amor schlafend . .	66	Sinngedichte 1769.
An die Nachtigall . .	69	Sinngedichte 1769. Sinngedichte 1776 S. 9. Klotz, Bibliothek IV. 13, 180.
An Doris	70	Sinngedichte 1769.
An Aglaja	83	Sinngedichte 1769. Sinngedichte 1776 S. 7, Werke V, 8.
Dem Herrn Oberburgermeister Schulze. Den 21. Sept. 1769 . . ,	108	Einzeldruck. Almanach der deutschen Musen 1770, 284.
Die beyden Amoren . .	136	Sinngedichte 1769.

Gotter, Friedrich Wilhelm		Seite	
Antwort bey der Durchreise der kgl. Braut von Preussen. Den 11. Juni 1769	Th	16	Boie an Raspe. 25. September 1769; Weimarisches Jahrbuch III, 16. Gedichte, Gotha 1787. I, 88.
Der Frühling . . .	T	26	Gedichte I, 26.
Laura am Morgen nach ihrer Brautnacht .	T	31	Almanach der deutschen Musen 1770, 187. Gedichte I, 15.
An Amalchen. Bey Ueberreichung einer Rosenknospe	T	32	Nach Le bouton de rose. Almanach des Muses 1767, 88. Gedichte I, 182.
Trinklied	T	35	Gedichte I, 295.
Ein Schauspielhaus, was sonst? ist diese Welt .	T	43	Nach J. B. Rousseau, Oeuvres. London 1748. II, 223.
Lied bey einer Wiege, 1766	G	50	Gellerts letzte Vorlesungen 1770. Gedichte I, 172.
Tarquin und Lucrezia .	T	52	Gedichte I, 81.
An zwey Ritter . .	T	64	Gedichte I, 90.
An Daphnen . . .	T	65	Almanach der deutschen Musen 1770, 163. Gedichte, Gotha 1787, I, 183.
Lied in einer Sommernacht gesungen . . .	T	67	
Lied	T	71	Gedichte I, 58.
Die Freundschaft . .	T	87	Gedichte I, 294.
Könnt' ich aus der Parze Händen	G	89	Gedichte I, 60.
An eine Schauspielerin .	T	91	
Wir Deutsche sammeln stets	T	92	
An die Feindinnen eines gesellschaftlichen Theaters	T	98	
Der Trost	G	95	Gellerts letzte Vorlesungen 1770. Gedichte I. 213.
Ich wäre, glaub es mir .	T	106	
An Damon . . .	G	112	
Ueber Herrn Kästners Lobrede auf Leibnitzen	T	116	Gedichte I, 36.
An Phaon	T	117	Gedichte I, 84.
Antwort	T	119	
An einen Juristen . .	T	136	
Euch Künstler kann ich leicht entbehren . .	T	137	
An Damon . . .	G	138	Gedichte I, 1.
An die Wiederwärtigkeit. Nach Gray . . .	G	141	
Grablied . . .	T	149	Gedichte I, 101.
v. H			
Ueber die Romanze Hermin und Gunilde . .		26	Almanach der deutschen Musen 1770, 188. Boie an Raspe 25. September, 1769. Weimarisches Jahrbuch III, 17: „Von dem Einfall über Ihre Romanze weiss ich den Verfasser nicht. Ich fand ihn bei Herrn Hoiern, der auch nicht wusste woher er kam.“

	Seite	
H = Merck		
K		
An Elisen. 1753	78	Klopstocks kleine poetische und prosaische Werke. Frankfurt und Leipzig. 1771. S. 119. Vgl. Strauss, Schubart I. 239. Dagegen Hamburgische Neue Zeitung 9. April 1771 und Wandsbecker Bothe 1771 No. 59.
Kästner, Abraham Gotthelf		
Ueber den Eintritt der Venus in die Sonne	16	Vermischte Schriften. Band II. Altenburg 1772. S. 263.
Drey Erzählungen: I. Aus der Hölle. II. Aus unserer Welt. III. Aus dem Himmel.	21	Vermischte Schriften. II, 200.
Auf die deutsche Uebersetzung der neuen Heloise	34	Vermischte Schriften. II, 209.
Geht fleissig hin ins Auditorium	42	Almanach der deutschen Musen 1770, 185. Vermischte Schriften II, 210.
Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande	55	Almanach der deutschen Musen 1770, 182. „Feinheit der Neuern in einem Beispiele." Vermischte Schriften II, 211.
Der Autor der Pücelle	55	Almanach der deutschen Musen 1770, 237. Vermischte Schriften II, 211.
Die Diebinn	63	Vermischte Schriften II, 212.
Nach dem Tode seiner Gattinn. 1758	64	Vermischte Schriften II, 212.
Eine mütterliche Warnung	66	
Ueber den Gebrauch der Alten, geröstetes Korn zu opfern	70	Vermischte Schriften II, 213.
Als ein Frauenzimmer eine Ode aus Horaz sang	73	Almanach der deutschen Musen 1770, 285. Vermischte Schriften II, 204.
An einen Dichter der sich auf blau Papier drucken liess	92	Almanach der deutschen Musen 1770, 166. Vermischte Schriften II, 214.
Antwort	93	Almanach der deutschen Musen 1770, 265. Vermischte Schriften II, 215.
Die Chapeaux	94	Vermischte Schriften II, 218.
Johann Friedrich, auf Erden genannt von Cronegk, an den Sterblichen G*	104	Vermischte Schriften II, 216.
Die Geschäfte des Teufels	106	Vermischte Schriften II, 217.
Aeneas ein Ordensstifter	118	Vermischte Schriften II, 264.
In ein Exemplar seiner vermischten Schriften	119	Vermischte Schriften II, 274.

	Seite	
Die Damen . . .	128	Almanach der deutschen Musen 1770, 188. Vermischte Schriften II, 217.
Der Maler	132	Vermischte Schriften II, 219.
An Amalchen in C. . .	134	Vermischte Schriften II, 219.
An die Herausgeber des Almanachs . . .	136	Vermischte Schriften II 220.
Karschin, Anna Louise		
Gemälde eines kleinen Mädchens . . .	20	
An Mad. Schulz. Bey der Rolle der Pelopia . .	45	
An die Frau v. Knoblauch in Berlin . . .	77	
Gerühmt, bewundert und verehrt etc. . . .	90	
Wiegenlied . . .	111	
An Herrn *** . . .	113	
An einen Geitzigen . .	135	Anthologie der Deutschen II, 338.
Ode der verwittweten Churfürstin von Sachsen nachgesungen .	157	Einzeldruck. Almanach der deutschen Musen 1770, 241.
An die junge Tochter des Herrn S*** zu Berlin .	164	
Bittgesang für ein fünfjähriges Kind . .	165	
Gebet eines kranken Kindes	166	
Danklied eines gesund gewordenen Kindes .	168	
Klopstock, Friedrich Gottlieb		
Wir und Sie . . .	17	Stephanie, Wiener Schriften zum Vergnügen und Unterricht 1769. Almanach der deutschen Musen 1770, 151.
Das schlafende Mädchen	68	Rosenbaums Lieder fürs Clavier II.
Warnung	84	Neue Hamburgische Zeitung 1768. 11. Juni. 92. Stück. Almanach der deutschen Musen 1770, 216.
Köhler		
Die Aussicht. An einen Freund	105	Unterhaltungen 1769, I, 50.
Der Mond, ein Weintrinker	137	
Kretschmann, Karl Friedrich		
Der Barde Rhingulph an den preussischen Grenadier	86	Klotz, Bibliothek, 9. Stück, Bd. III S. 17. 1769. Anthologie der Deutschen I, 279. Werke Leipzig 1784. I, 127.
Lessing, Gotthold Ephraim		
Avar	42	Neue Hamburgische Zeitung 1767. 172. Stück. Vermischte Schriften I, 77.
Seufzer in einer Krankheit	44	Neue Hamburgische Zeitung 1767. 172. Stück. Vermischte Schriften I, 78.

		Seite	
Die Diebinn . . .		148	Neue Hamburgische Zeitung 1767. 180. Stück. Voss,Musenalmanach. 1780, 211. Vermischte Schriften II, 191.
Merck, Johann Heinrich			
Merkur und Amor. Fabel	H	76	Weimarisches Jahrbuch III, 193—5, Wagner III, 17.
Die Fichte und die Eiche. Fabel	H	94	Gellerts letzte Vorlesungen 1770. Briefe an J. H. Merck. 1835 S. LV.
Der Storch und der Fuchs. Fabel	H	110	
Die Tanne und die Eiche. Fabel	H	126	Gellerts letzte Vorlesungen 1770.
Der Advocat auf dem Todbette. Fabel . . .	H	147	Briefe an J. H. Merck. 1835 S. XLVI.
P			
1763. Ich klage nicht mehr etc. . . .		88	
Ramler, Karl Wilhelm			
An Herrn Quanz. Beym Antritt seines 70. Jahrs			Unterhaltungen VI, 478. Anthologie der Deutschen I, 374.
Ode an eine Witwe . .		37	Nach J. B. Rousseau. Hamburgische Neue Zeitung 1767. 13. August Stück 126.
S = Schmidt			
Schmidt, Jacob Friedrich			
Menelaus und Helena. Dem durchlauchtigsten Erbprinzen von Sachsengotha am Tage seiner Vermählung gesungen	S	123	
Stockhausen, Johann Christoph			
Vertrauter meines Herzens etc.		146	Wandsbecker Bothe 1772 Nr. 88.
T = Gotter			
Th = Gotter			
von Thümmel, Moritz August			
Der Heldentodt . . .		131	Anthologie der Deutschen II (mit des Verfassers Bewilligung aus dem Göttinger Almanach genommen) 237.
Das richtige Sinnbild .		132	Anthologie der Deutschen 237.
Bitte eines Liebhabers an seine junge Geliebte, mit der er schon einige Zeit versprochen war . .		177	Anthologie der Deutschen 236. Almanach der deutschen Musen 1770. 2. Auflage. S. 154.
Auf eine deutsche Dichterinn		184	Anthologie der Deutschen 235.
Der Zweifler . . .		185	Anthologie der Deutschen 235.
Die Reise		185	Anthologie der Deutschen 235.

W = Wenck		Seite	
Wenck, Johann Helfrich Bernhard			
Die betrübte Wittwe .	W	117	
Fruchtbarkeit im Ehestande	W	140	
Die Buhlerinn . . .	W	152	
Willamov, Johann Gottlieb			
Ode auf die Eroberung von Choczym . .		160	Hamburgischer Correspondent. 1769. 1. November Num. 174. Almanach der deutschen Musen 1770, 235. Sämmtliche Poetische Schriften. Leipzig 1779. S. 130.
Ungenannte			
Frag und Antwort .		34	
Bey einer Tragödie. Lpz. 1769	**	163	
An *** über den Angrif eines Kritikasters .	*	170	Beytrag zum Reichs-Postreuter, 35. Stück, 5. Mai 1768 aus einer anonymen von Hamburg der Redaktion mitgeteilten Epigrammensammlung als Probe abgedruckt.

№ 51. Neue Folge No. 1.

Deutsche Litteraturdenkmale
des 18. und 19. Jahrhunderts
herausgegeben von August Sauer

CHRISTIAN THOMASIUS

VON NACHAHMUNG DER FRANZOSEN

NACH DEN AUSGABEN VON 1687 UND 1701

STUTTGART
G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG
1894

Druck von Carl Rembold in Heilbronn.

Vorbemerkung.

Eine der berühmtesten deutschen Schriften, das erste deutsche Universitätsprogramm, des Christian Thomasius Discours Von Nachahmung der Franzosen wird hier in einem einfachen Neudrucke vorgelegt. Er wird doppelt willkommen sein in den Tagen, da die Universität Halle die Feier ihres zweihundertjährigen Bestandes begeht, der Name ihres eigentlichen Gründers und bedeutendsten Lehrers in Wort und Schrift geehrt und dessen Denkmal enthüllt wird. Nach zwei Jahrhunderten soll der ernste Mahnredner wieder zu Worte kommen und manche seiner Sätze mögen auch für die Gegenwart ihre Bedeutung nicht verloren haben.

Christian Thomasius war nicht der erste, der es als akademischer Lehrer wagte, zu seinen Zuhörern in ihrer Muttersprache zu reden. Er hatte Vorläufer in Frankreich. Auch in Deutschland waren vereinzelte Versuche gemacht worden, die Macht des Lateinischen zu brechen. Tilemann Heverlingh las in Rostock im Jahre 1501 über Juvenal in deutscher (vielleicht niederdeutscher) Sprache, Theophrastus Paracelsus bediente sich in seinen Vorlesungen seit dem 5. Mai 1527 wiederholt der deutschen Sprache, Luther pflegte in Wittenberg deutsche Sätze in seine lateinischen Kathedervorträge einzustreuen. (Richard Hodermann Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache um die Wende des 17. Jahrhunderts, Jenenser Dissertation, Friedrichroda 1891; Sudhoff, Hohenheims deutsche Vorlesungen in den Wissenschaftlichen Beiheften zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins Nr. 3; Döllinger,

Akademische Vorträge 2,15 weist darauf hin, dass ungefähr um die gleiche Zeit wie Thomasius auch Buddeus in Jena deutsche Collegien zu halten begonnen habe.) Aber diese Versuche waren von einander unabhängig und blieben ohne Folgen. Die Bedeutung des kühnen Schrittes des Leipziger Dozenten wird dadurch nicht gemindert. Paracelsus hatte seine Vorlesungen deutsch gehalten, aber lateinisch angekündigt, Thomasius brach auch hier mit dem Herkommen. Er zum ersten Mal lud seine Zuhörer zu seinen Vorlesungen durch eine deutsche Ankündigung ein, die er am 24. oder 31. Oktober (alten Stiles) 1687 an das schwarze Brett der Leipziger Universität anschlagen liess.

Thomasius hat die Wichtigkeit und Bedeutsamkeit seines Vorganges in späteren Jahren mehrmals hervorgehoben, ebenso das Aufsehen, das er damit erregte: „Als ich für ohngefehr dreyssig Jahren ein teutsch Programma in Leipzig an das schwartze Bret schlug, in welchem ich andeutete, dass ich über des Gracians Homme de cour lesen wolte, was ware da nicht für ein entsetzliches lamentiren! Denkt doch! ein teutsch Programma an das lateinische schwartze Bret der löbl. Universität. Ein solcher Greuel ist nicht erhöret worden, weil die Universität gestanden. Ich muste damahls in Gefahr stehen, dass man nicht gar solenni processione das löbliche schwartze Bret mit Weyhwasser besprengte. Kurtz darauf, als ich den ersten Theil meiner Vernunfft-Lehre dem Professori Dialectices in die Censur gab, damit ich meinen Lästerern das Maul stopffen könte, die mir gefährliche Lehren schuld gaben, wurde ich von ihm zu dem Professore des Aristotelischen Orgelwercks gewiesen. Dieser, da er die ersten Bogen etliche Wochen bey sich behalten hatte, gab mir selbige wieder zurücke, unter keinem andern prætext, als dass er mit guten Gewissen keine Schrifft censiren könte, darinnen philosophische Lehren in teutscher Sprache tractiret

würden, und dieses sey conclusum totius Facultatis Philosophicæ (Hodermann S. 18)." Aehnlich spricht er sich im Anhang zum Wiederabdruck des Discourses in den Kleinen Teutschen Schrifften (Neudruck S. 38) aus. Auf dieses erste selbstständige und entschiedene Auftreten des Thomasius gehen die Anfeindungen zurück, denen er in Leipzig ausgesetzt war und die ihn schliesslich von dort hinwegtrieben.

Thomasius liess von dem einmal eingeschlagenen Wege nicht mehr ab. An seine deutsche Vorlesungen schloss er deutsche Stilübungen an. Auch in Halle setzte er seine deutschen Vorlesungen neben den lateinischen fort. Und langsam fand er an beiden Orten und sonst Nachahmer und Bundesgenossen. Wurden die deutschen Vorlesungen noch im Jahre 1704 und 1705 in Halle verboten, und blieb das lateinische für viele Fächer und alle Disputationen in Geltung, so bürgerte sich trotzdem die deutsche Sprache als Vortragssprache seit und durch Thomasius dort allmählich ein (Schrader, Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle, Berlin 1894, 1, 106, 126). Hatte Thomasius den Wunsch ausgesprochen es zu erleben, dass man selbst zu Leipzig Collegien in teutscher Sprache halten werde, so gieng ihm dieser auch wirklich in Erfüllung (Hodermann S. 18, 30 ff.). Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts tritt das Latein auf den Universitäten bereits hinter dem Deutschen zurück; in der ersten Hälfte des neunzehnten konnte es noch geschehen, dass die Verdienste des Thomasius von einem Philologen in lateinischer Sprache gefeiert wurden (Hodermann, S. 38), in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts ist das Latein dem Deutschen völlig unterlegen. So wirkt die That des Thomasius bis auf die Gegenwart fort.

Ebenso bedeutsam wie durch die Form ist der kleine Aufsatz durch seinen Inhalt. In der Zeit der grössten Abhängigkeit Deutschlands von den romanischen Völkern, besonders den Franzosen, wagt es hier ein freier

führlich gegen einander halten sollen; Derohalben wollen wir das, was wir davon zu sagen haben, in wenig Worte zusammen fassen. Es ist wahr, die Teutschen haben wegen ihres Temperaments nicht so viel Hitze als die Frantzosen, und das ist die Ursache, warum unter ihnen nicht so viel beaux esprits als unter den Frantzosen anzutreffen sind. Aber sie haben hingegen desto grössere Gedult; und eben diese Gedult ist es, die nothwendig erfordert wird, wenn man etwas solides schreiben, und sich mit einem faux brillant nicht vergnügen will. Wiederum ist es auch wahr, dass die Frantzosen insgemein mit einer Lebhaftigkeit des Geistes für andern Nationen begabet sind; aber diese Lebhaftigkeit ist nach ihrer eigenen Geständniss sehr flüchtig, und die mit dieser Flüchtigkeit ordentlich vergesellschafte Ungedult verhindert sie, dass sie gar selten sich Zeit nehmen, die guten Erfindungen, mit denen ihr Geist angefüllet ist, in Ordnung zu bringen und aufzuräumen. Solcher gestalt aber werde ich mit Permission allen Unpartheyischen von beiderley Nationen sagen dürffen, dass die Frantzösische Lebhaftigkeit niemahlen zu einem hohen Grad der Gelahrheit gelangen könne, wenn sie nicht mit einer Teutschen Gedult temperiret werde, welches mit dem eintzigen Exempel des gelehrten Cartesii genugsam zu erweisen ist; und dass andern Theils die Teutsche Gedult nimmermehr einen Teutschen zu einem wohlverdienten Ruhm erheben werde, wenn sie nicht von einer frantzösischen Lebhaftigkeit angefeuret und belebet wird; und stehet dahin, ob man nicht mehr Exempel unter uns Teutschen werde aufbringen können, die mit einer dergleichen Lebhaftigkeit der Schwehre ihres Geistes Flügel gemacht, als die Frantzosen vielleicht unter ihren Landes-Leuten nicht werden vorstellen können, die ihre Lebhaftigkeit mit einer gehörigen Gedult figiret hätten."

Die Bemühungen des Thomasius um die Einführung

der deutschen Sprache in den akademischen Unterricht und weiterhin in die gelehrte Journalistik, sowie seine Fürsorge für die nationale Erziehung der deutschen Jugend sind nur ein Glied in der Kette seiner vielseitigen ausgebreiteten Thätigkeit, welche in letzter Zeit oft und beredt gewürdigt worden ist, vgl. ausser Schraders Buch noch W. Giesebrecht, Der Einfluss der deutschen Hochschulen auf die nationale Entwicklung 1870; B. A. Wagner, Christian Thomasius, Berlin 1872; Minor, Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 1, 1; F. Frensdorff, Halle und Göttingen, Göttingen 1894. Den Einfluss des Gracian auf Thomasius und die Abhängigkeit unserer Schrift von dessen Lehren verfolgt in erschöpfender Weise das soeben erschienene Buch von Karl Borinski, Balthasar Gracian und die Hoflitteratur in Deutschland, Halle 1894.

Das Programm, das unser Neudruck von S. 1—37 nach dem Exemplar der Kgl. Bibliothek zu Dresden reproduciert, ist ein dünnes Quartheftchen von 39 Seiten und äusserst flüchtig gedruckt: Orthographie und Interpunction sind ganz unregelmässig, manche Namen ungenau widergegeben, die französischen Citate nachlässig abgeschrieben. Der Eindruck der Raschheit und Flüchtigkeit, den die Schrift macht, sollte in diesem Neudruck so wenig wie möglich verwischt werden. Es wurden daher nur die Abkürzungen aufgelöst, fehlende Buchstaben eingesetzt, unmögliche Wortbilder beseitigt; ferner folgende Aenderungen vorgenommen: 6_{13} reinlich) statt reimlich) 10_{15} figürlicher statt figürliche 11_{10} verborgene statt verborgen 18_{13} wurde das Punctum eingesetzt 23_{1} würde statt wurde 27_{8} artige statt artigen 31_{33} könten statt können 34_{19} vernünfftig statt vernünfftige 38_{24} *honnétete* statt *honnéte.*

Die Nachschrift S. 38—50 ist nach der ersten Ausgabe der Kleinen Teutschen Schrifften S. 53—70 unverändert reproduzirt, deren voller Titel lautet:

Christian Thomasens allerhand bißher publicirte Kleine Teutsche Schrifften, Mit Fleiß colligiret und zusammen getragen; Nebst etlichen Beylagen und einer Vorrede. HALLE, Gedruckt und verlegt von Christoph Salfeld, Konigl. Preuß. im Hertzogthum Magdeburg Hoff- und Reg. Buchdr. 1701.

Die folgenden Auflagen der Kleinen Teutschen Schrifften sind für unseren Zweck ohne Belang.

Indem diese Sammlung der Deutschen Litteraturdenkmale eine neue Folge eröffnet und einen neuen reichhaltigen Plan ihrer Fortsetzung vorlegt, ihren Titel vereinfacht und ihr Aeusseres umgestaltet, ist es die Pflicht des neuen Herausgebers, ihres Begründers und ersten Leiters zu gedenken, der ihr ein Decennium lang seine besten Kräfte gewidmet, die Grundlinien auch für ihre Weiterführung fest und sicher gezogen hat und seinen Rat und seine thatkräftige Hilfe ihr auch ferner wird angedeihen lassen. In seinem Sinne soll die Sammlung auch weiterhin geleitet werden.

Prag, im Juli 1894.

August Sauer.

Christian Thomas

eröffnet

Der

Studirenden Jugend

zu Leipzig

in einem Discours

Welcher Gestalt man denen Frantzo-
sen in gemeinem Leben und Wandel nach-
ahmen solle?

ein COLLEGIUM

über des GRATIANS

Grund-Regulu/

Vernünfftig/ klug und artig zu leben.

---

zufinden

bey Moritz George Weidemannen.

Gracien Maxim. 67.

DAns les fonctions de l'esprit, le plausible a toujours trionfé. Un discours poli & coulant chatouïlle les oreilles, & charme l'entendement: au contraire la sécheresse d'une expression metaphysique choque ou lasse les auditeurs. Il y a des employ, dont le principal exercice consiste à choisir, & ou la dependance est plus grande, que la direction: comme sont tous ceux, qui ont pour but d'enseigner & de plaire. Que l'Orateur prefére donc les argumens les plus plausibles; que l'Historien entremêle l'utile & l'agreable, & le Filosofe le specieux & le sententieux. Qv'ils s'étudient tous à rencontrer le gout universel d'autrui, qvi est la vraie methode de choisir. Car il en est comme d'un festin, ou les viandes ne s'aprêtent pas du gout des cuisiniers, mais à celvy des conviez. Qv'importe que les choses soient fort au gout de l'Orateur, si elles ne sont pas à celvy des auditeurs, pour qui elles sont aprêtées? Nam cœnæ fercula nostræ, dit Martial, Malim convivis, quam placuisse cocis.

[3]

Meine Herren

Es iſt kein Zweiffel, und ſchon von vielen angemercket worden, daß wenn unſere Vorfahren die alten Teutſchen anitzo auferſtehen und in Teutſchland kommen ſolten, ihnen im geringſten nicht dünckẽ würde, daß ſie in ihren Vaterlande und bey ihren Landsleuten wären, ſondern ſie würden ſich vielmehr einbilden, daß ſie in einem frembden Lande bey unbekanten und gantz andern Menſchen ſich aufhielten; ſo groſſe Enderungen ſind, ich will nicht ſagen, in tauſend, ſondern nur in etlichen hundert Jahren darinnen fürgegangen, unter welchen nicht die geringſte iſt, daß da für dieſem die Frantzoſen bey denen Teutſchen in keine ſonderliche Hochachtung kommen, heut zu Tage alles bey uns Frantzöſiſch ſeyn muß. Frantzöſiſche Kleider, Frantzöſiſche Speiſen, Frantzöſiſcher Haußrath, Franzöſiſche Sprachen, Frantzöſiſche Sitten, Frantzöſiſche Sünden ja gar Frantzöſiſche Kranckheiten ſind durchgehends im Schwange. Solten wir uns nun nicht billig ſchämen (ſo wir ja nichts anders bedencken wolten) daß wenn unſere Vorfahren einen Blick in die ietzige Welt thun ſolten, ſie an ſtatt ihres gleichen in Teutſchland anzutreffen daſſelbige mit teutſchen Frantz-Männern beſetzet finden würden, welche von denen uralten Gebräuchen ſo gar abgewichen ſind, daß von ſelbigen faſt nicht das ge-[4]ringſte mehr, welches uns von den vorigen eine Anzeigung geben könte, übrig blieben; ich meine ja ſie würden uns als unechte Kinder und Baſtardte anſpeyen, und uns eher mit unſern Frantzöſiſchen Bärtgen für feige und weibiſche Memmen als

ansehnliche wackere Männer achten; ich meine sie würden uns entweder einen derben und nachdrücklichen Verweiß geben; oder aber uns nicht einmahl ihres Zorns würdig achtende mit einen bittern Gelächter von sich stossen.

Auff diese Weise pflegt man öffters von unserer heutigen Lebens-Art und Wandel zu urtheilen; aber meines Bedünckens, wenn man keine andere Ursachen wieder dieselbige fürbringen kan, möchte man wohl mit diesen in Ruhe stehen, und die guten alten Teutschen in ihren Gräbern ebenmäßig ruhen lassen. Es ist von Anfang der Welt in denen meisten Republiqven so hergegangen, daß die Sitten und Manieren zuleben sich hin und wieder verändert haben; eines einzelen Menschen Wille ist veränderlich, wie solten denn so viele Menschen, aus welchen das gemeine Wesen bestehet stets während einerley Lebens-Art behalten? Aenderungen sind wohl ins gemein gefährlich, aber deswegen nicht allemahl zuverwerffen, weil man auch daß gute selten ohne Gefahr erhalten kan. Dannenhero ist ungereimbt, wenn man ein geändertes Leben bloß wegen der Aenderung tadeln will ohne zusehen ob man das Gute mit bösen, oder dieses mit jenem verwechselt habe. Die alten Teutschen waren wegen eines und andern billig für uns zuloben; aber wer wolte leugnen, daß wir nicht auch in vielen Stucken einen mercklichen Vortheil für ihnen auffzuweisen hätten? Solte nun ein Teutscher von der Gattung wie sie uns Tacitus beschreibet, oder Dieterich von Berne der edle Held elende (wie ihn das so genante Helden-Buch zum öfftern betittelt) uns unsere Gebräuche durchhecheln wollen; so halte ich gäntzlich dafür, daß ihnen ängster werden solte, als dem [5] alten Hildebrand gewesen, da ihn der Riese bey seinem Bart erwüschte und über die Achseln schleuderte. Meine Herrn, wenn sie etwan teutsche Bücher, so für ein baar hundert Jahren geschrieben worden, gelesen, und dabey die herrlichen Holtzschnitte bemercket haben; so stellen sie sich nur für, wenn einer der auff dieselbe altväterische Art gekleidet wäre, und den

damahlen gebräuchlichen deutschen **dialectum** (z. e. Es was ein Jungmann, der was ein groß hoffierer der Maydt ꝛc.) redete, und sich mit denen zu seiner Zeit gewöhnlichen Complimenten und Reverentzen nichts geringes zu seyn dünckẽ liesse, uns itzo **reformiren** wolte, oder wenn **M. Ortuinus Gratius** und **M. Jrus Perlirus** die großen Fackeln jener Zeit eine **Visitation** auff unsern hohen Schulen anstellen wolten; wer würde wohl so dann für der gantzen erbarn Welt auslachens würdig seyn? So halte ich auch gäntzlich dafür, daß die Nachahmung derer Frantzosen für sich selbst an uns ohne sonderbahre Ursache gescholten werden könne. Eine Nachahmung ist allezeit lobens würdig, wenn die Sache selbst nichts scheltwürdiges an sich hat, in Mitteldingen verdienet selbige weder Lob noch Tadel. Bey dieser Bewandnüß nun, gleich wie es mit denen Frantzösischen Sünden und Kranckheiten seine geweisete Wege hat, und kein Mensch solche vertheidigen wird; auch beyde nicht für uns, sondern jene für die Herrn **Theologos** gehören, diese aber denen Herren **Medicis** zu **curiren** gelassen werden müssen; also sind die Frantzösischen Kleider, Speisen, Haußrath, Sprachen und Sitten solche Dinge, welche wenn sie von Hoffarth, Üppigkeit Überfluß, närrischer **Affectation** und andern Lastern entfernt seyn, mit nichten als denen Göttlichen Gesetzen zu wieder ausgeruffen werden können; zum wenigsten würde es mir und meines gleichen als ein unzeitiger Eyfer ausgedeutet werden, wenn ich meine Herren von dem Frantzösischen Sprachmeister an des **Schottelii** [6] teutsche Sprachen Schul, von dem Dantzmeister auff die Kirmessen, von unsern Mode Schneidern an einen Dorffstörer, oder von denen Köchen, so die Speisen wohl zuzurichten wissen auff die altvåterischen Sudelköche, die einen guten Hirsenbrey mit Biere und dergleichen Leckerbißlein aus denen alten Kochbüchern anrichten können, verweisen wolte. Ein weiser Mann so in der Welt leben muß, muß nicht allein das jenige, so nicht zu ändern ist, ohne murren mit Gedult ertragen,

sondern auch vielmahlen was gutes zustifften und andere zugewinnen allen allerley werden, oder doch meistens auch das jenige, was leichtlich mißbraucht werden kan, sich wissen zu nutze zu machen und zum besten zukehren.

Derowegen sey es so, man ahme denen Frantzosen nach, denn sie sind doch heut zu tage die geschicktesten Leute, und wissen allen Sachen ein recht Leben zugeben. Sie verfertigen die Kleider wohl und beqvem, und ersinnen solche artige Moden, die nicht nur das Auge belustigen, sondern mit der Jahrszeit wohl übereinkommen. Sie wissen die Speisen so gut zu præpariren, daß so wohl der Geschmack als der Magen vergnüget wird. Ihr Haußrath ist reinlich und propre, ihre Sprache anmuthig und liebreitzend, und ihre ohnerzwungene ehrerbietige Freyheit ist geschickter sich in die Gemüther der Menschen einzuschleichen als eine affectirte bauerstoltze gravität. Nichts desto weniger ist auch nicht zu leugnen, daß wenn man iemand, der hochgeachtet wird, nachahmen will, man sich in Kleinigkeiten, welche nichts zur Sache thun, nicht vertieffen muß, sondern das Hauptwerck ergründen, durch welches sich derjenige, so nachgeahmet wird, seine Hochachtung erworben. Männiglich lacht Bassianum aus, daß er mit aller Gewalt Alexander den grossen nachäffen wollen, so gar daß er den Kopff auff eine Seite zutragen sich angewehnet, und des ehrlichen Aristotelis Bücher mit grossen Leydwesen derer Herren Peripateticorum verbrennen lassen, weil [7] man ihn berichtet, ob wäre Aristoteles mit ursach gewesen, daß dem Alexander mit Gifft vergeben worden; da er doch im übrigen nicht die geringste qvalität, krafft welcher Alexander sich den Namen des Großen verdienet, an sich gehabt. Ich weiß nicht, Meine Herrn, ob es uns nicht auch so gehe. Denn wie kommts doch, daß wan von uns Teutschen iemand in Franckreich reiset, ohnerachtet er propre gekleidet ist, und sehr geschickt von einen Frantzösischen Braten oder fricassée raisoniren kan, auch perfect parliret und seinen Reverentz so gut als ein leibhafftiger Frantzoß zu-

machen weiß, er dennoch gemeiniglich als ein einfältiges Schaff ausgelachet wird, da hingegen die Frantzosen, so zu uns herausser kommen durchgehends Liebe und Verwunderung an sich ziehen? Es kan nicht fehlen, wir müssen mit unserer Nachahmung das rechte pflöckgen nicht getroffen haben, und ist dannenhero hoch nöthig, wenn wir ihnen hinter die Künste kommen wollen, wodurch sie alle Welt ihnen Ehrerbietung zu bezeigen anlocken, daß wir der Sachen ein wenig reiffer nachdencken, ob wir den wahren Hauptzweck erreichen können.

Wie solten wir aber denselben besser erlangen, als wenn wir das jenige etwas genauer überlegen, welches die Frantzosen unter sich in hohen Werth halten, und derohalben die jenigen so damit begabt sind andern fürziehen. Sie machen viel wesens **d'un honnéte homme, d'un homme scavant, d'un bel esprit, d'un homme de bon goust, & d'un homme galant**, welches alles solche Eigenschafften sind, so wohl verdienen, daß man sie nicht obenhin ansehe, noch vermeine, daß man es trefflich erfunden habe, wenn man nach unserer Redens-Art sagen wolte, sie erfoderten zu einem geschickten Menschen, daß er ein ehrlicher, gelehrter, verständiger, kluger und artiger Kopff sey, in ansehen die Frantzosen selbst diese Titel nicht allemahl auff gleiche Art gebrauchen. Zwar so viel **un honnête** [8] **homme** betrifft; halte ich wohl dafür, daß sie gemeiniglich einen ehrlichen und gerechten Mann dadurch verstehen, der niemand mit Vorsatz beleidiget oder vervortheilet, seyn gegebenes Wort genau beobachtet, denen dürfftigen, so seine Hülffe von nöthen haben, willig und gerne beyspringe, auch von seinen Guthaten nicht viel Wesens machet, noch dieselbe wieder vorrücket &c. und wird ohne Zweiffel des **Farets Tractätgen** welches er **d'un honnête homme** geschrieben dieses alles weiter erläutern; wie wohl jener Frantzose meinte, dieses wäre ein **honnête homme** der zugleich eine **Maitreße**, einen verwirrten Proceß, und eine **qverelle** hätte, und sich

bey allen dreyen wohl betrüge. So bemercken sie auch mit dem Titel **Scavant** einen Gelehrten, aber einen solchen, der mit schönen und den menschlichen Geschlecht nützlichen Wissenschafften gezieret ist, denn denjenigen, der im Gegentheil den Kopff voll unnöthige Grillen und Sophistereien hat, welche zu nichts nütz seyn, als die so dieselben lernen, bey der klugen Welt zu **prostituiren**, nennen sie **Scavantas**, welches fast dem klange nach mit unserm Wort **phantast** übereinkommt. So viel **un bel esprit** betrifft, muß man nicht meinen, daß mit diesem Titel die jenigen beleget werden sollen, welche in Gesellschafft einen lustigen Schwanck artig zu erzehlen oder aus dem steigreiff ein Verßgen oder Liedgen zu machen wissen, obschon ins gemein solche Leute für **beaux esprits** ausgeruffen werden, so gar, daß es bey denen Frantzosen fast dahin gekommen, daß verständige Leute sich es für eine Schande gehalten mit diesen Namen gerühmet zu werden. **Le Pere Bouhours** ein bekanter **Jesuite** hat die Eigenschafften, welche zu der wahrhafftigen Schönheit des Verstands eigendlich erfordert werden, weitläufftig beschrieben. Er machet dreyerley Arten derer Leute, die mit so einem schönen Geiste begabet sind, derer etliche fürnemlich vom **studiren** und der Gelehrsamkeit **profes**[9]**sion** machen, etliche sich in täglicher **conversation** hauptsächlich beliebt zu machen wissen, etliche aber zu wichtigen Verrichtungen für andern gebrauchet werden können. Zu der ersten Art erfordert er, daß ein Gelehrter, so sich dieses Titels würdig machen will, einen Verstand haben müsse, **qui soit solide, brillant, penetrant, delicat, fertile, juste, universel, clair & modeste**; daß er geschickt sey alle Sachen wohl zu unterscheiden, und selbige wie sie an sich selbst sind zubetrachten, nicht aber wie der gemeine Pöbel sich durch das euserliche Ansehen betriegen zu lassen, oder durch all zu **subtiles** nachsinnen sich eitele und vergebliche Einbildungen davon zu machen, daß er nicht verdrießlich und mürrisch, sondern lustig und lebhafft sey; das er die

Grund-Regeln derer Wissenschafften wohl verstehe, auch dadurch die dunckelsten Fragen entscheiden könne, und nicht an allen zweiffele, oder solche Wahrheiten, so offenbahr und am Tage sind, durch unzeitiges **disputiren** umbzustossen suche; daß er seine Gedancken nicht plump und unangenehm sondern mit guter **manier** und Anmuthigkeit fürzubringen wisse; daß er einen guten Vorrath habe von fürfallenden Sachen häuffig und doch nicht verschwenderisch zu **raisonniren**, und nicht seine **locos communes** auff einmahl ausschütte, sondern denen jenigen sich vergleiche, die reich und **propre** gekleidet sind, aber niemahls närrische Unkosten auf ihre Kleidung wenden; daß er seine eigene Geschickligkeit zu Marckte bringe, und sich mit anderer Gelehrten Gute nicht bereichere, oder seine Sachen mit nichts als Sprüchelgen, die er aus denen alten und neuen **Scribenten** zusammen gesucht, ausschmücke; daß er in allen guten Wissenschafften bewandert sey; daß er seine Gedancken andern klar und deutlich an Tag geben könne, und nicht so zweydeutig oder dunckel rede, wie ehe dessen die **Oracula**, oder als wenn er wolte lauter Rätzel auffzurathen geben; endlich daß er bescheiden sey und weder zu viel [10] von sich prahle, noch sich **affectirter** Weise verberge. Nechst diesem setzet er die andere Art **des beaux esprits**, so zwar nicht **studiret**, aber doch durch eine lange Erfahrenheit und **Conversation** sich die Geschicklichkeit zu wege **bracht** haben, daß sie wohl, leichte, und artig in Gesellschaft reden, daß sie alles was man ihnen sagt, geschwind und scharffsinnig beantworten, daß sie geschickte Fragen auffwerffen, lustige Histörgen erzehlen, mit Verstand schertzen, in frölichen Gesellschafften anmuthig spotten, in ernsthafften aber klug und weise **raisonniren**, und mit kurtzen allerhand Gesellschafft belebt machen können, oder wenn dieselbe verdrißlich und schläfferig werden will, wieder auffzumunthern wissen. Zu der letzten und fürnehmsten Art erfordert er Leute, die gleichsam in Augenblick, wenn man ihnen eine Verrichtung vorstellet, alle Umstände der-

selben **penetriren**. auch das jenige zuvor sehen, was daraus entstehen könne: die alsbald die Mittel und Wege erkennen, wodurch man auch das schwerste Vorhaben zu Werck richte, und alle Verhinderungen aus dem Wege räume: die sich auch nicht allzuviel Verhinderungen oder Zufälle vorstellen, welche zu nicht anders nütz sind, als die Menschen ohne Noth zag- und zweifelhafftig zu machen. **Le bon gout**. gleichwie es eigentlich einen guten und **subtilen** Geschmack bedeutet, und dannenhero von solchen Leuten gebraucht wird, die nicht alleine das was gut schmeckt von andern gemeinen Speisen wol zu unterscheiden wissen, sondern auch geschwinde durch ihren scharffsinnigen Geschmack urtheilen können, woran es einem essen mangele; Also haben die Frantzoien nicht uneben dies Wort hernach figürlicher Weise von allen denen zu brauchen angefangen, die wohl und vernünfftig das Gute von den Böien oder das artige von dem unartigen unterscheiden, daß also den Nahmen **d'un homme de bon gousts** der jenige verdienet, der so viel die Sinnen betrifft, zum Exempel eine artige und geschickte Liebereyen auszusuchen weiß, [11] oder der sich lieber an einer anmuthigen Laute oder wohlgestrichenen Violine als an den besten Brumeisen oder der zierlichsten Sackpfeiffe **delectiret**; so viel den Verstand anlanget, der **mehr von** Hoffmanns oder Caspars **Poesie** hält, als von Hanns Sachsens Reimen oder andern Meister-Gesängen, der **Ciceronem, Cujacium, Grotium, Cartesium höher** achtet, als die **Scholasticos, Glossatores, Aristotelis Ethic, und Petri Lombardi libros sententiarum**; so viel den Willen angehet, der eine vergnügliche und dem gemeinen wesen nützliche Lebens-Art einer verdrießlichen und **pedantischen** vorziehet: ja so viel endlich die **Affecten** und Gemüthsneigungen berühret, der zum Exempel ein **galantes** und liebreitzendes Frauenzimmer für eine alberne und närrische **coquette** sich zur liebsten wehlet. Aber **ad propos** was ist galant und ein galanter Mensch? dieses dürffte uns in Warheit mehr zuthun machen als

alles vorige, zumahlen da dieſes Wort bey uns Teutſchen ſo gemein und ſo ſehr gemißbrauchet worden, daß es von Hund und Katzen, von Pantoffeln, von Tiſch und Bäncken, von Feder und Dinten, und ich weiß endlich nicht, ob nicht auch von Aepffel und Birn zum öfftern geſagt wird. So ſcheinet auch, als wenn die Frantzoſen ſelbſt nicht einig wären, worinnen eigentlich die wahrhafftige galanterie beſtehe. Mademoiselle Scudery beſchreibet dieſelbige in einer abſonderlichen conversation de l'Air galant, als wenn es eine verborgene natürliche Eigenſchafft wäre, durch welche man gleichſam wieder Willen gezwungen würde einem Menſchen günſtig und gewogen zu ſeyn, bey welcher Beſchaffenheit dann die Galanterie, und das je ne scay qvoy wo von obgemelter Pere Bouhours ein gantzes Geſpräch verfertiget, einerley wären. Ich aber halte meines bedünckens davor, daß Mons. Vaugelas und Mons. Costar die Eigenſchafft der Galanterie ein wenig ge-[12]nauer und deutlicher beſchrieben haben, daß es etwas gemiſchtes ſey, ſo aus dem je ne scay qvoy, aus der guten Art etwas zuthun, aus der manier zu leben, ſo am Hoffe gebräuchlich iſt, aus Verſtand, Gelehrſamkeit, einen guten judicio, Höfflichkeit, und Freudigkeit zuſammen geſetzet werde, und deme aller zwang, affectation, und unanſtändige Plumpheit zuwieder ſey. Ja ich meine, daß ich nicht irren werde, wenn ich ſage, daß bey denen Frantzoſen die Galanterie und la Politesse eines ſey und dannenhero zu beſſern Verſtand der Galanterie alles das jenige wohl verdiene geleſen zu werden, was rühmlich erwehnte Mademoiselle Scudery in einer andern conversation von der Politesse anmuthig und artig anführet. Denn daß ſie daſelbſt vermeinet, wie die wahre Politesse darauff beruhe, daß man wohl und anſtändig zu leben, auch geſchickt und zu rechter Zeit zu reden wiſſe, daß man ſeine Lebens-Art nach dem guten Gebrauch der vernünfftigen Welt richte, daß man niemands einige grob- und Unhöffligkeit erweiſe, daß man denen Leuten niemals das jenige unter Augen

sage, was man sich selbst nicht wolte gesagt haben, daß man in Gesellschafft das grosse Maul nicht allein habe, und andere kein Wort auf bringen lasse, daß man bey den Frauenzimmer nicht gar ohne Rede sitze als wenn man die Sprache verlohren hätte, oder das Frauenzimmer nicht eines Worts würdig achte; hingegen auch nicht allzu kühne sey, und sich mit selbigen, wie gar vielfältig geschiehet, zugemein mache; dieses alles sage ich, sind solche Eigenschafften, die zu einen galanten Menschen erfordert werden.

Es ist aber nicht genug, Meine Herren, daß wir mit dem Verstand derer Wörter, die bey denen Frantzosen einen Menschen in hochachtung bringen, richtig sind. Wir müssen auch ein wenig betrachten; ob denn die Frantzosen hierinnen einen Vorzug für uns haben, daß wir dieselben in diesen Stücken nach[13]zuahmen bedürfftig sind. D'un honnête homme von einen ehrlichen Mann machen sie zwar viel wesens, so gar daß ein bekanter Hoffmann seinem König auff keine bessere Art zuliebkosen gewust, als daß er zu ihm gesagt, wie er ihn nicht so wohl wegen seiner tapffern Thaten, als daß er ein rechter honnête homme wäre, liebte und ehrete; Alleine ob auch bey allen oder denen meisten die wahrhafftige honnetête so wohl in der That als in dem Munde anzutreffen sey, ist eine kützliche Frage, welche doch auch zu unseren Zweck eben nicht nöthig ist, weitläufftig erörtert zu werden. Denn ohne einer von beyden nationen zuschmeicheln oder dieselbe anzustechen, werden wir gar sicher sagen können; das wenn unter denen Frantzosen nicht wenig gefunden werden, welche diese Tugend hindansetzen, bey uns Teutschen an solchen Leuten auch kein Mangel sey, und wenn im Gegentheil die Frantzosen viel Exempel des honnêtes gens auffzuweisen haben, wir ebenmäßig daran nicht arm sind, noch von nöthen haben deswegen bey denen Frantzosen nach Personen, denen man hierinnen nachahmen wolte, uns umzusehen.

Was aber die Gelehrsamkeit betrifft, so ist wohl

kein Zweiffel, daß es heut zu tage unter denen Frantzosen mit denen Gelehrten auff das höchste kommen, in Ansehen dieselbigen durch die **Magnificentz** des Königs und die Hochachtung derer Grossen bey Hoffe angefrischet ins gesampt embsig bemühet sind, anmuthige und nützliche Wissenschafften fortzupflantzen, und die ohnnöthigen Grillen derer Schulfüchse auszutilgen und aus dem Lande zu jagen. **Petrus Ramus** scheinet von den ersten mit gewesen zu seyn, der den Grund hierzulegen helffen. Und ob er wohl in seinem Haß wieder den **Aristotelem** ein wenig die Gräntzen überschritten, auch seine Schrifften eben für die vollkommesten nicht zu achten sind, so ist doch nicht zu läugnen, daß er zuerst das Hauptstück der Weltweißheit, welches einen Menschen anwei-[14]set, wie er seine Vernunfft recht gebrauchen soll, von den Unflat und Narrenpossen derer Schullehrer in Franckreich gesaubert, und so viel an ihn gewesen, sich euserst bemühet, daß die **Philosophie** als ein taugliches Werckzeug derer höhern Wissenschafften gebraucht werden könne; wiewohl mit seiner gröSten Gefahr ja mit Verlust seines Lebens. Jhme sind hierinne andere kluge Köpffe nachgefolget, und muß ich nur eines eintzigen zuerwehnen gestehen, daß des **Port Royal l'Art de penser** ob sie gleich durch und durch gantz **Cartesianisch** ist, dennoch sehr viel gute Sachen in sich begreiffe, und wohl verdiene, daß sie von einem, der in seinen Kopff ein wenig auffräumen will, mit bedacht gelesen werde. Und was müste ich für Zeit und Gelegenheit haben, wenn ich alle die Gelehrten Frantzösischen **Scribenten**, welche die **Mathematic**, die **Physic**, die Sittenlehr und die hohen **Facultäten** mit vielen unvergleichlichen Schrifften ausgebutzet haben nur erzehlen wolte.

Dieses kan ich unangemerckt nicht lassen, daß sie aus einem überaus klugen absehen nicht allein ihre Wercke mehrentheils in Frantzösischer Sprache heraus geben; sondern auch den Kern von denen Lateinischen, Griechischen, ja auch nach Gelegenheit teutschen **Autoren** in ihre Mutterspracbe übersetzen; denn dadurch wird die Gelehrsamkeit

unvermerckt mit grossen Vortheil fortgepflantzet, wenn ein ieder das jenige, was zu einer klugen Wissenschaft erfordert wird in seiner Landes Sprache lesen kan, und es sich nicht erst umb frembde Sprachen zuerlernen sauer werden lassen muß. Absonderlich ist an ihren versionen zu loben, daß hierzu sich Leute gebrauchen lassen, welche von männiglich für gelehrt und klug passiret werden müssen; auch beyder Sprachen so wohl der Frantzösischen als der Griechischen oder Lateinischen recht mächtig gewesen; und endlich nicht obenhin, wie die Schüler die argumenta zu machen pflegen, die Autores über-[15] setzet, sondern mit guten bedacht und scharffen nachsinnen, so gar das mancher der seine version öffters und fleißig übersehen auch wohl in die zwantzig Jahr damit zugebracht, sich nicht verdriessen lassen, alles zuzerreissen und von vornen anzufangen, wenn ihm eine bessere methode gezeiget worden. Denn daß ich ietzo des Desmarais Titum Livium, des Giri Apologeticum Tertulliani, des Boelau Epictetum, des Arnaud d'Antilli Josephum geschweige, so haben Vaugelas durch übersetzung des Curtii, noch mehr aber der Herr D'Ablancourt durch verdollmetschung des Thucydidis, Frontini, Minucii Felicis, Arriani, Cæsaris, Luciani und Taciti ihre Namen unsterblich gemacht, und muß ich bekennen, daß die Version des Taciti mir bey lesung dieses Autoris für einen der besten Commentatorum, so viel den Verstand davon anlanget, gedienet habe, in der übersetzung des Luciani aber ein solches Kunststück verborgen stecke, welches einen absonderlichen weitläufftigen Discurs verdienet. Wannenhero Amelot de la Houssaie weißlich gethan hätte, wenn er in seinen Discurs über die Commentatores und Versiones Taciti und in dem Tractätgen von der Schmeicheley sein einfältig Judicium von des d'Ablancourt übersetzung bey sich behalten hätte, denn so hätte der ungenante Defensor des D'Ablancourt ihn auch zweiffels ohne für einen gelehrten Frantzosen und geschickten Dollmetscher passiren lassen,

da er hingegen bey dieser Bewandnüß den armen Amelot recht unbarmhertzig striegelt, und auch die geringsten Fehler, welche ihm sonsten billig zu übersehen gewesen wären, fürrücket.

Aber wir müssen uns nun auch unter uns umbsehen, was es mit denen Gelehrten für eine Bewandnüß habe. Es giebt ja noch in Deutschland gelehrte Leute, aber nicht so häuffig als in Franckreich, weil sich sehr viel von denen unserigen auff die Ab-[16]stractiones Metaphysicas derer Schullehrer befleißigen, (durch welche man weder dem gemeinen besten was nutzet, noch seiner Seelen Seeligkeit befördert, und bey weltklugen Leuten mehr verhaßt als beliebt sich machet,) oder die nöthigen Wissenschafften nur obenhin und ohne gründlichen Verstand wie die Nonnen den Psalter lernen, und ist nichts neues, daß wenn zum Exempel ein gut Ingenium an statt der Trebern seinen Verstand mit vernünfftigen Speisen nehren, und den Durandum de S. Porciano &c. nicht für einen Heiligen passiren lassen, oder dem was ihm in der Jugend fürgesungen worden, nicht nach pfeiffen will, selbiges in ja so scharffe Inqvisitiones fält, als Petrus Ramus zu seiner Zeit, der sich für Königlichen Commissariis nachdrücklich defendiren, muste, daß er gelehrt, man müste die Logic definiren, und doch mit Mühe und Angst von derselben Inquisition erlediget wurde; oder wohl gar verketzert und aus heiligem jedoch unzeitigem Eyfer mit denen schimpfflichsten Scheltworten beleget wird, wie etwann ein Geistlicher in Franckreich zu gedachten Rami Zeiten, der nach des Rami Lehre an statt Kiskis, Kankam, mischi; quisquis, qvanqvam, mihi &c. pronuncirte, von der Sorbone zu Pariß als einer der eine Grammaticalische Ketzerey begangen hätte, seiner beneficien beraubet wurde. So ist auch offenbahr, daß wir in Deutschland unsere Sprache bey weiten so hoch nicht halten als die Frantzosen die ihrige. Denn an statt, daß wir uns befleissigen solten die guten Wissenschafften in deutscher Sprache geschickt zuschreiben, so fallen

wir entweder auff die eine Seite aus, und bemühen uns die Lateinischen oder Griechischen Terminos technicos mit dunckeln und lächerlichen Worten zu verhuntzen, oder aber wir kommen in die andere Ecke, und bilden uns ein, unsere Sprache sey nur zu denen Handlungen in gemeinen Leben nützlich, oder schicke sich, wenn es auffs höchste kömmt, [17] zu nichts mehr, als Histörgen und neue Zeitungen darinnen zu schreiben, nicht aber die Philosophischen oder derer höhern Facultäten Lehren und Grund-Regeln in selbiger fürzustellen. Denn wieviel sind unter uns, die da meinen, es sey die Wissenschafft der Lateinischen Sprache ein wesentliches Stücke eines gelehrten Mannes, und wer selbige nicht gelernet habe, der könne ohnmöglich gelehret seyn; ja ich wolte wetten, daß unter denen, so diesen meinen Discurs lesen werden, fast die helffte dieses ihre erste censur werden seyn lassen, daß ich ungereimt gehandelt, weil ich solchen nicht in Lateinischer Zunge verfertiget; so gar wird unter uns selbst der verächtlich gehalten der nur im geringsten in diesen Stück zu beförderung guter Künste etwas in unserer Sprache versuchen wolte. Dannenhero auch kein Wunder ist, wenn es bey uns in Teutschland an guten übersetzungen mangelt. Zwar so viel die Frantzösischen Schrifften betrifft, dörffen wir eben die Exempel geschickter Versionen so gar weit nicht holen, so von berühmten Männern nur bey ihren müßigen Nebenstunden verfertiget worden. Denn wer achtet die Dollmetschung Mosis Amyraldi von Unterscheid der Religionen, und Jean d'Espagne von allgemeinen Irrthümern, nicht für ein Meisterstück? des Molinæi Seelen-Friede und anderer mehr anitzo zugeschweigen. Aber was Lateinische und Griechische Scribenten betrifft, werden wir auch wohl einen einigen finden können, den wir ohne Pralerey dem Vaugelas oder d'Ablancourt können entgegen setzen. Sind gleich unter uns einige, die hierzu nicht ungeschickt wären, so wäre es doch denenselben höchst vor übel zu halten, wenn sie mit so grossen Fleiß, als jene gethan

eine recht nette Version ausarbeiteten, da man es ihnen doch kaum danck wissen, oder mit Mühe und Noth die Übersetzung ungetadelt lassen würde. Die meisten Übersetzungen derer Autorum Classicorum sind von Schulleuten ver-[18]fertiget worden, die entweder aus itzerwehnten Mangel guter Belohnung und daß sie öffters mehr famis sedandæ als famæ acqvirendæ gratia die Feder ergreiffen müssen, oder aber aus Mangel eines reinen und Hochteutschen Styli, als welchen man nicht in Schulen, sondern in Gesellschafft anderer Leute und Lesung anderer Bücher begreiffet, uns keine anmuthige Version geben wollen, oder können. Zugeschweigen, daß vielfältig Exempel könten angeführet werden, wie offtermahlen arme Stümper, die kaum zwey oder drey Worte von der Sprache, aus welcher die Übersetzung geschehen soll, verstehen, und bey ieder Phrasi das Lexicon brauchen müssen, sich des dollmetschens anmassen, und es auch so dann toll und tämisch genung machen. Ich entsinne mich, daß für etlichen Jahren ein politisch Tractätgen heraus kommen, in welchen der Autor seine Schreibart desto besser zuverbergen viel Frantzösisch unter das Teutsche gemischet hatte. Als nun die Exemplaria hiervon meistens abgangen, und selbiges wieder auffgelegt werden solte, wolte der Verleger denen jenigen zu gute, so kein Frantzösisch verstehen die Frantzösischen Worte und paragraphos alsbald darbey teutsch mit übersetzen lassen, und trug dannenhero diese Mühewaltung einem auff, der das vertiren nicht gelernet hatte, welcher auch in der That eine solche Probe ablegte, daß man zum wenigsten bey der gerabebrechten Version was zulachen kriegte; denn es waren in der Warheit etliche Redens-Arten so ungereimbt übersetzt, daß auch Heraclitus seine Thränen hätte auff eine zeitlang abtrocknen müssen, wenn er solche gelesen hätte. Ich will nur Exempels weise die vornehmsten hier anführen. (1.) Er wird dadurch den Ruhm d'un homme sage erwerben: da er sonst par un emportement brutal oder durch eine brutale

[illegible] seiner Sache sich [19] überall in übeln credit [illegible] wurde. 2. Wie vor diesem ein Polnischer Seigneur [illegible] Stoß seinen vollen Zunahmen bey einer Dame ließ [illegible], gab dieselbe ihrem Diener zur Antwort. He! [illegible] mene cet animal à l'ecurie, & qv'on luy donne du foin. Admirez cela. Ey lasset dieses Thier auf die Reitschule führen, und ihm ein Bund Heu vorlegen. Kommet euch dieses frembd vor? (3.) Ihr Herren, wir wollen zu weit in unsern Discursen & il faut rompre les chiens. das ist: wir müssen die Hunde streichen lassen. (4.) Luxuriosi & Prodigi machen offtermahls eine depence sourde pour des amourettes, das ist eine heimliche Anklage für ihre Courtesien. (5.) Il ne faut jamais donner le flanc ou temoigner des bassesses à son ennemy. Man muß niemahls weinen oder gegen seinem Feinde einzige Zaghafftigkeit spüren lassen. (6.) Un grand esprit tout seul est un grand instrument à faire des fautes. Ein hoher Geist ist einzig und allein ein grosses Werckzeug krumme Händel damit zumachen. (7.) Qvel Hazard faut il courir en prenant une femme? da er vermeinet, sie sey intacta und wie die keuscheste Seele zu ihm ins Ehrenbette gestiegen, & un Cousin ou Compere a eu les gans de Madame, d. i. da hat ein guter Vetter oder [20] Gevatter Ihre Handschuh in verwahrung gehabt. Sitzet nun ein solcher schon in der höchsten Dignité, so wird doch seines Weibes unehr des Mannes und der Kinder Ehre keinen geringen Flecken abwischen, und mag die Comœdie des Moliere oder das Frantzösische Sprichwort: Il a cela du commun avec des grands Seigneurs d. i. Er hält diese mit andern grossen Herren auff der gemeinen Streue andere aber mich nicht trösten. (8.) La mort subite est des toutes la plus commode au sage & a un homme de bien. Ein geschwinder Todt ist einem klugen und begüterten Menschen der allerbequemste. (9.) Avec un bon mot Monsieur, l'on me feroit aller aux Indes. Mit einem einzigen guten Wort, mein

Herr, bracht ich es dahin, daß man mich in Indien ziehen liesse. (10.) Einer der eine gantz ungestalte und difforme person, weil er un pauvre Cadet, und sie Geld und Mittel hatte, heyrathet, und sie hernach sitzen läsſet oder sich anders wo und im Hause mit Catton divertiret, oder mit einem Catonischen ernstlichen Sauersehen belustiget ꝛc.

Was ist nun hierbey zuthun, meine Herren? Sollen wir uns bemühen die teutsche Sprache durchgehends in Hochachtung zubringen, um dadurch der Ausbreitung der Gelehrsamkeit den Weg zu bahnen? Dieses dürffte schwerlich angehen, und wür-[21]den wir wenig ausrichten, weil bißher schon eine geraume Zeit so viel kluge Köpffe, so viel edele Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschafft vergebens daran gearbeitet haben. Was für Hinderungen im Wege stehen, wäre anietzo zu weitläufftig zu erzehlen. Ich wil nur dieses berühren: In Franckreich redet niemand teutsch, auſſer etwan die Teutschen untereinander, so sich darinne auffhalten: Alleine bey uns Teutschen ist die Frantzösische Sprache so gemein worden, daß an vielen Orten bereits Schuster und Schneider, Kinder und Gesinde dieselbige gut genung reden; Solche eingerissene Gewonheit auszutilgen stehet bey keiner privat-Person, kommet auch derselben im geringsten nicht zu. Wir solten uns lieber derselben als eines Mittels bedienen, die Gelehrsamkeit dadurch fortzupflantzen. Der Jesuite Bouhours rühmet die Frantzösische Sprache weitläufftig, daß sie fähig sey, eben dasjenige zu verrichten, was man durch die Lateinische und Griechische zu wege bringen kan, dieweilen, wie bereits erwehnet, von allen nöthigen Wissenschafften Bücher genung in Frantzösischer Sprache ediret werden. Wir haben ja auch noch gute teutsche Bücher, obgleich nicht so häuffig. Warum solte es nicht angehen, daß man durch Hülffe der Teutschen und Frantzösischen Sprache, welche letztere fast bey uns naturalisiret worden, Leute, die sonsten einen guten natürlichen Verstand haben, in kurtzer Zeit viel weiter

ausführung seiner Sache sich [19] überall in übeln credit setzen würde. (2.) Wie vor diesem ein Polnischer Seigneur zu Pariß seinen vollen Zunahmen bey einer Dame ließ anmelden, gab dieselbe ihrem Diener zur Antwort. He! qv'on mene cet animal à l'ecurie, & qv'on luy donne du foin. Admirez cela. Ey lasset dieses Thier auf die Reitschule führen, und ihm ein Bund Heu vorlegen. Kommet euch dieses frembd vor? (3.) Ihr Herren, wir fallen zu weit in unsern Discursen & il faut rompre les chiens, das ist: wir müssen die Hunde streichen lassen. (4.) Luxuriosi & Prodigi machen offtermahls eine depence sourde pour des amourettes, das ist eine heimliche Anklage für ihre Courtesien. (5.) Il ne faut jamais donner le flanc ou temoigner des bassesses à son ennemy. Man muß niemahls weinen oder gegen seinem Feinde eintzige Zaghafftigkeit spüren lassen. (6.) Un grand esprit tout seul est un grand instrument à faire des fautes. Ein hoher Geist ist eintzig und allein ein grosses Werckzeug krumme Händel damit zumachen. (7.) Qvel Hazard faut il courir en prenant une femme? da er vermeinet, sie sey intacta und wie die keuscheste Seele zu ihm ins Ehrenbette gestiegen, & un Cousin ou Compere a eu les gans de Madame, d. i. da hat ein guter Vetter oder [20] Gevatter Ihre Handschuh in verwahrung gehabt. Sitzet nun ein solcher schon in der höchsten Dignité, so wird doch seines Weibes unehr des Mannes und der Kinder Ehre keinen geringen Flecken abwischen, und mag die Comœdie des Molière oder das Frantzösische Sprichwort: Il a cela du commun avec des grands Seigneurs d. i. Er hält diese mit andern grossen Herren auff der gemeinen Streue andere aber mich nicht trösten. (8.) La mort subite est des toutes la plus commode au sage & a un homme de bien. Ein geschwinder Todt ist einem klugen und begüterten Menschen der allerbeqvemste. (9.) Avec un bon mot Monsieur, l'on me feroit aller aux Indes. Mit einem eintzigen guten Wort, mein

Herr, bracht ich es dahin, daß man mich in Indien ziehen liesse. (10.) Einer der eine gantz ungestalte und difforme person, weil er un pauvre Cadet, und sie Geld und Mittel hatte, heyrathet, und sie hernach sitzen läsſet oder sich anders wo und im Hause mit Catton divertiret, oder mit einem Catonischen ernstlichen Sauersehen beluſtiget ꝛc.

Was ist nun hierbey zuthun, meine Herren? Sollen wir uns bemühen die teutsche Sprache durchgehends in Hochachtung zubringen, um dadurch der Ausbreitung der Gelehrsamkeit den Weg zu bahnen? Dieses dürffte schwerlich angehen, und wür-[21]den wir wenig ausrichten, weil bißher schon eine geraume Zeit so viel kluge Köpffe, so viel edele Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschafft vergebens daran gearbeitet haben. Was für Hinderungen im Wege stehen, wäre anietzo zu weitläufftig zu erzehlen. Ich wil nur dieses berühren: In Franckreich redet niemand teutsch, auſſer etwan die Teutschen untereinander, so sich darinne auffhalten: Alleine bey uns Teutschen ist die Frantzösische Sprache so gemein worden, daß an vielen Orten bereits Schuster und Schneider, Kinder und Gesinde dieselbige gut genung reden; Solche eingerissene Gewonheit auszutilgen stehet bey keiner privat-Person, kommet auch derselben im geringsten nicht zu. Wir solten uns lieber derselben als eines Mittels bedienen, die Gelehrsamkeit dadurch fortzupflantzen. Der Jesuite Bouhours rühmet die Frantzösische Sprache weitläufftig, daß sie fähig sey, eben dasjenige zu verrichten, was man durch die Lateinische und Griechische zu wege bringen kan, dieweilen, wie bereits erwehnet, von allen nöthigen Wissenschafften Bücher genung in Frantzösischer Sprache ediret werden. Wir haben ja auch noch gute teutsche Bücher, obgleich nicht so häuffig. Warum solte es nicht angehen, daß man durch Hülffe der Teutschen und Frantzösischen Sprache, welche letztere fast bey uns naturalisiret worden, Leute, die sonsten einen guten natürlichen Verstand haben, in kurtzer Zeit viel weiter

in der Gelehrsamkeit brächte, als daß man sie erst so viel Jahre mit dem Lateinischen placket. Sprachen sind wohl Zierrathen eines Gelehrten, aber an sich selbst machen sie niemand gelehrt.

Man lasse diejenigen, so Lust darzu haben, und die vom studiren die Zeit ihres Lebens profession machen wollen, Latein und Griechisch genung lernen, denen andern aber, so man im gemeinen Leben brauchen wil, oder die nichts als Frantzösisch und Teutsch gelernet haben, und denen das studiren wegen des Lateinischen sauer und verdrießlich wird, helffe man ohne Verdrießlich-[22]keit, mit dem was sie gelernet haben, fort. Ich halte gäntzlich davor, wann man dieses nur mit wenigem versuchte, man würde garbald einen mercklichen Vortheil daraus spühren. Zum Exempel: Wenn ein Fürst im Reich von 18. oder 20. Jahren nicht alleine gründlich davon raisonniren könte: Worinnen das Amt eines Christlichen und weisen Fürsten insgemein bestehe? Wie er zuförderst denen Göttlichen Gesetzen gehorsame Pflicht zu leisten schuldig? Wie weit ihn das natürliche Recht gegen alle Menschen verbinde? Was GOtt über dieses in dem allgemeinen Sitten-Gesetz, so er bald nach Erschaffung der Welt, oder nach der Sündfluth dem gantzen menschlichen Geschlechte *publici*ret, von selbigen erfordere? Worinnen das Wesen und der Grund der wahren Christlichen Religion bestehe? Wie das Kirchen-Regiment geführet und der Kirchen-Friede erhalten werden müsse? Wie der Profan-Friede so wohl äußerlich als innerlich zu befestigen? Wie ein Fürst nach dem gemeinen Völcker-Recht mit andern Staaten und Republiqven umbgehen solle? Auff was Art er das *Interesse* seiner Benachbarten beobachten müsse? Wie er bey Zeiten und im Frieden darauff bedacht seyn solle, daß er vor allen feindlichen Unfall sicher seyn könne? Wie er scharffe

Kriegs-*disciplin* ſolle halten, dabeneben aber auch guten und richtigen Sold geben? Welchergeſtalt und zu was Ende er ſich mit andern Fürſten ohne Schaden und mit Nutzen in Bündniſſe einlaſſen ſolle? Wie die Unterthanen in guten Sitten auffzuziehen? Wie nach derſelben *genio* oder ſonſt nach erheiſchender Nothdurfft die *civil*-Geſetze einzurichten? Wie weit dieſelbigen zu *exeqvi*ren oder in was maſſe ein Fürſt ohne Gefahr darinnen *dispensi*ren könne? Wie ferne die Straffe zu mindern oder zu ſchärffen? Was für Diener einem Fürſten zu [23] Unterhalt ſeines Staats und zur Nothwendigkeit des gemeinen Beſtens vonnöthen, auch was dererſelben ihr Amt ſey? Wie die Gerechtigkeit gehandhabet werden müſſe, daß keinem zu kurtz geſchehe, noch die Unterthanen durch langweilige *Processe* ausgeſogen und mürbe gemacht werden? Wie Zölle und *Contributiones* ohne groſſe Beſchwerung derer Unterthanen oder Hinderung der *Comerci*en anzulegen, auch wie ſolche löblich und wohl angewendet werden ſollen? Und wie endlich derer Unterthanen Nahrung merclich gehäuffet und befördert werden könne? Wenn ſage ich, ein Fürſt nicht allein dieſes alles wohl verſtünde, und hiernechſt ſo wohl in alten als neuen, ſo wohl in Kirchen- als *profan*-Hiſtorien wohl *versi*ret wäre, auch fürnehmlich den Zuſtand des H. Römiſchen Reichs deutlich innen hätte, und mit guter Art von allen durch eine geſchickte Rede nach dem kurtzen Hof-*stylo* ſeine Gedancken eröffnen, oder einen netten und artigen Brieff verfertigen könte; ſondern über dieſes dasjenige, was insgemein zu dem Amte eines Fürſten gehöret, auff ſich und ſeine Unterthanen inſonderheit wohl zu *applici*ren wüſte; Die *intention* ſeiner Benachbarten; Seiner Unterthanen *naturell*, das Thun und Verhalten ſeiner Cleriſey

und Bedienten, das Vermögen seiner Unterthanen, die Nutzbarkeit seines Landes etc. genau bemerckete, und aus diesem allen dienliche Mittel zu suchen wüste, die gemeine Ruhe und Wohlfahrt zu befördern etc. so halte ich gäntzlich dafür, man würde einen solchen Herrn mit gutem Fug für einen gelehrten Fürsten passiren lassen müssen, und wo mir recht ist, so hat Plato auff einen solchen gezielet, wann er gesaget: Daß alsdenn die Republiqven höchst glückselig seyn würden, wenn entweder die Fürsten philosophirten oder denen Philosophis die Regiments-Last auffgetragen würde. Aber ist [24] denn hierzu so grosse Mühe vonnöthen? und woran lieget es, daß wir dergleichen Proben nicht viel auffweisen können? Warhafftig an denen Potentaten selbst nicht, sondern meistentheils an der Art selbige zu unterweisen? Ich bin versichert, daß wenn man einen jungen Herrn von 10. biß 12. Jahren, der nur sein Teutsch und Frantzösisch verstünde, anfienge täglich zwey biß drey Stunden von diesen Materien mit einem von Ernst und Schertz gemengten discurs zu unterhalten, und darneben mit guter Art disponirte, daß er noch ein paar Stunden mit Lust auff Lesung guter Historien, auff die Geographie und Genealogien anwendete, man würde ohne ihm einigen Ekel vor dem Studiren noch Verdruß für denen Gelehrten zu machen, ingleichen ohne Beschwehrung des Gedächtnisses mit vielen auswendig Lernen, und Marter des Verstandes, dasjenige zu glauben, was man nicht verstehet, welches zugleich denen Menschen einen haupt-verdrießlichen Eigensinn einflösset; ia endlich ohne Beybringung vieler nichtswürdigen Fragen, welche das Gehirn verwirren und keinen grössern Nutzen haben, als Ratten und Mäuse zu tödten; gleichsam spielende und als durch den angenehmsten Zeit-Vertreib noch vor dem achzehenden oder zwantzigsten Jahre dieses alles zu wege bringen können.

Ferner, so viel eine Privat-Person betrifft, werden mir verhoffentlich die Gelehrten gar gerne Beyfall

geben, daß ſich ſelbige nicht würde ſchämen dürffen mit denen allergelehrteſten Männern zu conversiren: Wenn ſie erſtlich die Regeln gründlich zu raisonniren wohl innen hätte, ihre Gedancken füglich und ordentlich fürzubringen wüſte, von anderer ihren Schrifften ein gut judicium fällen, auch denenſelbigen den Urſprung ihrer irrigen Meinungen und wie weit ſebige von der Richtſchnur der Warheit abweichen, mit guter Art und Freundlichkeit darthun könte; Wenn ſie hernachmahls [25] die Rede-Kunſt ſo weit verſtünde, daß ſie einen wohlgeſetzten Brieff verfertigen und einen geſchickten Discurs formiren könte; wenn ſie in denen Mathematiſchen Wiſſenſchafften ſo weit bewandert wäre, daß ſie von niemand in ſelbigen verrathen zu werden ſich befürchten dürffte; wenn ſie von denen Geſchöpffen Gottes und deren natürlichen Eigenſchafften, ſo viel die Schwachheit des menſchlichen Verſtandes zuläſt, vernünfftig reden; wenn ſie von der menſchlichen Pflicht ſo wohl gegen GOtt als Menſchen in allen Ständen nicht ungeſchickte nachricht geben könte; wenn ſie ferner wüſte, was ehe deſſen von dieſem allen Pythagoras, Zeno, Epicurus, Plato und Aristoteles für Meinungen gehabt, wie dieſer Philosophen ihre Secten bald ab bald zugenommen, wie die Barbarey im Römiſchen Reich und ſonſt in der gantzen Welt überhand genommen, wie an deren Statt eine Scholaſtiſche Pedanterey lange Zeit Mode worden, wie zur Zeit der Reformation gute Künſte wieder empor kommen, was Ramus ehe deſſen in der Vernunfft Lehre, was nach dieſen der beruffene des Cartes und deſſen Schüler abſonderlich Malebranche in nachforſchung der Warheit, was ebenfals die Cartesianer, was Gassendus, was Digby in der natürlichen Wiſſenſchafft, was Grotius, Hobbes, der Herr Pufendorff, und derer Nachfolger, oder Wiederſacher in der Sittenlehre theils geneuert, theils gebeſſert; wenn ſie von Urſprung

und Fortgang derer Republiqven in der Welt, von dererselbigen heutigen Zustand absonderlich aber von Beschaffenheit des H. Römischen Reichs, und dessen Haupt und Gliedern, von derer andern Europæischen Potentaten und Republiqven dessein und interét wohl informiret wäre: wenn sie von dem Zustand der Kirchen altes Testaments etwas weniges, von denen Spaltungen [26] neues Testaments und deren Gelegenheit, absonderlich aber von denen Irrungen so nach der Reformation entstanden genauer und deutlicher zusagen wüste; wenn sie von denen besten Autoren, zuförderst aber von denen neuesten gute Kundschafft hätte und in deren Schrifften nicht frembde wäre u. s. w. Ich dächte wer dieses alles præstirte, dörffte noch wohl sich unter die Gelehrten machen. Jedoch weiß ich nicht, ob wir so balde unter jungen Leuten, und die nicht unter dem studiren fast veraltet sind, dergleichen antreffen würden, ob wir sie schon nicht unter denen, die in denen hohen und niedern Schulen an statt der Bücher Wohllust und Ergetzlichkeit geliebet, sondern vielmehr unter denen, die die freyen Künste in denen trivial Schulen wohl begriffen, auch ihre cursus auff denen Academien absolviret und die Discurs und Dictata ihrer Lehrer an einem Schnürgen herzusagen wissen, hervor suchen wolten. Und dennoch könte gar deutlich dargethan werden, daß man dieses alles einem erwachsenen jungen Menschen, der mit einem guten natürlichen Verstand versehen wäre und nebst seiner Mutterſprache einen Frantzösischen Autoren verstünde, es möge ein Frauenzimmer oder Mannsperson seyn, so ferne selbige nur rechtschaffene und keine laulichte Begierde hätte solches zu lernen, mit der leichtesten und angenehmsten Art in sehr wenig Jahren, nachdem der Fleiß mehr oder minder wäre, ich wil nicht sagen hauptsächlich beybringen, doch zum wenigsten dergleichen Anleitung darzu geben könte, daß sie hernach ohne fernere Handleitung und für sich selbst nach belieben

zu ihrer Vergnügung ohne Anstoß fort studiren, oder in der Welt gebraucht werden könte, auch allbereit in Gesellschafft, wann sie nur die Regeln zu rechter Zeit zu reden und zu schweigen wohl in acht nähme; für geschickt und nicht ungelehrt passiren solte. Es kan seyn, daß man mir es für eine Thorheit oder extravagance [27] deuten wird, daß ich Frauenzimmer und Mannspersonen in eine Classe gesetzet, gleich als wenn es eben so leichte wäre jene als diese gelehrt zu machen, da doch bey uns für ein Wunder geachtet wird, wenn eine Dame nur in einem einigen stück von der Gelehrsamkeit etwas besitzet. Aber gleichwie ich einem ieden gerne seine Meinung lasse; also getraue ich mir doch nicht allein dieses, was ich gesetzet, mit guten Gründen zubehaupten, sondern gar darzuthun, daß es viel leichter sey und mehr Succes zuhoffen, ein Frauenzimmer von einem guten Verstande, welche kein Lateinisch verstehet, auch nichts oder wenig von der Gelehrsamkeit weiß, als eine auch mit guten Verstande begabte Mannsperson, die aber darneben von Jugend auff sich mit dem Latein geplackt, auch wohl allbereit herrliche Zeugnüsse ihrer Geschicklichkeit erhalten hat, zu unterrichten, nicht zwar als ob die Lateinische Sprache die Gelehrsamkeit hindern solte, (denn wer wolte so unvernünfftig raisoniren?) sondern weil durch die durchgehends gewöhnliche Lehr-Art viel ungegründet und ohnnöthig zeug nebst dem Latein in die Gemüther der Lehrlinge eingepräget wird, welches hernachmahls so feste klebet, und merckliche Verhinderungen bringet, daß das tüchtige und gescheide nicht hafften will. Eine neue Schreibetaffel nimmet das jenige so man drauff schreibet gar leicht an; wenn aber eine Schrifft eine geraume Zeit darauff stehen blieben, wie schwer gehet es doch zu, wenn man hernach das erste auswischen will? ist dann das erste gar auff eine Eselshaut geschrieben worden, so wische man wie man wil es werden die alten Buchstaben oder Zahlen noch allezeit herfür gucken. In zweyen oder dreyen Jahren kan man viel lehren und lernen. Gesetzt nun

daß ein Frauenzimmer manchmahl etwas Vanität hat, welche zuvorhero etwan in einer vierteljährigen Zeit mit guter Art auff die Seite geschaffet werden muß; so mangelt es doch denen jungen [28] Herren daran eben so wenig. Ehe man aber bey diesen wenn sie schon studiret haben, die præjudicia und vorhergefaste Meinungen, welche sich auff nichts anders als auff ihre Autorität derer, von welchen sie solche eingesogen, gründen, ausmistet, halte ich dafür, daß man zum wenigsten ein Jahr mehr Zeit haben müsse, welches niemand wunderlich fürkommen wird, der beym Cartesio gelesen, wieviel derselbige seinem eigenen Geständnüß nach Zeit angewendet, seinen Verstand von dergleichen impressionen zusaubern, ohnerachtet ihm, wenn man seine Philosophie etwas genau betrachtet, noch unterschiedene, wie wohl wider seine gute intention, zurück geblieben.

Wir haben uns in Betrachtung des scavant homme ein wenig zu lange auffgehalten, wir werden aber den Vortheil davon haben in denen übrigen Stücken desto kürtzer zu seyn, weil doch, wenn man es recht heraus sagen will, die Wissenschafft der Grund zu einem bel esprit und ein nöthiges Stück davon ist, dieses beydes aber das natürliche judicium oder le bon gout trefflich schärffet, und aus diesen dreyen endlich ein parfait homme galant werden kan. So viel le bel esprit betrifft, dürfften wir die kürtzeste Arbeit machen, wenn wir den Bouhours folgen wolten, massen wir nur mit zwey Worten sagen könten, in Franckreich wäre selbige Art heute so gemein als die Mücken in Hundstagen und bey uns hingegen so rar, als ein Donnerwetter im kältesten Winter. Er saget daß das vorige Jahrhundert für Italien an schönen Geistern so fruchtbar gewesen sey, als es nach Augusti Zeiten iemahls seyn können, das ietzige aber sey für Franckreich, indem man mit guten fug sagen könne, daß alle Weißheit und aller Verstand von der Welt eintzig und allein bey denen Frantzosen anzutreffen sey, und daß alle andere Nationes

gegen die Frantzosen gerechnet den Kopff mit Gritze gefüllet hätten. Es könne niemand mehr in Franckreich mit seinem [29] schönen Geist empor kommen, und sich in hochachtung bringen, weil iederman davon etwas überley habe, und sey bey nahe kein Mensch unter ihnen, der ein wenig manierlich erzogen worden, welcher nicht wohl zu reden und artig zuschreiben wisse; die Zahl von guten Autoren und denen so artige Sachen verfertigten, sey unendlich; die gelehrten Versamlungen kluger Leute vermehrten sich täglich, ja er wisse mit einem Wort nichts, so gemeiner wäre im gantzen Königreich als le bel esprit (der vor diesem so rar darinnen gewesen) in ansehen er nicht alleine bey denen Gelehrten anzutreffen, sondern auch bey denen Soldaten und grossen Herren. Sie hätten Princen welche so wohl am Verstande als an Tapfferkeit es mit dem Scipio und Cæsar annehmen könten (bey welcher Gelegenheit er dann einen bekanten Printzen sehr artig und auff Jesuitische Manier zuschmeicheln weiß) sie hätten Hertzoge, Marggrafen, Grafen, die sehr geistreich und gelehrt wären, und die ja so wohl mit der Feder als dem Degen ümbgehen könten, auch so geschickt wären ein artig Ballet anzugeben oder eine Historie zu schreiben, als eine Feldschlacht zu ordnen; Endlich so wäre bey ihnen an Hertzoginnen, Marggräffinnen, und Gräffinnen so insgesamt mit schönen Verstande begabt wären, so wenig ein Mangel als an denen Herren selbst. Aber uns armen Teutschen giebt er eine scharffe Lection, indem er uns mit denen Moscovitern vergleichet, und vorgiebet als wenn das gar was sonderliches wäre, daß ein Teutscher und Moscoviter einen schönen Verstand habe, und wenn ja allen falls dergleichen Leute auff der Welt wären, so wären es doch Geister von einer solchen Art, die niemahls ohne Verwunderung und entsetzen erschienen. Der Cardinal Perron habe von dem Jesuiten Gretsero gesagt, daß er genung Verstand für einem Teutschen habe, gleich als ob es ein Wunderwerck wäre, daß ein Teutscher mit Verstande ver-[30]sehen sey; Er

setzet auch die Ursache seiner Meynung darzu, daß nemlich ein schöner Geist sich gantz und gar nicht mit dem groben temperament und massiv-Leibern derer Nord-Völcker comportiren könne. Diese offenhertzige Gedancken des Bouhours solten uns nun eine gnungsame Materie geben, eine Satyre zu schreiben, wenn es unser Vorhaben wäre; in Ansehen sich der gute Vater mit seinem bel esprit ziemlich bloß gegeben, indem er zwar die modestie, als ein nöthiges Stück davon, wie oben erwehnet, erfordert, aber in Warheit sich nicht allein hierinnen sehr immodest bezeuget, sondern auch seine Pralerey (wenn wir uns teutscher Redens-Arten, oder nach seiner Art zu schertzen, massiv-Worte gegen ihm gebrauchen wollen) darinnen mercklich spühren läst, daß er in eben demselben Gespräch, wo er d'un bel esprit handelt, den einen von denen sich unterredenden Personen also einführet. Il ne se peut rien voir de plus beau que l'idee que vous avez du bel esprit. J'ay pensé dire, qu'il ne se peut rien voir de plus beau que votre portait; car on diroit que vous estes peint vous même dans le tableau, que vous venez de faire, tant il vous ressemble. Aber wir wollen den Ehrwürdigen Herrn anietzo passiren lassen, weil ihm ohne dem einer von seinen eigenen Landes-Leuten unter dem verdeckten Namen des Cleante, wie bekant, den Kopff mit allzu scharffer Lauge gezwaget, welcher auch absonderlich ihm dieses fürwirfft und für übel hält, daß er gantze Nationen und die Helffte der Welt angetastet, auch von denen Teutschen fürnehmlich gefraget, ob sie könten unter les beaux esprits gerechnet werden? Zum wenigsten finden wir unter seinen eigenen Model, so er uns oben d'un bel esprit gegeben, nirgends, daß dergleichen [31] Durchhechelungen und Schmäh-Worte gegen gantze Nationen darzu gehören, so wenig, als die offenbahre und handgreifliche Schmeicheley, so er von der Frantzösischen Nation macht. Man leugnet nicht, daß bey denen Frantzosen Leute von schönen Verstande in grosser Menge anzutreffen; daß er aber so viel Wesens

mit ſeinen Marquis macht, zweiffele ich ſehr, ob es ihm Moliere würde haben gut ſeyn laſſen, wenn er noch länger am Leben blieben, als welcher, wie bekandt, mit denen Herren Marquis ſich öffters luſtig gemacht. Und meynet denn der ehrliche Mann, das in Franckreich alles von ſchönen Geiſtern ſo gar unmäßig überley iſt, daß man keine Pedanten unter ihnen antreffen ſolte. Wie wenn wir mit wenigen einen herfürzögen, der ſich nichts geringes zu ſeyn dünckt, und dem Bouhours die Oberſtelle unter denen beaux esprits wol ſtreitig machen ſolte. Monsieur l'Abbé de Gerard iſt warhafftig auch keine Katze. Wer den Titel ſeines Buches la Philosophie des gens de Cour und deſſen Vorrede, wie auch den kurtzen Inhalt derer daſelbſt befindlichen Geſpräche lieſet, und bald auff dem Titel ſiehet, daß dieſes Werckgen zum dritten mal auffgeleget worden ſey, der ſolte drauff ſchwehren, der Autor habe den rechten Weg getroffen, wie man die Leute zu warhafftig Gelehrten und beaux esprits mit kurtzer Arbeit machen ſolle, zumal da er in der Vorrede nicht allein auf die barbariſchen Wörter und unnöthigen abstractiones derer gemeinen Philosophen, ſondern auch auff die allzu ſubtilen mathematiſchen Erfindungen und wunderliche Neuerungen derer Cartesianer ſtichelt, und ohne dieſe Mängel alles das jenige, was am curiöſeſten in der Physic und am gegründeſten in der Sitten-Lehre iſt, auff ſo eine leichte, natürliche und für die Leute am Hofe geſchickteſte Art zu weiſen verſpricht, daß man ſie verſichern könne, ſie würden nicht weniger Vergnügung und Begreiffung dieſer Philosophie antreffen, als wenn ſie einen Roman oder Comœdie läſen. Wenn man aber das Werck ſelbſt in die [32] Hand nimmt, was findet man doch darinnen für abgeſchmackt und albern Zeug? Ich wil nicht ſagen, daß den Autoren der ſinnreiche Baile (ein warhafftiger bel esprit) einer ziemlichen derben, wider die Reformirten begangenen Unwarheit beſchuldiget hat, auch des unerträglichen Lobes nicht erwehnen, daß er faſt in allen

Seiten sich selbst giebt, und sein grosses Werck (worvon la Philosophie des gens de cour nur ein kurtzer Auszug ist) heraus streichet, denen Buchführern, die solches Zweiffels ohne nicht haben verlegen wollen, das Maul wässerich zu machen, auch von einer Madame la Marquise, die er wil informiret haben, viel Rühmens macht; vielweniger was die methode betrifft, allzu genau erinnern, daß er nicht mit einen Buchstaben erwehnet, was er eigentlich durch die Philosophie verstehe, auch die Vernunfft-Lehre als das nöthigste Stück ausläst, und in übrigen die Philosophie und Theologie ziemlich untereinander wirfft; sondern ich wil nur etliche grobe Fehler und Auffschneidereyen anführen, die mir in Durchlesung kaum des dritten Theils dieses Buchs vorkommen. Im andern Gespräch, da er von denen Secten der alten Philosophen gehandelt, macht er mehr Auffhebens als die Klopff-Fechter von Vielfältigkeit derer Secten, und daß noch niemand dieselben genau eingetheilt habe, und verspricht, wie er eine gantz leichte und so herrliche Art weisen wolle, ohne welcher man ohnmöglich aus der Verwirrung, worein sich die Philosophi selbst geworffen haben, kommen könne; Endlich kömmt es heraus, man müsse zwey Haupt-Secten machen, die Dogmatische und Sceptische, und dahin alle andere zu bringen suchen, gleich als wenn Lipsius zu seiner Zeit, und nach, auch wol für ihm viel andere sich nicht allbereit dieser Eintheilung bedienet hätten. In dem dritten Gespräch, da er beweisen will, daß das Frauenzimmer auch die Philosophie studieren solte, macht er sich selbst einen Einwurff, es habe gleichwohl Christus das Männli-[33]che und nicht das Weibliche Geschlecht angenommen. So wunderlich nun diese objection ist, so wunderlich ist auch die darauf erfolgete Antwort, welche wohl niemand errathen würde, wenn er gleich noch so tiefffsinnig meditirte. Er spricht: es sey eine sonderliche Ursache, warumb GOtt das Männliche Geschlecht für dem Weiblichen angenommen habe, weil nemlich GOTT durch Annehmung der mensch-

lichen Natur sich habe erniedrigen wollen, die Manns-Personen aber unter allen vernünfftigen Creaturen die allerverachtesten und niedrigsten wären. Eben so geschieht antwortet er an selbigem Orte auff den Einwurff, warumb denn Paulus denen Weibes-Personen das Predigen verboten habe? Denn er sagt, es wäre deßwegen geschehen, weil sie mehr Verstand hätten als die Männer, und damit es nicht das Ansehen gewinnen möchte, als ob das Frauenzimmer durch ihre Schönheit und natürliche Beredtsamkeit so viel Leute an sich zögen. Im vierdten Gespräch erzehlet er, daß etliche die Meinung behauptet hätten, ob wären die Engel etliche hundert Jahr für der Welt erschaffen worden. Aber diese schlägt er alsbald mit einer eintzigen Frage zu Boden: Denn, spricht er, an welchem Orte hielten sich die Engel auff, da noch kein Ort geschaffen war? u. s. w. Dem sey aber nun allen wie ihm wolle, so solten wir Teutschen uns doch den von dem Bouhours uns gethanen Vorwurff, als ob wir keine beaux esprits unter uns hätten, nicht nur darzu anreitzen lassen, daß wir desto eyffriger ihnen das Gegentheil in der That erwiesen, sondern daß wir auch durchgehends sowohl hohes als niedern Standes, sowohl Adel als Unadel, sowohl Weibes- als Mannes-Personen uns einen schönen Geist zu erlangen, angelegen seyn liessen, welches wir ja so leicht zu wege bringen könten, als die Frantzosen, wann wir nur rechtschaffene Lust darzu hätten.

[34] Endlich Le bon gout und die warhafftige galanterie betreffend, so pfleget man zwar insgemein nach Franckreich zu reisen, wenn man in diesen Eigenschafften sich vollkommen machen wil, und ist an dem, daß die Frantzosen hiervon profession machen. Aber wenn wir die Warheit sagen sollen, so könten wir diese gute Qvalitäten auch bey uns antreffen, wenn wir uns nur von dem gemeinen Pöbel etwas absonderten, und nicht ein iedweder sich einbildete, daß er nach seiner eigenen impression galant genug wäre und le bon

gout vollkommen besässe. Wie mancher junger Mensch, der erst ausfliegt, affectirt mit aller Gewalt für galant angesehen zu seyn, und seinen guten Verstand sehen zu lassen; Aber auff was Weise? Bald kleidet man sich auff die wunderlichste Art von der Welt, und dürffen unsere Schneider nur mit zwey Worten sagen: diese Mode komme nur gantz warm aus Franckreich, so ist es schon gut, wenn gleich die Frantzosen uns damit höchlich auslachen. Bald, wenn man studiren oder was nöthigers thun soll, verliebt man sich sterblich, und zwar zum öfftern in ein gut einfältig Buttes-Mägdgen, aus deren Augen man gleich sehen kan, daß eine Seele ohne Geist den Leib bewohne. Was gehen nun da für galanterien vor? Wie zutrampelt man sich vor dem Fenster, ob man die Ehre haben könne, die Jungfer, oder doch an deren statt die Magd oder die Katze zu grüssen? Wie viel verliebte Briefe, die man aus zehen Romans zusammen gesuchet hat, und die mit vielen flammenden und mit Pfeilen durchschossenen Hertzen bemahlet sind, werden da abgeschicket, gleich als ob man des guten Kindes affection damit bombardiren wolte? Wie lässet man sichs sauer werden, eine galante Nacht-Music zu bringen? Wie spielet man mit denen verliebten Minen überall, auch wohl in dem GOttes-Hause? Daß ja von denen galânten Histôrgen iederman zusagen wisse, und auff den galanten Menschen mit Fingern weisen könne. [35] Bald, wenn man seine galanterie in conversation sehen lassen wil, vermeynet man nicht besser fortzukommen, als wenn man nur fein viel rede, es möge sich schicken, wie es wolle, oder wenn man einem ieden in der Gesellschaft contradicire, und da kan es denn nicht fehlen, es müssen manchmal galante fauten mit unterlauffen, daß man zum Exempel aus Italien über die Alpes zu Wasser reiset, daß man aus Spanien unmittelbar in Pohlen kömmet, daß man bey Soldaten von der Philosophie, bey Gelehrten von der Fortification, beym Frauenzimmer von seinen Collegiis oder von der Meta-

physic ſchwatzet, oder daß man die gantze Geſellſchaft mit ſeinen galanten disputiren verdrießlich macht, u. ſ. w. Jedoch es mangelt bey dem Frauenzimmer auch nicht an vielfältig affectirter Galanterey? Wie manche . . . . Aber, Meine Herren, hier hält meine Feder billig inne, und erinnert ſich des Reſpects, welchen man dieſem artigen Geſchlecht ſchuldig iſt. Man kan ihre Fehler wohl dencken und wiſſen, aber man muß ſie nicht ſagen, vielweniger davon ſchreiben; Denn dadurch würde man die Gräntzen der Höfligkeit überſchreiten, und die Hochachtung, mit der man ihnen allezeit begegnen ſoll, höchlich beleidigen. Discret ſeyn iſt ein nothwendiges Stücke der galanterie, und was würden wir alſo für Vortheil haben, wenn wir ihnen gleich in denen Stücken, worinnen ſie wider die Regeln der Galanterie anſtoſſen, die Warheit ſagten, und doch eben in ſelbigem Augenblicke wider dieſelbigen Geſetze ſündigten. Wir müſſen uns vielmehr befleißigen, die uns anklebende vielfältige Mängel zu beſſern, um Sie dadurch mit guter Art zu erinnern, auch an die ändern der ihrigen zu gedencken.

Derowegen, daß wir dereinſt zum Schluſſe kommen, bin ich der Meinung, daß wenn man ja denen Frantzoſen nachahmen wil, man ihnen hierinnen nachahmen ſolle, daß man ſich auf honnétete, Gelehrſamkeit, beauté d'esprit, un bon gout und galan-[36]terie befleißige; Denn wenn man dieſe Stücke alle zuſammen ſetzt, wird endlich un parfait homme Sâge oder ein vollkommener weiſer Mann daraus entſtehen, den man in der Welt zu klugen und wichtigen Dingen brauchen kan Gleichwie es aber nicht geſcheide gehandelt iſt, wenn man ſich etwas zum Entzweck fürſetzet, und um die Mittel darzu zugelangen, ſich nicht bekümmert, oder die Hand in Schoß leget, und für Faulheit dieſelbe nicht brauchen wil; alſo iſt wohl nöthig, daß wir uns nach denen mitteln umbthun, durch welche wir obberührte Eigenſchafften erhalten und dieſe Nachahmung ins Werck richten können. Ich wil nicht leugnen, daß bey allen dieſen Stücken ein gut naturell

viel, auch in etlichen das meiste thue; Es wird aber auch hinwiederum niemand verneinen können, daß mann der Natur durch Kunst mercklich forthelffen könne, die Kunst aber am füglichsten durch gewisse Grund-Regeln und maximen erlernet werde. Weil ich dann sonst nichts zuthun habe, als daß ich Gelegenheit suche, Meinen Herren, nach meinen wenigen Vermögen zu dienen, und an die Hand zugehen, darneben aber bemühet lebe, wie solches mit einer guten Manier geschehen möge, damit weder dieselben noch ich dabey verdrießlich werden; Als habe ich mir fürgesetzt, geliebts GOtt diesen Winter durch, denen so dießfalls meine Lehrart anstehet, anleitung zugeben, wie man obbesagte Stücke, worinnen die Frantzosen uns Teutschen zu übertreffen suchen, zu erlangen sein Leben anstellen und seinen Verstand disponiren solle. Zwar was die Gelehrsamkeit betrifft, bin ich allbereit darinnen begriffen, Meinen Herren zuweisen auff was für Regeln man seine Gedancken gründen und vernünftig raisonniren solle, welche Lehre ob sie wohl gemeiniglich obenhin tractiret, und von vielen als zur Gelahrheit ohnnöthig gar ausgelassen wird, so ist sie dennoch bey gescheiden Leuten billich für das Hauptstück eines gelahrten Mannes angesehen, deren ich mich auch destowe-[37]niger zuschämen ursach habe, weiln eine Hoch-Adeliche Person unter uns Teutschen (die bey denen Frantzosen selbst pour un veritable bel esprit & galand homme passiret, und dannenhero von meinen Herrn billig als ein model d'un homme Sâge betrachtet werden soll;) selbige Ihrer gelehrten Feder würdig geachtet, und unter dem Nahmen einer nützlichen Seelen-Artzeney artig und geschickt davon geschrieben hat. Was l'honnête-tete anlanget, bin ich gesonnen, die Maximen des Göttlichen Rechts, als welches die fürnehmste Richtschnur derselbigen ist, nach Anleitung meiner Institutionum Jurisprudentiæ divinæ, wo GOtt will, auff dem Montag nach der Zahlwoche nach mittags nach zwey Uhr wiederum zuerklären anzufangen, und binnen dato

und Ostern künfftiges Jahres zu vollenden; Aber in denen drey letztern Stücken gebe ich mich noch selbsten vor einen Lehrling aus und getraue mir noch nicht die grundgesetze d'un bel esprit, du bon gout & d'un galand homme nach meiner eigenen invention in einer gewissen Kunstform fürzustellen; Ich habe aber bißhero angemerckt, daß Gracian ein bekanter und berühmter Spanier in seinem Buch, welches er Arte de prudencia genennet und aus lauter Regeln geschickt und artig zu leben bestehet, dieses seinen fürnehmsten Zweck seyn lassen, wie er durchgehends die Menschen dahin führen möchte, daß sie beaux esprits, hommes de bon gout & galands würden. Welches gleich wie es von Amelot de la Houssaye in das Frantzösische übersetzet, und als ein sehr vernünfftiges Werck von Leuten bey Hoffe, allwo die rechtschaffene galanterie eigentlich ihren Sitz hat, æstimiret worden; Also hat solches auch ein gelehrter Mann unserer Stadt in die hochteutsche Sprache vertiret. Wannenhero ich vermeinet, nicht sonderlich zu irren, wenn ich Meinen Herren dieses Buch zwischen hier und Ostern nach [38] meiner geringen Wissenschafft und Erfahrung erklärete, worinnen ich auch, so ferne es denenselben beliebig auff erwehnten Montag nach der Zahlwoche vor mittag ümb 9. Uhr den Anfang zu machen vorhabens bin. Ich hätte wohl Gelegenheit hierbey mehr zuerwehnen wer der *Gracian* gewesen? Was er sonst geschrieben? Was von diesem Buch absonderlich zu halten? Wie die *Censur*, so der Jesuite *Bouhours* davon gefället, zubeantworten sey? von des *Amelot de Houssaye* seiner Übersetzung und andern Schrifften, auch seinen Wiedersachern: Ob er den Titel des *Gracians* mit dem Titel *l'Homme de cour* geschickt verwandelt? was von seinen Anmerckungen zuhalten? was ich in erklärung dieses Buchs für eine Ordnung beobachten wolle? was meine Herren für Nutzen daraus zuhoffen? Wiefern ich mich

selbst die Grund-Reguln des *Gracians* zuverstehen und zubeobachten fähig erkenne? u. s. w. Aber ich meine es werde sich besser schicken, daß solches biß auff die Lectionen selbst versparet werde, theils weil dieser mein Discurs über verhoffen unter der Hand gröſſer worden, als ich anfangs gemeinet, theils weil ich sonsten allzuviel von mir selbst würde reden müssen, worinnen ich vielleicht allbereit die Regeln der Weißheit überschritten, indem ich gar wohl erkenne, daß ein gescheider Mann, so wenig als möglich, ja wenn es nicht die Noth erfordert, gar nicht von sich selbst reden solle, zumahlen in öffentlichen Schrifften.

Sie leben wohl.

[39] **Gracien Maxim. 79.**

L'Humeur joviale est une perfection plutôt qu'un défaut, quand il n'y a point d'excés. Un grain de plaisanterie assaisonne tout. Les plus grans hommes joüent d'enjoüement comme les autres, pour se concilier la bienveillance universelle: mais avec cette diférence, qu'ils gardent toujours la préférence à la sagesse, & le respect à la bienséance. D'autres se tirent d'afaire par un trait de belle humeur; car il y a des choses qu'il faut prendre en riant, & quelquefois celles même qu'un autre prend tout-de-bon. Une telle humeur est l'aimant des cœurs.

[53] * * *

Dieſes iſt mein erſtes Teutſches Programma, ſo ich in Leipzig Anno 87. verfertiget, auch vielleicht das erſte Programma, das in Leipzig in Teutſcher Sprache an das ſchwartze Bret geſchlagen worden. Gleichwie aber dieſes eben deshalben ein Aufſehen machte, und übel genommen werden wolte, daß ein Doctor privatus ſolche Neuerungen anfinge, und gelehrte Dinge in der Mutter-Sprache vortragen wolte, alſo fanden ſich auch welche, die ſich beſchwereten, daß das ehrliche ſchwartze Bret ſo beſchimfft und lingva latina als lingva eruditorum ſo hintan geſetzt worden wäre. Andre hingegen deuteten es für eine groſſe Kühnheit aus, daß ein junger Mann von etwa dreyßig Jahren, und zumal der nicht gereiſet hatte, ſich unterſtünde, über Geheimniſſe der Staats-Sachen, und zwar eines Spaniſchen Autoris, der ſo tiefſinnig geſchrieben, daß man öffters ſeine Meinung kaum asseqviren kan, zu leſen, und die allergröſte Hoff-Politic als eine Schul-wiſſenſchaft tractiren wolte. Ich aber verſuchte es nichts deſtoweniger, und habe die ohne Ordnung geſetzten, auch zuweilen ziemlich untereinander geworffenen Maximen des Gracians zu etwa 6. oder 8. General-Regeln, die ich vorher aus ihrem fundament erklärete, gebracht. Es ärgerte mich auch die Thorheit derer, die da meinen, [54] es ſey alle Weisheit an das reiſen, oder den Hoff, oder an die obscuritât eines Spaniers gebunden, damals dermaſſen, daß ich mir vorgeſetzet hatte, ihnen einen artigen Poſſen zu reiſſen, und zu zeigen, daß die Leute auff Universitâten auch keine Narren, und manchmal capabel wären, auch Leuten bey

Hofe zuläßlicher Weise eine Nase zu machen. Nemlich ich befand, daß des Gracians Homme de Cour so unglücklich in das Teutsche übersetzet war, daß ich nur in der ersten Centurie meinen damaligen Auditoribus über 200. fauten zeigete, die gröſten Theils die Meinung des Gracians gantz verkehrten. Also wolte ich ein Specimen einer bessern version geben, und darzu etwan zwantzig biß dreyßig Maximen aus dem Gracian ausleſen, und wie Gracian selbst unterschiedene Maximen hat, die einander gantz offenbar zu contradiciren scheinen, auch ohne dem in Politischen Dingen nicht wohl eine Regul gegeben werden kan, da nicht die exception so viel, wo nicht mehr casus in sich halten solte, als die Regul selbst; als wolte ich dergleichen Reguln aus dem Gracian aussuchen, und einen jeden derselben eine andere Maxim schnurstracks entgegen setzen, auch diese mit dunckeln Redensarten, weit hergesuchten Sentenzen, auch allerhand Gleichnissen und Exempeln, wie Gratian mit den seinigen gethan, so gut als es mir möglich gewesen, ausschmücken: und hernach in einer Vorrede fingiren, als ob ich [55] ein Buch etwa des Don Louis de Haro, oder eines andern Spaniers bekommen, der ex professo wider des Gracians seinen Homme de Cour dasselbige verfertiget, und einer jeden Maxime eine andere entgegen gesetzt hätte, davon ich durch selbe meine Übersetzung dem Leſer nur ein Specimen hätte geben und appetit zu dem gantzen Buch machen wollen. Wie nun ein iedweder leichtlich begreifft, daß in Politischen Dingen wegen unzehlicher variation der Umbstände von dem menschlichen Thun und Lassen nicht leicht eine Regul gegeben werden könne, davon man nicht variantibus paululum circumstantiis ja so viel Exempel antreffen solte, die zur exception gehören, und also darauff unschwer eine gantz ander klingende Regel machen könte; Also ware ebenfalls zu vermuthen, daß nicht wenige Nachfrage nach des fingirten Louis de Haro AntiGratian würde geschehen seyn, indem die meisten admirationes der Bücher aus unter-

schiedenen præjudiciis herzu fliessen pflegen, von welchen præjudiciis Mons. Baillet in dem 1. Theil seines Jugement des Scavans einen gantzen Tractat geschrieben hat, unter solchem aber das præjudicium von frembden und vornehmen Autoribus nicht das geringste zu seyn pfleget. Endlich hätte ich die Larve wieder abziehen, und die Thorheit gebührend bestraffen wollen, die man in unzeitiger Beurtheilung der Gelahrheit und gelehrter Schrifften zu begehen pflegt. Al-[56]leine es bliebe wegen vieler Verhinderniß diese Erfindung nur in terminis einer blossen idée. Nach diesen aber wurde ich auch gewahr, daß es mir auch nach dem gemeinen Sprichwort ergieng, daß ein Gelehrter nichts weniger gilt als in seinem Vaterlande; Denn es geschach, daß einer von meinen auswärtigen Freunden und Bekandten einen grössern Staat aus mir und meinem Programmate machte, als wir meritirten. Dieser communicirte auch andern seinen gelehrten Freunden dasselbige, und hohlte von selbigen, me qvidem inscio, judicia darüber ein, die er mir auch hernach wieder zusendete, und auff etliche meine Antwort wieder begehrte. Das Lob, das man mir zulegte, kützelte meinen Ehrgeitz nicht wenig, und triebe mich noch mehr an, aus der obscurität, darinnen ich damalen noch verborgen lag, mich durch Schreibung anderer dergleichen Schrifften hervor zu thun und bekant zu machen, wie dann meine monatliche Gedancken bald darauff erfolgeten, und ich mehr bekant ward, als ich vermuthete, und mir viel Verdruß damit zugleich auff den Halß zog. Ich wolte wohl itzo viel drum schuldig seyn, daß ich wieder in die obscurität gelangen könte, nicht daß mich dasjenige, das ich leiden müssen, verdrösse, denn GOtt hat mir hierinnen allemal einen frölichen Muth gegeben, und mein Leiden mit vielen Segen versüsset; oder daß mich mein Gewissen bisse einer schändlichen [56] That halber, denn GOtt hat mich dafür gnädiglich behütet, und die falschen Beschuldigungen meiner Widerwärtigen haben mir mehr Ehre als Schande erworben; sondern

daß ich itzo erst erkenne, was hinter der Lehre des Poëten für Warheit stecke: Benè qui latuit, benè vixit, und daß ich nunmehro schmecke, wie es eine grosse Eitelkeit sey, wenn man berühmt ist, und wie auch das Ansehen unter Tugendhafften und Verständigen uns in viele activitäten stecket, die uns an unserer Selbsterkäntniß hindern, und zugleich viel hohe Grade der wahren Gemüths-Ruhe benehmen.

Ich will demnach die obgedachten censuren, nebst meinen Beantwortungen, als Zeugen meiner damaligen Schwachheit, andern die mit mir in gleicher Thorheit stecken, zum Exempel andrucken lassen, wie ich dann auch ebenfalls in dem Programmate selbst, so viel meine damalige Schreibart betrifft, vieles finde, dessen ich mich itzo selbst schäme, ob es gleich viele andere damals mit lobten. Aber es wird der geneigte Leser zugleich dencken, daß ich es vor dreyzehen Jahren geschrieben, und nach der Zeit durch viele mir nützliche Widerwärtigkeiten klüger worden.

Num. I.

JE vous rends tres humbles graces Monsieur, de la communication du discours, que je vous renvoie. Je tiens l'auteur pour le [57] fils de ce scavant Thomasius, & pour un digne fils de ce grand & digne homme &c. Ce qv'il entreprend est curieux & tres-bon, mesme encore faisabel, c'est à dire pour l'instruction de la jeunesse, les quels se formeront tant plus aisement apres les leçons qu'ils en auront reçues aux Academies, venant les prattiquer à la Cour, comme le veritable Climat ou cette prattique est demise. Ces sont des choses, qui se mettent en regles & preceptes, Et que nous pourrons aussi bien faire apprendre à la Jeunesse de ce pays icy, qu'à faire des armes, ou monter à cheval à la françoise, Cecy participant

moins du bon sens & de la raison que celuy là. Mais Monsieur je vais trop loin de mon raisonnement. Et noctuas Athenas. Je vous donne le bon soir &c.

Num. II.

LE discours de Mr. Thomas, sur l'imitation des manieres Françoises, a eté trouvé solide, poli, & aggreable de tous ceux à qui je l'ay communiqué. On a approuvé l'addresse, dont il se sert au commencement pour gagner les lecteurs en prenant la parole de l'un & de l'autre parti. Il decouvre fort bien les qualités ou les apparences, par ou les François s'attirent l'estime de tout le monde. Son instruction pour les sciences d'un Prince est bonne & à prattiquer; & les plaintes qu'il fait [59] sur le peu de soin que nous avons à cultiver notre langue comme il faut, sont tres justes. En fin ce programma est aussi beau & spirituel, que celuy sur les funerailles de feu Mr. le Docteur Schertzer etoit fade & miserable.

Mais n'y a-t-il rien eu à critiquer, me dirés vous? C'est si peu de chose, Monsieur, que cela ne vaut pas la peine de vous être rapporté. Si vous le voulés pourtant, vous serés obey.

Quelqu'un a donc pretendu, que Mr. Thomas auroit pu dire un peu plus ouvertement, ce qu'il pensoit sur la question, s'il y a plus d'honétes gens parmy les François que parmy les Allemans, vû que les François mémes ne faisoient point difficulté de nous le ceder, temoins entre autres les Dames Françoises, les quelles, ceteris paribus, choisiroient touiours plutot un Allemand qu'un François.

Mais il est dangereux de se faire juge dans une question si chatouilleuse. Il n'y falloit donc point toucher, ny la mettre sur le tapis.

Un autre m'a dit qu'il ne voioit pas la raison pourquoi la morale d'Aristote devoit être releguée entre les rebuts de l'erudition. Bien loin d'en tomber d'accord il se faisoit fort de puiser de cette mesme Morale les veritables principes pour expliquer ce que c'est qu'*un honéte homme, un homme scavant, un bel esprit, un homme de bon goust, un homme galant,* parce-[60]que ces qualités, quoyque habillées à la Françoise, n'etoient en effet que virtutes intellectuales, vel morales vel homileticæ, ou quelque chose de meslé de tout cela.

Il ne pût aussi s'accommoder de Petrus Lombardus, disant, qu'il ne luy voioit point de rival dans l'autre rang.

De plus on m'a demandé si l'auteur n'avoit pas trop exalté les Traductions de Mr. d'Ablancourt, & sur tout celle de Tacite, où il y avoit pourtant plus d'elegance que de fidelité. Pour Monsieur de Vaugelas on osa dire, qu'il n'avoit pas touiours assés bien entendu le Latin, en preuve de quoy on allegua un passage du 1. chap. de Quinte Curce: *Qvum & Olympia quadrigis se vicisse cognovit.* Ecoutons le François: *Il apprit qu'il avoit eté vainqueur aux Jeux Olympiqves, où il avoit envoyé quatre chariots.*

Au reste on a cru, que ce discours donnoit au font trop de preference aux François, puisqu'elles proposoit pour modele des plus parfaites vertus pour la vie.

Moy je ne soucris pas à toutes ces remarques. Au contraire je vous puis dire, que j'ay lû cette piece avec une entiere approbation.

[61] Num. III.

Die Frantzöſiſche censur über mein Programma iſt überaus galant, und thut mir mehr Ehre an, als

ich verdiene, und müste ich der gröste pedant von der Welt seyn, wenn mich das geringste darinnen touchiren solte, ja ich wünsche in Gegentheil, daß dem Herrn Autori beliebig gewesen wäre, seine Meinung über mein Programma mit mehrer Freyheit, als er sich gebraucht, von sich zu sagen, weil ich Ihn, ohne Ihn zu kennen, aus dieser blossen Critique würdig achte, von allen curiösen Schrifften gründlich zu urtheilen, und solcher gestalt seine approbation oder censur höher æstimire, als aller unserer Gelehrten zu Leipzig. So ist mir auch höchst angenehm gewesen, daß er nicht alleine seine Meinung von meinem Programma, sondern auch anderer ihre judicia mit hinzu setzen wollen, wiewohl ich lieber gesehen hätte, wenn Er auch darbey hätte andeuten wollen, welche remarque von seiner invention wäre oder nicht. Nichts destoweniger will ich versuchen, ob ich vermöge der idée, die ich mir von dem Herrn Autore gemacht, geschickt sey, seine Anmerckungen von denen Frembden zu unterscheiden.

Die erste ist gar zu artig, daß ich sie iemand anders zurechnen solte, als ihm selbst, und weil es scheinet, daß der Herr Autor dißfalls aus Erfahrung rede, und gutes Glück in Franck-[62]reich bey denen Dames gehabt habe, als zeiget sie zugleich mit an, daß er über die galanterie ein vollkommener honnéte homme seyn müsse. Wenn ich philosophiren wolte, wolte ich versuchen, ob ich geschickt wäre zu penetriren, was er in denen Worten les Dames Françoises choisiroient tousjours, ceteris paribus, plutot un Alemand qu'un François, mit der limitation cæteris paribus, die ich mich nicht entsinne iemals so wohl angebracht gelesen zu haben, andeuten wollen. Ich bilde mir ein, daß ich alle Regeln ex doctrina de interpretatione declarativa, extensiva & restrictiva hierbey anwenden wolte, ja auch am meisten von der interpretatione usuali, ob gleich dieselbige nicht vor die privatos sonsten gehöret. Dieweil aber diese Materie so copiös ist, daß ich mehr davon zu sagen

hätte, als Brantome in ſeine memoires des Dames Galantes geſetzt, ſo will ich lieber davon ſtille ſchweigen. Jedoch hoffe ich, daß man mir nicht für übel halten werde, daß ich die raison von derer Teutſchen ihrer honneteté nicht in mein Programma gebracht, denn ich habe ſie warhafftig nicht gewuſt, und iſt mir leid genung, daß ich keine Gelegenheit gehabt, dergleichen Proben der Teutſchen Auffrichtigkeit bey dem Frantzöſiſchen Frauenzimmer ſehen zu laſſen. Hiernächſt läugne ich nicht, daß dieſe Materie von Vergleichung derer Frantzoſen und Teutſchen, ſo viel die honneteté betrifft, etwas kütz-[63] lich iſt, und gebe zu, daß es beſſer geweſen wäre, dieſelbe gar nicht auff das tapet zu bringen, nemlich cæteris paribus. Wenn aber der Herr Autor betrachten wird, daß ich des Vorhabens geweſen, in meinem Programma zugleich mein collegium über die institutiones Juris divini mit zu notificiren, wird er mich hoffentlich für entſchuldiget halten, weil ich ſonſten keine connexion hierzu gehabt hätte.

Die andere Critiqve desjenigen, der ſich des Aristotelis ſo eyffrig angenommen, hat mich recht erfreuet, und glaube, daß dieſelbige nicht von dem Herrn Autore der Critique herkomme. Ich wolte wünſchen die Ehre zu haben, mit dieſem Herrn Aristotelico bekant zu ſeyn, und mich mit ihme über der doctrin de virtutibus intellectualibus, moralibus, homileticis zu vernehmen, damit ich etlicher ſchweren scrupel entlediget werden möchte. Zum Exempel: Ob der Frantzoſen ihr bel esprit mehr von denen habitibus Theoreticis oder practicis participire? Ingleichen: Ob die sapientia ein Stück von bel esprit ſey. Ob die galanterie ad veritatem, comitatem oder urbanitatem gehöre, u. ſ. w. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo halte ich nicht dafür, daß mich dieſe censur treffen könne, weil nicht die Frage iſt. Ob die termini, derer ſich die Frantzoſen bedienen, auch in denen scriptis Aristotelicorum anzutreffen ſeyn oder nicht, ſondern ob ich in denen Schrifften Aristotelis lernen kan, [64] wie ich ein honnét, scavant, galant

homme werden möge, gleichwie mir die Frantzösischen Bücher hiezu Anleitung geben, ingleichen, ob wir unter denen Aristotelicis so viel Exempel antreffen, die uns zu diesen Tugenden Anleitung geben können, als unter denen Frantzosen? Daß aber eben derselbe in meinem Programma nicht finden können, wer in der andern Classe dem Lombardo entgegen gesetzet sey, weiß ich nicht, ob mir die Schuld beyzumessen, weil ich meine, daß ich solches gar deutlich zu verstehen gegeben, daß ich diesem Magistro sententiarum Cartesium vorgezogen.

Was drittens die Frantzösischen versiones betrifft, so habe ich des d'Ablancourt seine Übersetzung des Taciti nicht ohne Ausnahme gelobt. Denn ich halte vor unmöglich, den Tacitum durchgehends zu übersetzen wegen seiner grossen Dunckelheit, jedoch habe ich des d'Ablancourts version besser gefunden, als alle andere Frantzösische und Italiänische Übersetzungen, ja gar als die Lateinischen Commentatores insgesamt. Wiewohl ich nun auch wegen des Vaugelas version des Curtii sagen könte, daß man à potiori seine Verdolmetschung loben müste, so will ich doch sincerè gestehen, daß ich den Vaugelas nicht gelesen, sondern dem gemeinen judicio andern hierinnen nachgefolget, und muß ich bekennen, daß mir die faute mit denen quadrigis, die der Herr Autor auffgezeichnet, so gar groß und [65] mercklich geschienen, daß ich künfftig mein Tage den Vaugelas nicht mehr loben will, und hätte mich es noch nicht so sehr verdriessen sollen, wenn es Vaugelas nur nicht im ersten Capitel so gröblich versehen hätte.

Letzlich so ist es wahr, daß ich denen Frantzosen einen grossen Vorzug vor denen Teutschen auch in regard derer vornehmsten Tugenden, gegeben habe. Aber was soll man thun? Ich bin nicht gereiset. Der Herr Autor wird am besten wissen, ob er in Franckreich unter denen Vornehmen und Gelehrten, so viel pedanten, so viel tumme Teuffel und ungeschickte Kerl angetroffen habe, als in Teutschland. Wenn er aber ja vermeinet, daß

von dergleichen Sorten ein Mangel bey ihnen drunten ſey, ſo beliebe er nur einen Monat ſich unter uns auffzuhalten, ſo wird er mir verhoffentlich nicht unrecht geben, daß ich von unſern Leuten auf die Teutſchen insgemein geſchloſſen. Maſſen wir Meißner uns nichts geringes in Teutſchland zu ſeyn einbilden.

Num. IV.

Extr. lit. Fratris mei Abbatis de dato 23. Octobr. 1687.

QVis Christianus ille Thomasius sit cujus programma & germanicum discursum [66] mihi transmisisti, juxta scio cum ignarissimis. Quisquis sit, certum est virum hunc esse valde doctum, & in illa eruditionis parte, quam curiosam hodie vocant, perquam versatum, operæque pretium facturos maximum, qui se in tam eximii Doctoris disciplinam dederint. Interim ut videas & me Criticum esse, sicubi cum viro illo notitia aut familiaritas intercederet mihi, quærerem ex eo, cur pag. II. Ciceroni Cujacio, Grotio, Cartesio inter alios sibi non probatos Aristotelis Ethicam opposuerit.

Recte se habet oppositio præcedens instituta inter Hoffmanni Waldovii & Johannis Saxonis Poësin, quorum uterque poëta audit, & ille quidem omnium fere præstantissimus, hic Bavio in latinis Mævioque comparandus jure merito, ut adeo dubium non sit, quin un homme de bon goust illum huic sit multis modis prælaturus. At enim cur Cicero & Aristoteles opponi sibi invicem mereantur, non video. Orationes enim disertissimi illius Romuli Nepotum quod concernit, quavis commendatione majores sunt, Aristoteles autem orationes non scripsit, & hac itaque ratione comparatio inter illos institui non potest.

Ethica Ciceronis scripta de officiis, Lælius de amicitia, & quæ alia huc pertinent laudem quoque suam merentur, ita tamen ut oppositione ad Aristotelis Ethicam nominari non pos-[67]sint, cum particulares duntaxat Ethicæ materias attigerit Tullius, Aristoteles autem Ethicum scripserit systema aut scribere certe voluerit. Taceo, quod bonum Ciceronem in his quoque suis scriptionibus omne punctum non tulisse merito nonnemini videri queat, & vel unus Scuderi in sua Clelia Tullium in materia de amicitia multis parasangis superasse videatur, sed hoc obiter & Criticorum more qui præclarissimum quanquam sine dente tamen vix dimittunt.

N. V.

Responsio.

QUod ego Reverendo Abbati hactenus fuerim incognitus, obscuritati meæ adscribendum est, quæ adeò tantum & tam eximium encomium, quale etiam homini immodestissimo ruborem eliceret, non merita est. Quamvis vero Vir iste Eruditissimus nomen suum mihi dicere recusaverit, nescio tamen an benè lateat, cum potius nullus dubitem, esse Virum fama maximè conspicuum, & vel Reverendum Abbatem M. vel alium quendam non minore doctrinâ præditum, ob cujus adeò, quisquis sit, favorem & amicitiam, si me iis dignari vellet, me maximè felicem ac fortunatum essem æstimaturus. Nam ut ex ungue Leonem, ita ex censura illa super pro-[68]gramma meum brevi, exacta ac solida, agnosco virum Aristotelicum quidem, sed modestissimum, summo judicio præditum, & reverà elegantissima eruditione abundantem. Qvare tantum abest, ut quædam adversus ipsius Crisin reponere arbitrer esse necessarium, ut potius ipsius informationem

gratâ mente arripiam. Quodsi tamen ipsi non ingratum futurum sit, legere, quid loco defensionis adversus alium allaturus essem, cui more hominum hujus seculi etiam evidentissimas falsitates quocunque modo defendere allaborantium, vellem contradicere, id rescriberem. Initio verba Programmatis mei paululum obscurius posita id velle, ut Scholastici Ciceroni, Glossatores Cujacio, Aristotelis Ethica Grotio, & Petrus Lombardus Cartesio opponi debeant, adeoque me quidem non ferire ea omnia, quæ docté de comparatione Ciceronis cum Aristotele allata sunt. Ex abundanti tamen & quoniam aliàs in eâ opinione sum, Ciceronis officia præferri merori Ethicæ Aristoteleæ, dicerem insuper, Officia Ciceronis non videri commodé ad particulares Ethicæ materias referri posse, cum ibi Cicero ex hypothesi Stoicorum æque officia hominum in universum secundum quatuor virtutes Cardinales aliis Veterum sectis etiam receptas exposuerit, ac Aristoteles in [69] suâ Ethicâ secundum catalogum undecim suarum virtutum; imo magis, quoniam difficillimas controversias morales in officiis resolvit Cicero, quas Aristoteles ne tangit quidem. Ut adeò Cicero breviter & concinnè Systema aliquod Ethicum reapse scripserit, Aristoteles saltem prolixis verbis non adeò semper momentis rerum repletis, systema aliquod scribere (vel ipso Reverendo Abbate fatente) voluerit. Neque tamen Ciceronem modernis scriptoribus nostris omnibus præferre cuperem. At si Clelia doctissimæ Scuderiæ Ciceronis libro de amicitia anteponenda est, uti consentio, existimationi tamen Aristotelis parum putarem inde accedere. Quin potius auderem ex eâdem Cleliâ auditoribus meis multo majorem doctrinam inculcare, quam ex locis Aristotelis omnibus de amicitia agentibus. Sed hæc omnia quidem Reverendus Abbas per jocum magis quam serio sibi dicta putabit, certusque erit, quod malim errorem

opinionis meæ agnoscere, si per hoc possem ipsum disponere, ut nomen suum mihi non ulterius celaret, quam cum illo in arenam disputatoriam descenderc.

[70] N. VI.

Extractum ex literis N. N.

QVæ ad censuram meam Programmatis sui reposuit Vir Excell. oppido mihi faciunt satis, si mihi notitia cum illo intercederet ignoscentiam peterem audaciæ, quis enim æquo animo feret vitio creatum operum suorum censorem talem. Summæ igitur ipsius modestiæ tribuo, quod tam svaviter pro se suoque programmate dicere contentus, nullum sibi in me verbum gravius adeo non excidere patiatur, ut me potius meaque studia, supra quam forte merentur, commendare studio curæque habuerit &c.

№ 52/3. Neue Folge No. 2/3.

Deutsche Litteraturdenkmale

des 18. und 19. Jahrhunderts

herausgegeben von August Sauer

GÖTTINGER MUSENALMANACH AUF 1771

HERAUSGEGEBEN

VON

CARL REDLICH

STUTTGART

G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG

1895

Druck von Carl Rembold, Heilbronn.

Vorbemerkung.

In dem vorliegenden Neudruck des zweiten Göttinger Musenalmanachs sind ausser den drei hinter dem Register aufgeführten Verbesserungen:

S. 9 [9] Nr. 4 V. 10 Morgenwinden, statt Abendwinden,

S. 20 [32] Nr. 15 Z. 9 miſche? statt miſche.

S. 73 [155] Nr. 79 V. 8 Läſterer — und er verſchonet ſie! statt Läſterer entſeelt — er ſchonet ſie!

noch folgende Druckfehler geändert:

S. 20 [32] Nr. 15 Z. 24 Augen; in Augen.

S. 22 [39] Nr. 20 V. 5 Erbgut; in Erbgut:

S. 23 [41] Nr. 23 V. 4 glieche in gliche

S. 29 [53] Nr. 31 V. 14 unſer in unſrer

S. 29 [54] Nr. 31 V. 20 verjagt: in verjagt;

S. 52 [105] Nr. 62 V. 20 ſtehn, in ſtehn.

S. 55 [112] Nr. 63 V. 59 Empfelung in Empfelung

S. 57 [117] Nr. 66 V. 26 ſieht; in ſieht,

S. 91 [194] Nr. 97 V. 21 ſchändliche in ſchädliche (nach der brieflichen Bemerkung Boies vom 1. März 1771 in Knebels Nachlass 2, 93: „Schändlich ist ein Druckfehler“).

Dagegen habe ich der Versuchung widerstanden, S. 23 [42] Nr. 24 V. 2 das überlieferte „Tusculan“ als Druckfehler zu behandeln, da diese Form zwar ungewöhnlich, aber nicht unmöglich ist. Der Druck in Thümmels Werken bietet „Tusculum“.

Dem Register liegt das des Almanachs zu Grunde, es ist aber ergänzt durch Nachtragung der ausgelassenen

Stücke, und im Einzelnen mit dem Texte der Gedichte in Uebereinstimmung gebracht. Ausserdem sind die Chiffern, so weit es mir möglich war, aufgelöst und die Nachweise der früheren oder späteren Drucke der Gedichte hinzugefügt.

Hamburg, 16. April 1895.

Carl Redlich.

Musen Almanach

A MDCCLXXI.

Göttingen, bey J. C. Dieterich.

[Gestochener Titel von Meil.]

[3] Diese kleine Sammlung wird keiner grossen Vorrede bedürfen. Das Publikum hat die erste mit einer so gütigen Nachsicht aufgenommen, daß der Herausgeber, dadurch beschämt, sehr gewünscht hätte, dieser einen Grad der Vollkommenheit zu geben, nach welchem er umsonst gestrebt hat. Man wird es aber seinem Geschmacke nicht allein zuschreiben, wenn auch diese Sammlung sehr oft den strengen Forderungen der Kenner nicht entsprechen sollte. Es konnte seine Absicht nicht seyn, [4] diesen nichts als Meisterstücke vorzulegen. Deutschland müßte vor andern Ländern einen zu grossen Vorzug haben, wenn ein jedes Jahr, auch nur in dieser kleineren Gattung, so viele Meisterstücke lieferte. Manches vortrefliche Gedicht ist vielleicht erschienen, und ihm nicht zu Gesichte gekommen, und manches andre hat er vielleicht auch nicht brauchen wollen, um mit andern ähnlichen Sammlungen nicht zu sehr zusammen zu treffen. Aus eben diesem Grunde sind der gedruckten Stücke diesmal nicht viele. Man hat bloß um des Verlegers willen sie zu bezeichnen unterlassen, weil man voriges Jahr gesehen hat, daß allzu ehrlich seyn nicht gut ist.

[5] Zweck und Einrichtung bleiben ungefähr wie in der ersten Sammlung. Diese war, was ein jeder erster Versuch dieser Art, wenn nicht in einer Hauptstadt, dem Zusammenflusse feiner und witziger Köpfe, oder von einem Mann unternommen, dessen bekannter Geschmack und festgesetzter Ruhm ihm den Zutritt zu allem, was Geist und Witz hat, leicht macht, nothwendig werden muß — höchst unvollkommen. Wer aber sich einen Begriff davon machen

kann, oder will, wie schwer es ist, Stücke von so verschiedenen Verfassern, als ein ehrlicher Mann, zusammen zu bringen, der wird diese Unvollkommenheiten nicht zu hoch anrechnen.

[6] Eben weil der Verfasser so viele sind, mußte die Sammlung sehr ungleich werden, und diese Ungleichheit ist hier vielleicht nicht einmal ein Fehler. Dem sey aber wie ihm wolle, so ist unsre Absicht erreicht, wenn der Kenner hier einige Stücke findet, die seine Forderungen befriedigen, und der Liebhaber eine angenehme gesellschaftliche Unterhaltung. Auf nichts mehr machen wir Anspruch, und aus diesem Gesichtspunkte beurtheile man uns.

Es sind, wie in der vorigen, manche Uebersetzungen und Nachahmungen aus andern Sprachen in dieser Sammlung, ohne daß [7] man nöthig gefunden hätte, es anzuzeigen. Man hat daraus einen Vorwurf gemacht, aber uns nicht überzeugt. Der Kenner sieht es meistens unerinnert, ob ein Stück Original ist oder nicht, allein dem Liebhaber, der nicht allemal das Verdienst, einen fremden Einfall gut auszudrücken, zu schätzen weiß, würden wir vielleicht nur sein Vergnügen gestört haben. Bey allgemein bekannten Stücken ist es ein ganz anderes. Hier weiß es auch der blosse Liebhaber dem zu verdanken, der ihm ein solches Stück in seiner Muttersprache zu lesen giebt. Was dem Dichter nicht erlaubt ist, der bey einer Sammlung seiner Werke ohne Vorwurf des Plagiats nicht wohl [8] verschweigen kann, was ihm nicht selbst zugehört, kann ganz wohl einem Sammler erlaubt seyn, der nur einige gute Sachen zu erhalten sucht. Findet man aber dem unerachtet eine solche Verschweigung tadelnswerth, so tadle man nicht die Dichter, sondern allein den Herausgeber.

Es bleibt nichts mehr übrig, als den, zum Theil grossen und berühmten, Männern zu danken, die uns diesmal ihrer Beyträge gewürdigt haben. Wir sind so glücklich, unsre Sammlung mit einigen Namen zieren zu dürfen, die der Stolz unsrer Nation sind. Wir hätten nur gewünscht, daß es uns erlaubt [9] gewesen wäre, andere

Namen auszudrücken, die unter Buchſtaben haben verborgen ſeyn wollen. Kenner werden indeß das Gepräge des Meiſters, auch ohne ſeinen Namen zu wiſſen, nicht überſehen. Alle Namen, die nur genannt werden konnten, ſind genannt: um den Spähern, die nicht begreifen wollen, daß ein Verfaſſer ſehr oft ſeine Urſachen haben kann, ſich nicht zu nennen, keine Gelegenheit zum Schwatzen zu geben. Sie werden freylich an den Buchſtaben ihre Geſchicklichkeit im Rathen üben, aber, wie der Herausgeber ſie heilig verſichern kann, meiſtens falſch rathen.

[10] Die Fortſetzung hängt von dem Beyfall des Publikums ab. Verlangt man ſie, ſo wünſcht der Verleger die Beyträge vor Ende des halben Jahres zu erhalten, weil die Verhinderungen, die bisher die Ausgabe verzögert haben, diesmal wegfallen.

[Holzstock.]

[Folgen 18 Blätter Kalender.]

[Vignette.]

Ode
auf die Geburt des Prinzen Friedrich Wilhelms von Preussen.

Berlin, den 25. Sept. 1744.

Gebt mir den königlichen Rebensaft,
Erzeugt am Rhein, gereift am letzten Hügel
Von Afrika, der meiner Seele neue Flügel
Und einen kühnern Taumel schaft!

[2] Denn hört ihr nicht? Uns ist ein Brennussohn,
Ein König ist der jungen Welt gebohren!
Es rufen dreyßig ehrne Schlünde (meinen Ohren
Ein jubelgleicher Donnerton!)

Daß wir mit Weinlaub unsre Locken heut,
Mit Amaranten unsre Becher kränzen,
Und diese Nacht mit Liedern feyren und mit Tänzen,
Bis Phosphor uns die Flucht gebeut. — —

O wehe! Wie durchraset mir der Geist
Des Baßareus die Seele! Gnade! Gnade!
Ich will ja singen, Gott der taumelnden Mänade,
Was deine trunkne Wut mich heißt!

[3] Ja, singen will ich von der Seeligkeit
Des fehdelosen Landes, von der Beute
Der goldnen Gärten, von den Spielen junger Bräute
Beym Weinfest und zur Erndtezeit.

Ich ſing, o Cypern, Tyrus und Athen!
Von Schiffen ſing ich, die, mit jeder Krone
Der Kunſt, beladen mit der Blüthe jeder Zone,
Die Wind in deine Thore wehn;

Und von dem neuen Helikon, umringt
Mit Galliern und Britten; und von weiten
Amphitheatern, und wohin von allen Seiten
Die ganze Flut Europens dringt.

[4] Ich aber, nicht mehr kämpfend um den Preiß,
Ermuntre dann durch meinen Zuruf, kröne
Durch meinen Beyfall dann des goldnen Alters Söhne,
Schon längſt ein ſchwanenfarbner Greis.

Zu glücklich! wenn ich dann das Loos erhielt,
Ich Unbeſtechlicher, mit milden Händen
Die theuren Urnen und Tripoden auszuſpenden
Den edlen Barden, die geſpielt,

Die Flöte ſüß geſpielt, die Laute ſüß,
Und kühn die mäonidiſche Drommete;
Die Laute, wie der Greis von Teos, und die Flöte,
Die der Siculerhirte blies,

[5] Und hätte meinem Buſenfreunde dann
Entzückt vor allem Volk den Kranz gegeben,
Und es zerriſſe mir die Parze ſchnell mein Leben,
Und dieſer König ſäh es an.

Ramler.

2 Auf Guſtav Adolphs Tod.

Zum Schrecken Ferdinands führt Adolph Gottes Krieg,
Und thränend rächete den Märtyrer der Sieg.

Käſtner.

[6] Gellerts Tod, 3

Eine Erzählung.

Als Gellert jüngst, den manche Schöne
Aus Mode lieſt und liebt, der eitlen Welt entfloh,
Beklagten Doris und Klimene,
Die Karten in der Hand, des Dichters Aſche ſo:

„Madam, Sie werden ſchon die ſchlimme Nachricht wiſſen?“ —
Sie geben = = Nein! Was iſt's? — „Ach! Gellert iſt nicht mehr.“ —
Iſt's möglich? Ey Madam, das jammerte mich ſehr! —
„Sie heben ab.“ — So früh ward er der Welt entriſſen?
Er iſt kein Jüngling mehr, allein — „Sie haben Recht!“ —
Ich habe ſchlecht gekauft — „Und ich nicht minder ſchlecht!
[7] Kein Sechziger will heute mehr gelingen.“ —
Fünf Blätter! — „Sie ſind gut!“ — Ein niedliches Genie! —
„Wie wird ganz Deutſchland ihn beſingen!“ —
Ich liebt ihn ganz gewiß, Madam, ſo ſehr als Sie —
„Die Quart in Coeur, die Terz in Trefle, gelten die?“ —
Ja, warf ich Pick nicht weg, konnt ich die Quinte haben.
Man hat ihn wohl mit vielem Pomp begraben? —
„So, ſo!“ — Er ſtarb, woran? — „An der Hypochondrie.“ —
Drey Damen! — „Nein, drey Könige ſind beſſer.“ —
Ich zähle zwölf. = = Nie war ein Dichter gröſſer. —
„Und frömmer = = Was er ſchrieb erbauet wie ein Spruch.“ —
Weiß es Kleanthis ſchon? = = Sie wird ihn ſehr beklagen! —
„Coeur Aß!“ — Ich habe noch drey Buben anzuſagen. —
[8] „Sie wußte faſt ſein ganzes Fabelbuch.“ —
Und meine Pachterinn ſingt alle ſeine Lieder —

Hier trat das Mädchen ein: Madam! — „Was giebt es wieder?“ —
Erſchrecken Sie ſich nicht, ihr kleiner Hund = = Joli —
Erblaßt fährt Doris auf, ihr zittern alle Glieder:

„Joli! Was iſt's? Was bringt ihr? Redet! Wie?“ —
Er hat den ganzen Tag auf ihrem Bett gelegen,
Nichts eſſen und nichts trinken mögen,
Und ächzet laut. — „Das allerliebſte Vieh!
„Krank iſt er? Krank! = = Madam, Sie werden mir vergeben = =
„Holt einen Doktor her! = = Geſchwind = = ich muß ihn ſehn.
„O den Verluſt könnt ich nicht überleben! = =
„Wo iſt er? = = Kommt! Es iſt um mich geſchehn!“ —

3.

4 [9] **Lied.**

Unſer ſüſſeſter Beruf
Iſt das Glück der Liebe;
Alles, was der Schöpfer ſchuf,
Fühlet ihre Triebe;
Wann umher der Käfer irrt,
Suchet er ſein Weibchen,
Wann ein Tauber einſam girrt,
Klagt er um ſein Täubchen.

Blumen öfnen ihre Bruſt
Sanften Morgenwinden;
Epheu ſchlinget ſich mit Luſt
Um bemooſte Rinden;
Liebemurmelnd eilt der Bach,
Unter den Gebüſchen,
Einem andern Bache nach,
Sich mit ihm zu miſchen.

[10] Liebe tönt der Sänger Heer
Von den Zweigen nieder;
Um ſie flattern Weibchen her,
Sträuben das Gefieder,
Locken, ſchmachten und entfliehn

Schaamhaft zu Gesträuchen,
Wo, durch zärtliches Bemühn,
Männchen sie erreichen.

Seelen, die der Schöpfer schuf,
Fähig edler Triebe,
Folgt dem süssesten Beruf,
Schmeckt das Glück der Liebe;
Sie nur kann euch freudenreich
Diese Wallfahrt machen,
Sie nur führet lächelnd euch
Zu dem schwarzen Nachen.

Gotter.

[11] **Gott im Donner.**

An die Frau von * * *

Gott wandelt auf dem Wolkenmeere,
Und wenn er winkt, sind ganze Heere
Gespitzter Flammen ausgesandt;
Mit einem Blicke seines Zornes
Ruft er dem Hagel, und zerschlägt den Wald des Kornes,
Und eine Weizenhalmenwand;

Mit einem Hauche seines Mundes
Reißt er, trotz ihres Wurzelgrundes,
Die graugewordnen Eichen aus;
Das Schiff voll krachenden Geschützes
Wird Einer Welle Ball, das Opfer Eines Blitzes,
Und Asche wird ein Fürstenhaus.

[12] O Freundinn, diesem Gotte leben
Die Sünder, die mit ihrem Leben,
Wie mit den Lippen, ihn verneint;
Der thierischbebende Matrose,
Und der zur Spötterey gewöhnte stolze Grosse
Erzittern, wenn sein Grimm erscheint.

Doch ſeine Huld wehrt oft dem Grimme;
Sie redet in des Donners Stimme,
Und im Orkane ſpricht ihr Mund;
Wenn Blitz auf Blitz die Luft durchröthet,
Trift der geſchwinde Stral, der ſchnell betäubt und tödtet,
Oft einen trägen Schäferhund,

Und oft die ſtachelgrüne Fichte,
Die, viel zu hoch dem Angeſichte,
Dem Wandrer keinen Schatten gab;
Oft fährt er in der Erde Tiefen,
[13] Und öftrer in die Flut, und Frevler, die ihm riefen,
Die ſchleudert er nicht in das Grab.

O! könnt ich doch im Ton der Ode
Den ſingen, der nicht Luſt am Tode
Des oft gefallnen Sünders hat;
Könnt ich, wie Sänger ſeiner Thronen,
Ihn preiſen, daß auch mich ſein Lieben will verſchonen
Bey Sündern einer groſſen Stadt!

Mich überfällt ein heilig Grauen;
Furcht, Hofnung, zitterndes Vertrauen
Sehn auf der Wetterwolken Thron;
Gott, den mein Wandel oft betrübte,
Iſt ſchrecklich. Wenn er mich nicht ſo unendlich liebte,
Wo führ ich hin vor ſeinem Drohn?

[14] Wie, wenn der Blitz, ſein Diener, käme,
Und meine Seele von mir nähme,
So ſchnell, als der Gedanke fleucht —
Er komme, meinen Kopf zu ſchlagen!
Von meinem Geiſte wird, auf jenem Feuerwagen,
Der Himmel im Triumph erreicht!

Karſchin.

Rosalia. 6

1770.

So bist du nun die Meine,
Rosalia? — —
Seit ich dich zu besitzen brannte,
Verfloß ein Säculum. —
Und doch — mit jeder neuen Sonne wuchs
Mein zärtliches Verlangen, wuchs mein Kummer.
[15] Zwar kränzte jedesmal der Lenz
Mit schönern Blumen diese Quelle:
Allein, von Thränen finster,
Sah sie mein Auge nicht. —
Im tiefsten Hayn, der, unbepfadet,
Des bangen Wildes dunkle Freystadt war,
An eines Baches Schleuse,
Der ächzend über Wurzeln rann,
Fand ich allein Erleichterung für meinen Harm;
Denn alles schien mir in die Farbe
Des Grames da getaucht zu seyn;
Die Lüfte schienen da mit mir zu seufzen,
Und jeder Vogel schien mein Leiden zu verstehn.
Unwissend nährt ich so mein Elend.
Und, ach! ich hatte keinen Freund
In dieser weiten Trift,
Nicht Eine weichgeschafne Seele,
Die meinen Schmerz empfand.
So stumm, so todt, und so verlassen steht
[16] In öder Ebene ein Fels:
So stumm, so todt, und so verlassen stand
Ich manchen langen Tag, empfand nur mehr,
Je weniger ich zu empfinden schien.
In stillen Nächten nur, wann aus zerrißnen Wolken
Mitleidig Cynthia auf mich herunter sah,
Ergoß in lauter Klage sich mein Herz. —

„Feindseelge Götter, die ihr mich verfolgt!"
Rief ich, „was zögert ihr?

Um Einen deiner schnellen Pfeile,
Diana, fleh ich nur!
Was soll mir denn des langen Lebens Rest?
Entbehr ich sie — entbehr ich meine Liebe —
Rosalien — was soll sie mir?
Die ihr die namenlose Quaal
Der Liebe kennt, die ohne Hofnung glüht,
[17] Nennt eine Last, die meiner gleicht!
Sey noch so stark, sey noch so weise,
Du trägst sie nicht! —
Ihr gebt mir nicht, ihr guten Götter!
Den Tod, um den ich bat?
Wohlan, gebt meinem Flehn, gebt meinen heissen Thränen
Rosalien, die ihr für mich erschuft!
War eures Anblicks je auf Erden
Ein Schauspiel werth, so wars ein glückliches,
Erkenntliches Geschöpf, das voll Gefühls hinauf
Zum Himmel blickt, und euch mit Thränen dankt. —
Und danken will ich euch, (erhört ihr mich,
Schließ ich Rosalien dereinst in meinen Arm,)
Mit meinem ganzen Leben danken, — danken
In allen meinen Liedern.
Was meine kleine Heerde nur vermag,
Will ich euch willig opfern;
[18] Ich schone nicht des breitgestirnten Stiers,
Der schon die Lieb in allen Adern fühlt;
Ich schone nicht des Lammes, das an Weisse
Den frischen Schnee beschämt.“ —

Einst klagt ich so, und mich umleuchtete
Schnell eine Silberwolke,
Und eine Stimme klang: „Rosalia sei dein!“
Ich staunt, ich traute meinen Ohren nicht.
Allein ein Rosenduft, der plötzlich mich umfloß;
Ein süsser Schauer, der durch alle Glieder rann,
Und ein Gefühl von Ruh in meiner Brust,
Das ich mir selbst nicht gab; - - das alles lehrte mich:

Die Liebe ſey verſöhnt, Roſalia ſey mein.
[19] So groß mein Elend war, ſo groß war nun mein Glück;
Nun klärte ſich, wie nach Gewittern,
Gemach der Himmel auf;
Nun ſah ich durch mein ganzes Leben
Nur Einen blumenreichen Weg. —
Und nun — nun biſt du ſchon die Meine, —
Roſalia, — nun drück ich dich an meine Bruſt,
Und ſtammle dir, daß du die Meine biſt,
Im ſchönſten Rauſch der Freude zu, —
In jedem Blick, in jedem Athemzug,
In jedem Ausdruck zu, daß du die Meine biſt! —

So Lycidas der Hirt an einem Sommerabend.
Er ſaß am Abhang eines Hügels,
In ſeinem Schooß Roſalia.
Zu ihren Füſſen rauſcht ein Bach
Sanft über Kieſel hin und ward zum Teich;
[20] In ſeinen Fluten zitterte
Des ſternenreichen Himmels Wiederſchein. —
Der freudetrunkne Jüngling merkt es kaum,
Daß ſchon in aufgelößten Wolken
Die kalte Nacht herunter floß. Blum.

An die Feinde eines unbekanntſeynwollenden Kritikus. 7

Den böſen Kritikus doch einmal zu entdecken,
Bemüht ihr euch, und mit vergebner Wuth;
Vergönnt ihm nur ſich immer zu verſtecken!
Das iſt das klügſte, was er thut. Käſtner.

[21] Die Nachtigall. 8

Der Sommerabend führte mich
Nach einem ſchwülen Tag zum Hayn.
Die müden Sänger in dem Hayn

Verſtummten; nur die Nachtigall
Sang noch ihr göttlich Abendlied.
Bald ſchlug ſie hell, bald ſeufzte ſie,
Bald lockte ſie mit hohlem Ton,
Bald ſchmetterte, bald wirbelte,
Bald lief ſie tauſend Töne durch,
Wie wenn ein Chor von Sayten raſt;
Bald jammerte ſie mütterlich,
Als ob der Vogler ſie beraubt.
Der Weſtwind flatterte nicht mehr,
Es horchte der verſtummte Bach,
Es lauſchte der entzückte Wald,
Und ich verſchlang mit offnem Ohr
Den ſüſſen Nachtgeſang, und ſah,
Voll Sehnſucht und voll Zärtlichkeit,
Durch meiner Pappel dünnes Dach,
Zum wolkenleeren Himmel auf,
[22] Dem Sitze der Unſterblichen:
Als plötzlich meine Bruſt ein Schmerz,
Gleich einem ſcharfen Pfeil, durchdrang.
Und plötzlich ſchwieg die Nachtigall.
Ich aber ſchlich der Hütte zu,
Und wartete des Balſamſchlafs,
Daß er die Schmerzen lindere;
Allein umſonſt! Sie wecken mich
Eh noch Aurora wacht. Ich klag
Umſonſt die Wälder an, umſonſt
Die Nachtigallen an: gewiß
Sang Amor, der betrügliche,
Dem ich ſo lang entronnen bin,
Aus dieſer falſchen Nachtigall,
Und ſchlich mir, durch mein willig Ohr,
Tief in das Herz, aus dem er, ach!
Auf ewig nicht zu weichen droht.

Thomſen.

[23] **Einbildung und Wahrheit.** 9

Im dichtrischen Entzücken
Wallt ich durch jene Flur,
Und sah, mit trunknen Blicken,
Die blühende Natur.

Ein Volk von kleinen Westen
Durchflatterte die Luft,
Und schüttelte von Aesten
Der Blüthen Balsamduft.

Kastratenmäßig sangen
Die Sänger der Natur,
Und Wollust und Verlangen
Durchathmete die Flur.

[24] Ich, ganz in mich verlohren,
Sah Paphos itzt vor mir,
Und hätte drauf geschworen,
Ich sey ein Priester hier.

Da hört ich in Gesträuchen,
Ich glaubt ein kleines Reh,
Und, um es zu erreichen,
Gieng ich hoch auf der Zäh.

Ich sah — was ich gesehen,
Denkt nur ein Dichter sich!
Ich sah ein Mädchen stehen,
Das einer Göttinn glich.

Sie ists — von den Göttinnen,
Die, aus des Paris Hand,
Den Apfel zu gewinnen,
Sich bey dem Wettstreit fand:

[25] Nein, eine der Najaden —
Vielleicht ist Cynthia,
Sich in dem Fluß zu baden,
Mit ihren Nymphen da. —

Schon beugt ich mich zur Erden,
Indem ich zitternd schrie:
Möcht ich unsterblich werden,
Wo nicht, doch sterblich sie!

Mit zärtlichen Geberden
Rief mir die Schöne zu:
Nein, ich will sterblich werden;
Laß sehn, wie küssest du?

Ich küßt — o Glück! Lucinde,
Bist dus — Erdichtung, flieh!
Der Wahrheit, die ich finde,
Gleicht keine Phantasie.

Weisse.

[26] Auf die Vermählung Sr. Excellenz des Herrn Generallieutenants Freyherrn von Buddenbrock.

Berlin, im August, 1768.

Dein weiser König schenkt dir Gold und Edelsteine,
Vom größten innern Werth, vom schönsten äussern Scheine,
Und bald ertheilt er dir den höchsten Ehrenstand;
Und Ehre gilt dir mehr, als Gold und Diamant;
Und endlich giebt er dir die kronenwehrte Hand
Der Würdigsten des ganzen Landes,
Die gleich an Tugenden des Herzens und Verstandes.
[27] Was dein Monarch zuletzt dir zum Geschenk erkohr,
Das ist das herrlichste, nach aller Weisen Lehre:
Denn Liebe geht so weit der Ehre
Als Ehre jedem Kleinod vor.

V.

Brutus. 11

Und du, mein Sohn! sprach Julius;
Rom meine Mutter! dachte Brutus,
Und stieß dich tiefer, Dolch der Freyheit!

K.

[Holzstock.]

[28] Der Wiederruf. 12

Zum Henker! fluchte Stolt zu Velten:
Mußt du mich einen Lügner schelten?
Zum Henker! fluchte Velt zu Stolten:
Ich einen Lügner dich gescholten?
Das leugst du, Stolt, in deinen Hals!
Das leugst du als ein Schelm und als —
Ha! das hieß Gott dich sprechen, Velten!
Denn Lügner laß ich mich nicht schelten.

N. Z.

An Daphnen. 13

Du frageſt mich, wie lange wohl
Die Flamme dauren wird, die ich umſonſt dir klage?
O liebe Daphne, welche Frage!
Weiß ich denn, wann ich ſterben ſoll?

Y.

[29] Den 12. Febr. 1766. 14

Gutes Mädchen, von dem ſtolzen Hofe,
Von dem Sitz der ächten Sclaverey,
Sagt dir eine kleine matte Strophe
Daß dein Freund belagert ſey;

Wohl umringt von bunten Legionen,
In der Knechtſchaft ſchimpflichen Geſtalt,
Und von kleinen kriechenden Spionen
Ekelhaft umarmt und kalt.

Auf dem hohen tragiſchen Cothurne
Nimmt ein Staatsrath meinen Blick in Acht,
Und, im Hinterhalt, an einer Urne
Hat ein Kammerherr die Wacht.

[30] Am Camin, auf meinen offnen Flanken,
Schwärmt der Schmeichler leichte Reuterey,
Ob vielleicht ein Ausfall von Gedanken
Von mir zu befürchten ſey.

Wie erbärmlich ſind die kleinen Künſte
Groſſer Höfe dem rechtſchaffnen Mann,
Der das Schickſal leidender Verdienſte,
Der den Undank tragen kann!

Wahre Hoheit läßt ſich nicht verbergen,
Sie verlacht die niederträchtge Brut
So ſchläft ruhig, unter tauſend Zwergen,
Gulliver in Lilliput.

Fr. v. * * *

[31] [Vignette.]

Die Zephyren.

Ihro Königlichen Hoheit der Erbprinzeßin von Braunſchweig gewidmet.

Erſter Zephyr.

Was flatterſt du ſo müßig hier im Roſenbuſch? Komm! Komm! Ich fliege mit dir ins Thal; dort baden Nymphen ſich im ſchattigten Teich.

[32] Zweyter Zephyr.

Nein, ich fliege nicht mit dir; ein ſüſſer Geſchäft will ich verrichten, als müßige Nymphen zu umflattern; hier kühl ich meine Flügel im Roſenthau, und ſammle liebliche Gerüche.

Erſter Zephyr.

Was iſt denn dein Geſchäft, das ſüſſer iſt, als in die muthwilligen Spiele der Nymphen ſich zu miſchen?

Zweyter Zephyr.

Bald wird ein Mädchen hier den Pfad vorüber gehn, ſchön wie die jüngſte der Grazien. Mit einem Korb geht ſie mit jedem Morgenroth zu jener Hütte, die dort am Hügel ſteht; die Morgenſonne glänzt an das bemooſte [33] Dach; dort reichet ſie der Armuth Troſt und jedes Tages Nahrung; dort wohnt ein Weib, fromm und krank und arm; zwey unſchuldvolle Kinder würden hungernd an ihrem Bette weinen. Bald wird ſie wiederkommen, die ſchönen Wangen glühend, und glänzende Tropfen im dunkelblauen Auge, Thränen des Mitleids und der ſüſſen Freude der Armuth Troſt zu ſeyn. Hier wart ich, hier im Roſenbuſch, bis ich ſie kommen ſeh; mit kühlenden Schwingen flieg ich ihr dann entgegen, und mit ſüſſen Gerüchen, erquick ihre Wangen, und küſſe die Thränen von ihren Augen. Sieh, das iſt mein Geſchäft!

Erſter Zephyr.

Du rührſt mich. Welch ſüſſes Geſchäft iſt das! Auch ich will meine Flügel kühlen, will mit dir fliegen, [34] wenn ſie kömmt. Doch ſieh, am Weidenbuſch kömmt ſie daher! Welche ernſte Unſchuld reizt auf ihren Wangen, welch nachläßiger Reiz in jeder Gebärde! Auf ſchwinge deine Flügel! So ſchöne Wangen hab ich noch nie gekühlt.

Geßner.

Grabſchrift. 16

Nach dem Griechiſchen der Anthologie.

Saon, Dikons Sohn, der fromme Mann,
Ruhet hier. Er ruhet! Denn man kann
Von den Guten, die ſich Götterhuld erwerben,
Doch nicht ſagen, daß ſie ſterben.

Gleim.

17 [35] Das gleiche Glück der Ehe.

Es theilten Matz und Adelheide
Stets unter sich Verdruß und Freude:
Jung lachte sie bey seinem Gram,
Er lachte, da ihr Alter kam.
So rechnet man in unserm Lande
Sehr oft das Glück im Eheſtande.
Wenn sie verliehrt, gewinnt der Mann,
Der sonst verlohr, da sie gewann.

v. Thümmel.

18 Grabschrift eines Säufers.

O Wandrer, hüte dich hier Thränen zu vergiessen!
Des Wassers ärgster Feind liegt unter deinen Füssen.

v. K.

19 [36] Das Landleben.

O Freund, dem unter niederm Dach
Die seelge Zeit verfließt,
So wie der sanfte Silberbach
Sich durch die Au ergießt;

Dein Schlaf fliegt mit der Dämmrung fort;
Du eileſt, satt der Ruh,
Ins Feld: Gesundheit strömt dir dort
Aus tausend Blumen zu.

Du siehſt die Flur sich ihre Brust
Mit Perlen überziehn,
Du siehſt voll jugendlicher Luſt
Des Himmels Wange glühn.

[37] Der Sprosser hüpft von Zweig auf Zweig,
Und jubiliert dir vor;
Dein frohes Loblied steigt zugleich
Mit seinem Lied empor.

Du fühlst, wie Zephyrs linder Hauch
Den schwülen Mittag kühlt,
Und mit der Aehrenwälder Rauch
In blauen Wirbeln spielt.

Du trinkst den süssen Traubenmost,
Und schöpfest frischen Muth;
Der Feldbau würzet dir die Kost,
Und schaft dir leichtes Blut.

Du ruhst, zufriedenes Gemüths,
Und träumst von deinem Glück;
Ein heiliger Gesandter siehts,
Und eilt zu Gott zurück.

Thomsen.

[38] **Minerva** 20

bey der Wiege des neugebohrnen preußischen Prinzen Fricdrich, Heinrich, Aemilius, Carls.

Berlin, 21. Octobr. 1770.

O Brennussohn! was künftig dein Schicksal ist;
Ein König, oder Feldherr des Königes,
Der nach dir kommen mag, verhüllet
Dir und dem Lande mein ernster Wille.

[39] Nimm itzt dein Erbgut: fürstlichen Genius;
Und einst erwirb dir häusliche Tugenden
Des weisen Bürgers; und dann lebe
Zwiefach ein König und mein Erwählter!

E. D. v. N. g. v. W.

An einen stolzen Herrn von Adel. 21

Freund! wenn dein Stammbaum uns nur erst beweisen kann,
Daß, Glied vor Glied, von deinem Ahnherrn an
Verstand und Tugend abgenommen,
So tret ich deiner Meynung bey,
Daß das Geschlecht, von dem du abgekommen,
Das älteste im Lande sey.

v. Thümmel.

22 [40] Die Tochter.

Lied.

[Mit Musik von Benda.]

Mama, daß Sie mich liebreich hüten,
Das kann ich Ihnen nicht verbieten;
Und ist gleich die Gefahr noch weit,
Dank ich doch Ihrer Zärtlichkeit;
Doch nehm ich mich nicht selbst in Acht,
So werd ich nur umsonst bewacht.

Vielleicht, was ich sonst nie begehrte,
Reizt mich nur, weil man mir es wehrte;
Frey soll mich sanfte Tugend ziehn,
Doch Fesseln brech ich, sie zu fliehn;
Drum nehm ich mich nicht selbst in Acht,
So werd ich doch umsonst bewacht.

[41] Nie wird den Müttern Klugheit sagen,
Was muntre Mädchen listig wagen,
Damit ich keine Thorheit thu,
So trauen Sie mir Weisheit zu;
Denn nehm ich mich nicht selbst in Acht,
So werd ich ganz umsonst bewacht.

Kästner.

23 Ueber Sylviens Bildniß.

Der Maler übertrift durch seine Zauberstriche
Selbst alle Schönheit der Natur!
Jüngst malt er Sylvien, und alle wünschten nur,
Daß sie dem Bildniß gliche. Y.

24 [42] An den Besitzer eines schönen Landgutes,

bey Gelegenheit einer verunglückten Beschreibung davon.

Mein Freund! wer Staxens Ode liest,
In der er jüngst dein Tusculan geschildert,
Der denket Wunder, wie verwildert
Der Pindus und dein Landgut ist! v. Thümmel.

Der Hexametriſt. 25

Des niedern Fluges Feind, des armen Reimes Haßer,
Fliegt Dunkel ſchwülſtig in die Höh;
Sein Lied — es ſchimmert wie der Schnee:
Doch löſe beyde auf, was bleibet übrig? — Waſſer.

3.

[43] An Herrn Michael Denis, 26

aus d. G. J.
Lehrer am Thereſiano zu Wien.
Im Jenner, 1770.

Freund, o Freund! du frageſt mich,
Was ich mache? Freund! ich lenke
Mein Gedankenſchiff auf dich,
Schwimm auf deiner Donau, denke
Deinen Kayſer, Freund! du biſt
Prieſter Gottes, und ein Weiſer!
Dir vertrau ichs: Joſeph iſt
Mehr ein Menſchenfreund als Kayſer!

Wär er Kayſer mehr, o Freund!
Wollt er ſeine Staaten mehren,
Gegen aller Chriſten Feind
Zög er dann mit ſeinen Heeren;
Legte Stambols Mond in Staub,
Und mit chriſtlichen Panieren
[44] Nähm er des Propheten Raub,
Und du ſähſt ihn triumphiren,
Und du ſäheſt ihn in Wien
Einen Friedenstempel bauen,
Und darinn beſängſt du ihn,
Und die einzige der Frauen,
Welche mehr als Männer that,
Gegen meines Friedrichs Siege!
Wär ich Joſephs Kriegesrath,
Rathen müßt ich ihm zum Kriege!

Menſchenliebe könnte Krieg
Wohl ſo gut als Haß erklären.
Unſre Gottheit würde Sieg
Wider einen Feind gewähren,
Welcher, zu der Hölle Luſt,
Alle Menſchheit ausgezogen,
Und, an einer Tigerbruſt,
Grauſamkeit in ſich geſogen;
Wider einen Feind, geſchwächt
In Palläſten und in Hütten,
Der Natur und Völkerrecht
Uebertritt, und gute Sitten.

[45] Welche Paradieſe, Freund!
Könnten unter beyden Zonen,
Schlüge Joſeph dieſen Feind,
Menſchen wiederum bewohnen!
Menſchen! Thales, Xenophon,
Ariſtides, Periander,
Sokrates, Anakreon,
Pindar, Philipp, Alexander
Waren Menſchen! Freund, o Freund!
Dein erhabner groſſer Kayſer
Wäre nicht ein Menſchenfeind,
Wär ein Menſchenfreund, ein Weiſer,
Wenn er einen Wüterich,
Welchen Menſchenquaal ergötzte,
Von dem Throne ſtürzte, ſich
Hin an ſeine Stelle ſetzte;
Die Tyrannen Aſiens
Herſchen lehrte; nach Geſetzen,
Ein Lycurgus Gräciens,
Lehrte Geiſt und Tugend ſchätzen;
Lehrte die Gerechtigkeit
[46] Cadis (*) und Effendis (*) üben,

(*) Türkiſche Richter und Gelehrte.

Die Veziere Höflichkeit (**)
Und die Muftis Menſchen lieben. (***)
Gleim.

(**) Der Großvezier ſagte zu dem polniſchen Grafen Potocki: du Hund!

(***) Der Mufti raubte durch ſeine ſo genannte Fetfa, oder geiſtliche Sentenzen, den Griechen ihre Güter, und den wallachiſchen Chriſten ihr Leben.

[Holzstock.]

[47] **Fabel.** 27

Mit ſtolz erhabner Stirn, und nicht durch Laſt gedrückt;
Sprach einſt ein leerer Halm zu einer vollen Aehre:
„Wie kömmt es, daß dein Haupt ſo nach dem Boden nickt?“
So gleich verſetzte die, dem Brüderchen zur Lehre:
„Ich ſtünde freylich nicht ſo tief herab gebückt,
Wenn ich ſo leer wie du in meiner Stirne wäre.“
O.

An ein Mädchen, das in der Kirche plauderte. 28

So ſehr dich Jugend, Reiz, Witz und Verſtand erheben,
So ziemt das Plaudern dir an dieſem Orte nicht;
Dorinde, du vergißt, indem dein Mund ſo ſpricht,
Daß ſelbſt vor Gott die Engel beben.
Y.

[48] **Wiegenlied.** 29

Du, der aus ſeiner Wiege
So ſtirnefaltend blickt
Wie Cato in dem Kriege,
Da Rom an Rom gerückt,

Und kaum ein kleines Lachen
Auf eine Mutter lenkt,
Die göttlich, wie der Gracchen
Erhabne Mutter, denkt;

Erheitre deine Wange
In ihrem ſanften Blick;
Und horche dem Geſange
Von deines Lebens Glück!

Ihr Finger führt dich ſpielend
Den Pfad der Frömmigkeit,
Weil ihre Lippe fühlend
Sich deinen Lippen beut.

[49] Wenn, auſſer Ball und Kräuſeln,
Du wenig Dinge liebſt,
Und noch nicht auf das Säuſeln
Des Zephyrs Achtung giebſt;

Dann bringt ſie ihrem Kinde
Die groſſe Lehre bey,
Daß Gott im Frühlingswinde,
Im Sturm und Wetter ſey;

Daß er den Menſchen kannte,
Und ihn, nach Vaterart,
Bey ſeinem Namen nannte,
Eh ſeine Seele ward;

Und daß er die Gedanken,
Wie Wort und Werke, ſchätzt,
Und unſerm Willen Schranken
Durch ſeinen Willen ſetzt;

[50] Und daß er unſre Jugend
Zum ſüſſen Opfer heiſcht:
Und daß uns nie die Tugend
In der Belohnung täuſcht.

Dies alles wirſt du hören
Von deiner Mutter, Kind!
Und fühlen, daß die Lehren
Der Grund zum Glücke ſind;

Und deine Stirne falten,
Wie Cato, wenn mans wagt,
Von dem dich abzuhalten,
Was sie dir vorgesagt.

Karschin.

[51] **Der Unentschlossene.** 30

Was mir ihr Blick versprach, versaget mir ihr Wort;
Sie kommt und fleucht, sie lockt und scheuchet wieder fort;
Sie giebt und nimmt, was sie mir erst gegeben;
Verzweiflung giebt sie mir und giebt mir wieder Leben;
Itzt wie der Felsen hart, den nie ein Sturmwind beugt,
Itzt wie ein Veilchenblatt, das jeder Zephyr neigt.

Ihr Götter! Lieb ich? — Haß ich sie? —
O rettet mich aus dieses Zweifels Hölle!
Ein Tantalus irr ich an dieser Quelle
Glaub ewig sie zu haschen, und erhasch sie nie!

v. K.

[52] **Das Fest des Daphnis und der Daphne.** 31

Ein Wettgesang.

Am Tage der Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelms
von Preussen,
und der Prinzeßinn Friederike Louise
von Hessendarmstadt.

Der Schäfer.

Ich will den edlen Daphnis singen, der zur Braut
Die junge Daphne sich erkohr,
Und will ein jährig Böckchen, und den besten Most
Vom Neckar opfern und vom Rhein.

[53] Die Schäferinn.

Von Daphnen will ich singen, von der edlen Braut,
Die würdig unsers Daphnis war;
Ihr will ich Blumen, und von jeder Sommerfrucht
Ein auserlesnes Körbchen weihn.

Der Schäfer.

Mein Lied sey Daphnis, der die süssen Sayten rührt
Des Sängers aus der fremden Flur,
Womit er Löwen oder wilde Männer zwang,
Er selber spröde Nymphen zwingt.

Die Schäferinn.

Mein Lied sey Daphne, die viel süsse Lieder lernt
Von Schäfern unsrer eignen Flur.
Seit unsre Schäfer singen, wie die Nachtigall,
Die Fremden, wie die Grille singt.

[54] Der Schäfer.

Wo Daphnis hintritt, steige
Ein heiliger Lorbeerwald auf:
Zur Krone für den Jüngling,
Der Räuber und Wölfe verjagt;
Zur Krone für den Sänger,
Der göttliche Lieder erfand.

Die Schäferinn.

Wo Daphne wandelt, sprosse
Ein feuriger Rosenwald auf:
Zum Kranze für den Jüngling,
Der fröhliche Feste begeht;
Zum Kranze für die Hirtinn,
Die Jugend und Liebe beseelt.

Der Schäfer.

Ich preise meinen Daphnis, der die Künste liebt,
Die man an fremden Ufern ehrt;
Er führt sie bald in unsre Schäferhütten ein,
Dann hebt ein goldnes Alter an.

[55] Die Schäferinn.

Ich preise meine Daphne, meine Daphne liebt
Die frommen Sitten unsrer Flur;

Aſträa kehrt vom Himmel auf die Flur zurück;
Dann hebt ein goldnes Alter an.

Der Schäfer.

Den Daphnis lieb ich, der die ſchönſten Heerden zieht,
Als Jüngling ſeiner Fluren Ruhm;
Der vor Gefahr ſie ſchützen, ſie vergröſſern kann,
Im Alter einſt der Hirten Gott.

Die Schäferinn.

Ich liebe Daphnen, die den Hirten glücklich macht;
Zwiefacher Honig iſt ihr Mund;
Die ſeine Sorgen theilen, ſie verſüſſen kann;
Schon jung Geſäng und Opfer werth.

[56] Der Schäfer.

Mit Nectarbächen tränke,
O Liebe, dies göttliche Paar!
Das Alter ſey der Weisheit,
Die Jugend der Freude geweiht!

Die Schäferinn.

In warme Freundſchaft wandle
Die feurige Liebe ſich bald!
Die weiſe Freundſchaft dauret,
Die trunkene Liebe verfleucht.

Der Schäfer.

Ihr Himmliſchen, höret mein Lied!
Gebt einen Sohn dem Daphnis;
Des Vaters holdſeeliges Bild,
Den Stolz der keuſchen Mutter,
Die Krone der ſeeligen Flur!

[57] Die Schäferinn.

Ihr Liebenden, höret mein Lied!
Umarmt noch Enkelſöhne;

Der Götter allgütigen Lohn,
Das Wunder aller Fluren,
Die Sterne der künftigen Welt!

E. D. v. R. g. v. W.

32 Leibnitz.

Von mir ward Leibnitz dir gegeben,
Warf Sachsen einst Hannover vor;
Dir, sprach Cheruskien, hieß ihn ein Zufall leben,
Mir sein erkannter Werth, nach dem ich ihn erkohr.
Das Glück gab dir ihn erst; du liessest dir ihn nehmen;
Ist das zum Pralen Grund? Ists einer sich zu schämen?

Kästner.

33 [58] Warnung vor Hymen.

Lied.

[Mit Musik von Wolf.]

Wann die Hochzeitfackel lodert,
Sehet, welcher Gott sie hält!
Hymen kömmt, wenn man ihn fodert,
Amor, wenn es ihm gefällt.

Zu dem zweifelhaften Bunde,
Der des Lebens Freyheit raubt,
Schlägt die feyerliche Stunde
Immer eher als man glaubt.

Wünsche, Triebe, Phantasieen,
Alles ist euch itzt noch frey;
Lieben könnt ihr, ihr könnt fliehen,
Ohne Vorwurf, ohne Reu!

Tauschet diese Frühlingstage
Um die Lockung Hymens nicht!
Trug ist seine sanfte Klage,
Träume sinds, was er verspricht!

[59] Flieht vor seinen goldnen Stricken,
Flieht, mit weiser Fröhlichkeit,
Bis die Jugend euch den Rücken
Zur verhaßten Warnung beut!

Aber wenn ein süsses Feuer,
Das nicht Ueberlegung stillt,
Täglich mächtiger und neuer
Euren jungen Busen füllt;

Wenn Vernunft, mit Reiz verbunden,
Euch zum Schwur der Treue zwingt,
Und, mit Rosen rund umwunden,
Amor selbst die Fackel bringt;

Stehet dann, geführt von Scherzen,
Hymen lächelnd vor euch da,
Ach! so ruft, aus vollem Herzen,
Lieber heut als morgen, Ja!

Gotter.

[60] **Die gründliche Betrübniß.** 34

Auf seinem Todbett liegt Lubin,
Sein Weib ist voller Jammer!
Und, ach! aus beyder Busen fliehn
Viel Seufzer durch die Kammer.

Doch sagt man, daß vor gleicher Noth
Nicht beyde Gatten beben;
Der Mann befürchtet seinen Tod,
Und seine Frau sein Leben.

Löwen.

Der Reichthum. 35

Sprich, welch ein schätzbar Gut kann Plutus uns erwerben?
Das Laster blüht durch ihn und Tugend läßt er sterben.

v. K.

36[61] Empfindungen bey einer unglücklichen Liebe.

Armes Herz, wann wird dein Kummer schweigen,
Der, allein den edlen Herzen eigen,
Stets die Tugend trifft?
Jeder Pulsschlag, jede neue Stunde
Mehrt mein Leiden, wühlt in meiner Wunde,
Wird mir neues Gift.

Ist es strafbar, was ich itzt empfinde,
So ist Alles Schwachheit, oder Sünde,
Keine Tugend mehr!
O! so wiegt mir diese Hand voll Erde,
Dieses Leben, fruchtbar an Beschwerde,
Unerträglich schwer!

[62] Nicht der Tag, vor dem Monarchen beben,
Nicht mein Schicksal, nicht mein Glück, mein Leben,
Zeuget diesen Schmerz;
Die Empfindung edler, zarter Triebe,
Klagt um eine hintergangne Liebe,
Jammert um ein Herz.

Dies Gefühl, dies mitleidswehrte Sehnen,
Diese wahren, untröstbaren Thränen,
Rühren sie von mir?
Diese Glut, die nagend in mir lodert,
Zärtlich liebt, und wütend Rache fodert,
Stammt, Natur, von dir!

Rache? = = = Schweig, unrühmlicher Gedanke!
Halte mich, o Tugend, wenn ich wanke;
Rache kennst du nicht!
Segne zehnmal, was ich heut verliehre,
Und verzeih ihr die gebrochnen Schwüre,
Die verletzte Pflicht!

[63] So viel Unschuld, so viel Seltenheiten
Sind vielleicht in diesen schwarzen Zeiten
Zu viel Glück für mich;
Ach! was sterblich ist zeigt seine Mängel;
Ehmals warst du, theures Kind, ein Engel,
Itzt ein Mensch, wie ich.

Fr. v. - - -.

Auf einen Kandidaten. 37

Stax will sich nun dem Tempel weihn;
Wozu wird er wohl tauglich seyn?
Beym Tempel Salomons wüst ich es doch zu sagen:
Da wär er gut, das ehrne Meer zu tragen.

Kästner.

[64] Der Romanenritter. 38

Das zarte Fräulein Rosemund,
Das sonst von Liebe nichts verstund,
Hatt, ungefähr seit funfzig Wochen,
Des Spieles Süßigkeit gerochen,
Das ihre Frau Mama gespielt,
Als sie die Existenz erhielt.
Nun gab ein Herr von sechzehn Ahnen,
Ein treuer Leser der Romanen,
Und Feind von jedem klugen Buch,
Ihr alle Tage den Besuch;
Der nichts als Zimmet der Banise
Von seinen Honiglippen bliese;
Die römische Octavia
Dabey des Tags wohl zwier durchsah,
Sinnreiche Thränen, hohe Klagen
Ihr rittermäßig vorzusagen,
Wodurch ers denn so weit gebracht,
Daß sie ihn zärtlich angelacht,
Die Blicke stets auf ihn gewendet,
[65] Ihm heiße Seufzer zugesendet,
Die ihm verdeutschten, was ihr wär, — —
Doch wer war sittsamer als er?

Einſt, als ſich der Romanenheld
Amadiſirend eingeſtellt,
Lag ſie, entfernt vom Weltgetümmel,
Halbangekleidet unterm Himmel
Des prächtgen Bettes von Damaſt,
Und zitterte vor Warten faſt,
Und ſchmolz vor ſüſſen Bangigkeiten,
Und winkt ihm immer von der Seiten,
Aus Wolluſt, weil ſie ihn ſo nah
An ihrem Schwanenlager ſah. — —
Er, als er zitternd ſich gebücket,
Noch zitternder ſie angeblicket,
Zog nun aus ſeines Buſens Schrein
Den alten Seufzer: Göttinn mein!
Wär ich mit dir ins Waldes Schatten,
Wo ſich die ſanften Weſte gatten,
An einem Quell, ich wollte dir —
[66] Was, ſprach die Schöne, wolltet ihr?
Mir mit dem Stal den Hals durchſchneiden?
Das mag der Henker von euch leiden!
Sprang, als ſie dies im Zorn geredt,
Von ihm ins nächſte Kabinett.

D.

39 Beytrag zu einer Sammlung von Widerſprüchen.

Der Oberprieſter Michael
Sagts, und betheurts bey ſeiner Seel:
Voltaire ſey ein Teufelskind;
Indeß, ihn zu verewigen,
Die Muſen und die Grazien
Bey Pigal (*) ſchon beyſammen ſind.

* * L.

(*) Der berühmte Bildhauer, der itzt mit der Statue des Herrn von Voltaire beſchäftigt iſt.

[67] **Der kurze Prozeß.** 40

Wohl angebrachte Schmeicheleyen
Bethören selbst gesetzter Männer Sinn.
Dies wußte die Pariserinn,
Die, müde jetzt von ihres Gegners Schreyen,
Ihn lebhaft unterbrach: „Herr Advocat, wohin
Mit allen den Sophistereyen?
Sie müssen selbst gestehn, daß ich betrogen bin;
Denn mein Accord war auf Tapezereyen
Mit menschlichen Figuren, groß und schön,
Wie der Herr Präsident. Nun die sind nicht zu sehn;
Drum darf ich auch den Kauf nicht halten!
Es sind zwar menschliche Gestalten,
[68] Doch krumm und steif, wie dieser Advocat,
Der aller Welt Gedult so lang gemisbraucht hat."

Der Advocat stand, wie vom Blitz gerühret,
Und murmelte den ärgsten Fluch;
Der Präsident, durchs schöne Lob verführet,
That für die Frau den besten Spruch.

v. D.

An einen Dichter. 41

Kunstrichter werfen dich mit Koth;
Entfliehe, Freund, du wirst getroffen!
Entfliehe dem Werfer, der grimmig dir droht!
Der Tempel der Grazien stehet dir offen.

G.

[69] **Das Glück der Liebe.** 42

Das Schicksal zeigte mir jüngst auf zweenen blumichten Wegen
Der Lieb und Weisheit mir winkendes Glück;
Wähl Eines! sprach es. Ich gieng sogleich der Weisheit entgegen,
Doch sah ich immer nach Doris zurück.

Sie gieng mich ſchüchtern vorbey, dem ſchlauſten Amor zur Seiten;
Er aber, der meine Wünſche verſtand,
Wie liſtig wuſt er ſie nicht durch manchen Umweg zu leiten,
Bis ſie an meiner Seite ſich fand!

[70] Itzt war mein Schickſal getäuſcht! Mit unausſprechlichen Blicken
Dankt ichs dem Amor, der mächtiger iſt.
Dank ſeys dem Amor! Was gleicht der Liebe ſanftem Entzücken,
Das man im Wege der Weisheit genießt!

v. Thümmel.

43 Selinde.

Wohin Selindens ſchwarze Augen rollen,
Da rollen ſie Vergnügen in ein Herz;
Geſellig ohne Zwang, liebt und verſteht ſie Scherz.
Ach! aber den empfindungsvollen
Geheimen Scherz, der aus der Seele fließt,
In halben Worten nur, in Blicken ſich ergießt,
Den hat ſie nie verſtehen wollen.

D.

44 [71] Auf eine Ungnade bey Hofe.

Es geben ſich hienieden reine Tugend
Und reiches Glück gar ſelten Hymens Hand;
Nur im Olymp und bey der Erde Jugend
War ſtets ihr Bund den Sterblichen bekannt.
Sind ſie jedoch zuweilen noch beyſammen,
Wie Gatten ſind, ſo löſchen ihre Flammen
Doch bald, und bald zerreißt ihr ehlich Band.
Gemeiniglich läuft Tugend von dem Gatten
Am ehſten fort, und hat ihn nicht mehr lieb.
Dann ſingt die Welt von ihrer Flucht der Matten
Ein ſpöttiſch Lied. Doch, liebe Welt, vergieb!

[72] Fortuna fühlt zum Wechsel gleichen Trieb.
Mir zum Beweis kömmt Damis Fall zu statten,
Wo sie entfloh, und nur die Tugend blieb.

A.

[Die Franzosen.] 45

Wenn übern Rhein die Herren Nachbarn giengen,
Und wir sie dann nach altem Brauch und Art,
Ein wenig hart
Im wehrten deutschen Vaterland empfiengen,
Da bauten sie nicht stets sich Ehrentempel;
Bey Rosbach zum Exempel.

A.

[73] An den Herrn Kanonikus Jacobi 46

bey seiner Durchreise durch
Göttingen
den 20. Sept. 1770.

Beym Phöbus wünscht ich mir Cytheren jüngst zu finden,
Und sah sie nur mit ihm verschwinden:
Doch gern vergeb ich ihr, daß sie mir dort enteilt,
Wenn nur bey uns ihr Dichter itzt verweilt.

Kästner.

[74] An Phöbus. 47

nach dem Tibull. [IV, 4.]

Komme zu des besten Mädchens Bette,
Blonder Phöbus, komm herab und rette!
Glaube mir, es wird dich nicht gereun
Einer Schönen Arzt zu seyn!

Laß die holden Wangen nicht verbleichen,
Laß des Fiebers Gift nicht länger schleichen
In den Adern, scheuche vor dir her
Jedes Uebel tief ins Meer!

Komm, o Göttersohn, zu uns hernieder!
Balsamschlummer bring uns mit und Lieder,
Süsse Lieder, deren Zauberkraft
Kranken Herzen Lindrung schaft!

[75] Tröste doch den Jüngling, der in Thränen,
Leise schluchzend, bald am Bett der Schönen,
Seufzer flüstert, bald verzweifelnd, wild
Alle Götter grausam schilt! —

Traue, Damon, Phöbus deinem Retter!
Liebende sind stets im Schutz der Götter
Liebe nur beständig, zärtlich, rein;
Und dein Mädchen bleibet dein!

Weine nicht! Noch ist sie ganz die Deine;
Still und fühlend denkt sie dich alleine;
Sorglos, wenn der Muhmen Schaar verzagt
Um sie her vergeblich klagt.

[76] Hilf, o Phöbus! Zwiefach ist dies Leben,
Zwiefach wird man deine Kunst erheben,
Wenn sie freundlich für die schöne Welt
Ein so schönes Paar erhält.

Dann wirst du der Götterlust dich freuen,
Wann dir beyde dankbar Opfer weihen,
Dann wünscht jeder gute Gott: er sey
Auch ein Gott der Arzeney!

E.

[Holzstock.]

[77] **Piſiſtrat,** 48

eine Erzählung.

Dem Freyherrn von Buddenbrock
zugeeignet.

Berlin, 13. Dec. 1769.

Du kennſt, mein Freund, den klugen Piſiſtrat,
Den tapfern, den beredten Helden:
Ich will dir itzt von ihm nur eine That vermelden,
Ich weiß, du billigeſt die That:
Sie hat ihm einſt das Lob von Griechenland erworben.
Ihm war ſein redliches, ſein ſchönes Weib geſtorben;
[78] Da ſprach er bey ſich ſelbſt: wie ehr ich mein Gemahl?
Durch meine Reden? meine Seufzer? meine Qual?
Nein, ihre Tugend muß für mich nicht untergehen,
Ich will ihr holdes Bild ſtets gegenwärtig ſehen.
Er ſprachs, und ſchritt zu einer neuen Wahl.
Die Söhne hörten ihn von ſeiner Wahl erzählen,
Und ſie befremdete der Vorſatz ſehr;
Sie fragten: Vater, liebſt du uns nicht mehr? —
Ja freylich lieb ich euch, drum will ich mich vermählen:
Von Söhnen eurer Art wünſch ich noch mehr zu zählen!

X.

[79] **Bacchus und Venus.** 49

Amor iſt mein Lied!
Schön iſt er bekränzt! (*)
Wie ſein Auge lacht!
Seine Wange glänzt!
Seht, wie ſtolz er da
Seinen Bogen trägt:
Ganz gewiß hat er
Einen Held erlegt!
Seinen Wagen ziehn
Bacchus Tiger her:

(*) S. Lieder nach dem Anakreon.

War in aller Welt
Je ein Kind, wie er?

Aber Bacchus ſchleicht,
Traurig und entlaubt,
Durch die Reben hin,
Senkt ſein ſchönes Haupt.
[80] Bacchus trinkt nicht mehr,
Seufzt nur: Paphia!
Ganz gewiß liebt er
Venus Cypria!
Amor lacht und fährt
Im Triumph daher:
War in aller Welt
Je ein Kind, wie er?

Aber Paphia
Schleicht in Bacchus Hayn,
Klaget ihre Pein,
Trinket Cyperwein,
Seufzt nur: Bromius!
Seufzt: Idalia!
Ganz gewiß liebt ihn
Venus Cypria!
Amor iſt mein Lied!
Keinen ſing ich mehr!
War in aller Welt
Je ein Kind, wie er?

v. Gerſtenberg.

50[81] An Herrn Herder. (*)

Wem ſchenk ich dieſes kleine Büchelchen?
Gebunden in Kalbleder oder Gold,
Iſt gleiche viel, iſt nur der Inhalt nicht
Kalbleder! dir, mein Herder ſchenk ich es!

(*) Dies Stück war eigentlich zur Zuſchrift vor einer kleinen Sammlung ſcherzhafter Lieder beſtimmt, die aber nicht herausgekommen iſt.

Du ſchätzeſt meine leichten Scherze, biſt
Der Freudengötter, biſt der Dichter Freund,
Vom hohen Klopſtock, bis herab zu mir,
Und trägſt ein redlich Herz in deiner Bruſt.
[82] Genug zu einem gütigen Mäcen!
Denn einen gnädigen verlang ich nicht,
Und einen reichen noch viel weniger.

Leotides, der Wechsler, einſt ein Fürſt!
Der wäre wahrlich gerne mein Mäcen!
Gediegen Gold hat er im Ueberfluß.
Er gäbe für mein kleines Büchelchen
Ein halbes Schock nur leicht beſchnittener
Dukaten wohl. In Wahrheit gäb er mir
Ein Tönnchen, Freund, ich ſchenkte dennoch ihm
Es nicht! Was ſollt er mit dem Büchelchen?
Könnt er es leſen? Es verſtehen? Nein!

Er erbte ja von ſeinem Vater nicht
Verſtand, wie du! Was erbt er? lauter Gold!
Er that auf hohen Zins es aus, er gab
[83] Dem groſſen Winkelmann, dem edlen Abt,
Dem weiſen Mendelſohn nicht einen Deut
Für ihre Weisheit! Stehen ſah ich ihn
An dem Altar der Dummheit! Ob er ſchon
Ihr Prieſter war? Ob er der Göttinn erſt
Den Eid der Treue ſchwur? Das weiß ich nicht.
Genug! Mein Büchelchen ſchenk ich ihm nicht!
Er nähm es, ſagte trotzig: „Hier, mein Herr!
Ein kleines Trinkgeld! Nehmen Sie, mein Herr!“

Und ich? Ich ſtünd, ein armer Tropf, vor ihm,
Nähm es, trüg aber alſobald das Geld
In ſeine Küche, gäb es ſeinem Koch,
Und ſagte: „da! ſein guter Herr ſchickt ihm
[84] Ein kleines Trinkgeld; nehm er es, Herr Koch!
Und ſag er ſeinem Herrn, ich hätt es ihm

Wohl eingehändiget!“ — Für ein Gericht,
Das einen Leckermund befriediget,
Ist solch ein Trinkgeld gut genug! Allein
Bey weitem nicht, o Duns Leotides,
Für ein Gericht in einem Büchelchen,
Das eine Muse dir zu schmausen giebt,
Und wäre gleich die Muse nur, o Duns!
Ein Mädchen, welches mich begeisterte,
So wär es für das kleinste Liedchen nicht genug!

Bezahlt ein Zentner Gold ein Quentchen Witz?

Genug hingegen ist von dir, o Freund!
Ein Wink des Wohlgefallens, wenn, hinauf
[85] Zum hohen Klopstock, und herab zu mir,
Schönheiten, groß und klein, und nah und fern,
Dein kennerisches Adlerauge forscht.

= = J. = =

51 Allegorie.

Belohnung heißt die Nymph, um die
Im Königreiche Phantasie
Ein Schwarm verbuhlter Sylphen schwebt.
Der Fleiß, voll Eifer und belebt,
Sucht ihre Hand, scheint auch allein
Der reichen Nymphe werth zu seyn;
Sie aber, wie die Schönen sind,
Für gründliches Verdienst zu blind,
Verschmäht den Edlen, krönt und küßt
Der Gnomen schlechtsten, der nur List
Und unverschämt im Betteln ist.

D.

52 [86] An einen Musenalmanach.

Und du in dem bemalten Kleide,
Du kleiner Musenalmanach,
Wie kömmst denn du, geputzt in Seide,
Hier unter mein gelehrtes Dach?

Hier unter der Chikane ſchwere,
Hochaufgethürmte Aktenbrut,
Bey welcher itzt Cylinder, Sphäre,
Und Prisma ganz vergeſſen ruht?

Gieb Acht, daß nicht des Zirkels Spitze,
Der neben dir beſtäubet liegt,
Dir deinen güldnen Schnitt zerritze,
Der ſeinen Meßingglanz beſiegt!

Geh fort aus meinem Kabinette,
Das Scherzen keinen Eingang gönnt,
Zur liebenswürdigen Brünette,
Die mehr als ich die Muſen kennt!

[87] Lucinden meyn ich, deren Jugend
Aus innerm Hang das Schöne liebt,
Und Wiſſenſchaft, und ernſte Tugend
Mit einem Geiſt voll Anmuth übt.

Sie wird der holden Seine Schätzen,
Die dort vertraulich um ſie ſtehn,
Dich, Deutſchlands Kind, zur Seite ſetzen,
Und mit Vergnügen auf dich ſehn.

Geh! ſonſt wird du mit Staub beladen;
Von manchem modernden Papier
Kann haftender Geruch dir ſchaden!
Geh, kleines Buch, geh flugs zu ihr!

F.

[Holzstock.]

[88] **Nänie** 53

Auf den Tod einer Wachtel.

Weint, ihr Kinder der Freude! Weine, Jocus!
Weine, Phantaſus! Alle des Geſanges
Töchter, alle des jungen Frühlings Brüder,
Sirenetten und Zephyretten, weinet!
Ach! die Wachtel iſt todt! Naidens Wachtel!

Die ſo gern in Naidens hohler Hand ſaß,
Und, geſtreichelt von ihrer Rechten, achtmal
Ihren Silberſchlag ſo hellgellend anſchlug,
Daß das purpurbemalte Porcelain klang.
Wenn das Mädchen zu ſingen und zu ſpielen
Abließ, hüpfte die kleine Liederfreundinn
Auf die Laute des Mädchens, lockte horchend
[89] In die Laute, daß alle ſieben Sayten,
Bauch und Boden der Laute, wiedertönten.
Wann das Mädchen verſenkt im Traum und ſtumm ſaß,
Flog die Gauklerinn dem Pagoden Lama
Auf den Wackelkopf, wiegte mit dem Kopfe
Des Pagoden ſich weiblich hin und wieder.
Ach! kein Vogel war dieſem gleich! Der Juno
Vogel nicht, der nur ſchön war, auch der Pallas
Vogel nicht, der nur klug war, und nicht ſcherzte.
Unſer Vogel war ſchön und klug; Naide
Scherzt und koſete gern mit unſerm Vogel,
Und der Vogel verſtand Naiden; gab ihr
Nickend Antwort; ſchlug an, ſo bald ſie winkte,
Gieng und kam auf ihr Wort, und ſaß ihr rüſtig
[90] Auf der Schulter, und ließ ſich küſſen, ließ ſich
Aus den Lippen der trauten Wirthinn ätzen.
Welcher menſchliche Geiſt belebte dieſen
Vogel? Rede, du kleiner, lieber Liebling,
Eh die bräunliche Seide dich umwickelt,
Und dies Grab dich auf ewig einſchließt: warſt du
Nicht ein lieblicher Flötenſpieler? Warſt du
Nicht vor Zeiten ein ſüſſer Minneſinger?
Nichts! Er redet nicht mehr! Es hat ihn ſeiner
Schönen Stimme der Tod beraubt, und ſeines
Schönen Nickens; der böſe Tod, geſtaltet
Als ein Geyergeripp, der nächtlich alle
Kleinen Vögel erwürgt, und alle groſſen.
Doch ſein niedlicher Schnabel ſoll nicht ſterben;
Unter Perlen und Gold und edle Steine
[91] Will das Mädchen ihn wohldurchbalſamt legen,

Oft mit Seufzen ihn ansehn, oft mit Thränen,
Oft ihn herzlich an ihre Lippen drücken.
Hier nun ruhe sein kalter Leichnam unter
Diesem Rosenbaum! Mayenblumen pflanz ich
Auf sein Grab, und von bunten Tausendschönchen
Einen Kranz. Sein vergnügter Geist, das weiß ich,
Ist gen Himmel geflohn, gleich einem kleinen
Funken! Laß ihn auf deiner Schulter sitzen,
Schnittermädchen des Himmels, die du Weizen
In den Händen, und Mohn im Körbchen trägest!

[92]. Der Besuch. 54

Batill besuchte mich; zu Ehren
Des gütigen Besuchs gab mir mein Dämon ein,
Mit ihm ein Glas Burgunderwein
Auf gute Freundschaft auszuleeren.
Jetzt ist er nun mein Freund — allein
Wie dauret mich mein Wein — mein Wein!

v. Thümmel.

An Leßings jungen Gelehrten. 55

Um den Monadenpreiß umsonst sich zu bestreben,
Das, Damis, hat zum Spotte dich gemacht:
Doch Justi'n ward der Preis gegeben,
Und über wen ward da gelacht?

Käſtner.

[98] Weissagung der Melpomene 56

an einen jungen Dichter.

Der du im frühsten Lebenslenze
Lobgierig nach dem Ehrentempel frugst,
Und, neidisch auf der alten Dichter Kränze,
Schon zum Versuch die Laute schlugst;

Die Musen freueten sich deiner,
Als du mit zarten Fingern Rosen brachst,
Und, in der feinsten Sprache der Lateiner,
Von ihrer hohen Röthe sprachst,

[94] Von ihrem Dufte, den der Busen
Des Jünglings und des müden Greises trinkt;
Da hat dir mehr als eine von den Musen
Vertraulich mit der Hand gewinkt;

Melpomene verdrang Thalien
Und rief: Hinweg! Mir übergab Apoll
Ein Saytenspiel, daß ichs mit Gold beziehen,
Und diesem Knaben bringen soll!

Ihm wurden sanftere Gefühle
Ins Herz gegossen, als am Themsestrand
Dem Dichter, der mit honigsüssem Spiele
In Aller Herzen Eingang fand,

[95] Und, als er sechszehn Lenze zählte,
Schon Baum und Flur bewegte, wenn er sang,
Und, wenn sein Lied das Lob der Götter wählte,
Die wilde See zur Stille zwang.

Mein Liebling, mein erwählter Knabe
Lehrt rührend einst die Welt, daß nur allein
Der tugendhafte Mann die Mittel habe,
Stets fröhlich, stets beglückt zu seyn;

Von sanfter Neigung ganz durchdrungen
Besinget er die Freundschaft, und den Schmerz
Der Liebe, wie Petrarcha ihn besungen;
In jedem Ausdruck spricht sein Herz.

[96] So, daß dem zärtlichen Gesange
Nichts gleichet, als der süsse Klageton
Von Philomelen, welcher allzulange
Der Gatte fehlt, der ihr entflohn.

Karschin.

Sinngedicht. 57

Die Damen ſcheinen hier den edlen Nachtviolen
In allem gleich zu ſeyn;
Denn Nachts verbreiten ſie am Mondſchein, unverhohlen,
In junger Buhler Arm, der Schönheit vollen Schein;
Des Morgens ziehen ſie, verſtohlen,
Der ſtrengſten Tugend gleich, die Reize wieder ein.

D.

[97] Der Kanonikus und ſeine Köchinn. 58

Ein heiliger Kanonikus begeht,
Bey ſeinen wohlbeſpickten Pfründen,
In einem Tage gröſſre Sünden,
Als ganz durchs Jahr ein hungriger Poet.

Ein ſolcher wars, von dem aus Liebe
Die Köchinn ihren Abſchied nahm;
Zu dem, aus einem gleichen Triebe,
Nanette ſich zu präſentiren kam.
Könnt ihr, fragt er mit einem frommen Weſen,
Gut kochen? — Wenig! — Waſchen? — Nein! —
Doch ſchreiben und die Zeitung leſen? —
Nein, gar nicht! — Und, fiel er ihr ein:
[98] Zum Lohn? — Herr, Hundert Thaler! — Sachte!
Da die Geſchickteſte aufs Jahr
Nur zwanzig fodert! — Recht! rief ſie und lachte:
Doch ich, mein Herr! — Nun, ihr? — Herr! Ich bin unfruchtbar.

Löwen.

Lied. 59

Reizend iſt es, ſeinen Ruhm
An die Sterne heben,
Und in Famens Heiligthum
Unvergänglich leben.

Reizender, als Ewigkeit
Und das Lob der Muſen,
Iſt der Liebe Trunkenheit
An Themirens Buſen!

T.

60[99] Die Nachtigall und die Fröſche.

An einem heitern Abend gieng
Die ſchöne Daphne mit Tiren
Am kühlen Bach, und fühlete
Des Frühlings Reiz itzt zwiefach ſtark.
Kein Abend war ſo ſchön; die Flur
Schien ihr ein ſtilles Paradies,
Und ſanfte Lüfte wehten ihr
Balſamiſche Gerüche zu.
Des Monden oft erneutes Spiel,
Der ſchnell itzt hinter Wolken lief,
Und itzt ins dunkle Blau hervor
Im vollen Silberglanze ſchwamm,
Erhöhete den Schmuck der Nacht,
Die ſchweigend auf die Felder ſank.
Von ausgelaßner Freude ſchien
Die Welt ſich zu erhohlen, nur
Das Volk der Fröſche ſchwärmte noch
Im Sumpf, und quackte laut. — „Warum,
[100] Sprach Daphne, lärmt ihr unverſchämt,
Wenn Philomele ſingen will?
O ſchweigt, verhaßte Schreyer, ſchweigt,
Daß ich ſie höre!“ — Plötzlich hub
Die kleine Sängerinn ihr Lied
In ſchmachtendſanften Tönen an.
Itzt floß es ſchmetternd durch das Thal;
Die Echo ſangs geſchäftig nach,
Und Zephyr trug es lauſchend hin
Ans ſternbeſäte Himmelsfeld.
Entzückt rief Daphne: „o Tiren!
Sie ſingt! O höre! Welch ein Lied!

Mit Unrecht tadelt ich den Lerm
Der Frösche. Weit, weit süsser schallt
Mir itzt das Lied der Nachtigall!“

Wißt es uns schlechten Dichtern Dank,
Ihr guten, daß wir schlechter sind!
v. S.

[101] **Trinklied.** 61

[Mit Musik von Kellner.]

Herr Bacchus ist ein braver Mann,
Das kann ich euch versichern,
Mehr als Apoll, der Leyermann,
Mit seinen Notenbüchern.

Des Armen ganzer Reichthum ist
Die goldbemalte Leyer,
Von der er pralet, wie ihr wißt,
Sie sey entsetzlich theuer;

Doch borgt ihm auf sein Instrument
Kein Kluger einen Heller;
Denn schönere Musik ertönt
In Vater Evans Keller.

Und ob sich Phöbus gleich vornan
Mit seiner Dichtkunst blähet;
So ist doch Bacchus auch ein Mann,
Der seinen Vers verstehet.

[102] Wie mag am waldichten Parnaß
Wohl sein Diskant gefallen?
Hier sollte Libers Cantorbaß
Gewißlich besser schallen.

Auf! Laßt uns ihn für den Apoll
Zum Dichtergott erbitten!
Denn er ist gar vortreflich wohl
Bey grossen Herrn gelitten.

Apollo muß gebückt und krumm
In Fürſtenſäle ſchleichen;
Allein mit Bacchus gehn ſie um,
Als wie mit ihres gleichen.

Dann wollen wir auf den Parnaß,
Vor allen andern Dingen,
Das groſſe Heidelberger Faß,
Voll Nierenſteiner, bringen!

[103] Statt Lorbeerhaynen wollen wir
Dort Rebenberge pflanzen,
Und, um gefüllte Tonnen, ſchier
Wie die Bacchanten, tanzen!

Man lebte ſo, nach altem Brauch,
Bisher dort allzunüchtern;
Drum blieben die neun Jungfern auch
Von je und je ſo ſchüchtern.

Ha! Zapften ſie ſich ihren Trank
Aus Bacchus Nektartonnen,
Sie jagten Blödigkeit und Zwang
In Klöſter zu den Nonnen!

Fürwahr! Sie lieſſen nicht mit Müh
Zur kleinſten Gunſt ſich zwingen,
Und ungerufen würden ſie
Uns in die Arme ſpringen!

U.

62 [104] Auf Friederikens Geburtstag.

Den 10. April 1770.

Dies iſt der Tag, der dich zuerſt geſehen!
Er kömmt zurück; frolockend grüß ich ihn! —
Vernimm von mir, o Freundinn, was geſchehen,
Als er zuerſt erſchien!

Noch blinkte Schnee auf St** Rebenhügeln,
Den muntern Bach hielt noch des Eises Band;
Der sanfte West kam mit wohlthätgen Flügeln,
Und Eis und Schnee verschwand.

[105] Das Veilchen hob sein Haupt voll süsser Düfte,
Der freye Bach floß silbern durch die Flur,
Die Lerche schwang sich trillernd in die Lüfte,
Und weckte die Natur.

Der Frühling stieg im lieblichen Gepränge,
Mit jungem Laub das Haar umkränzt, herab,
Und mit ihm stieg, noch glänzend, eine Menge
Von dem Olymp herab.

Mißtraue nicht der Wahrheit der Geschichte!
Ein Dichter hat den heilgen Pomp gesehn;
Er folgte nach, und fand die Götter dichte
Bey deiner Wiege stehn.

[106] Es war Apoll, mit Grazien und Musen,
Auch Amor kam, und Alle freuten sich,
Und drückten dich wetteifernd an den Busen,
Und Alle küßten dich.

Dann gaben sie der kleinen Friederike
Zur Wärterinn die Göttinn Harmonie;
Und sprachen: Zevs sorgt schon für ihr Geschicke;
Du aber bilde sie!

Sanft sey ihr Herz, und edel ihre Seele,
Zur Redlichkeit gestimmt, und zum Gefühl
Der Tugenden, und liederreich die Kehle,
Und stark ihr Saytenspiel.

[107] Itzt küßten dich die Götter alle wieder,
Verwebten Glück in deinen Lebenslauf,
Und ein Gewölk von Golde fuhr hernieder,
Und nahm sie wieder auf.

Die einzige, dich bildend, blieb zurücke,
Dir ungesehn; doch bald verschwand auch sie.
Was nütz ich mehr, sprach sie, der Friederike?
Sie selbst ist Harmonie!

So lächelten Orakel einst dem Kinde.
Die Aussicht schon hat den Olymp entzückt.
Nun denke selbst, was heut dein Freund empfinde,
Der sie erfüllt erblickt!

Frh. v. = =

[108] [Vignette.]

63 Philaidilis.

Philaidilis, die jüngste
Schülerinn der Grazien,
Achtete sich die geringste
Von den schönen Sterblichen.

Demuth lehrte sie zum Tempel
Ihrer Gottheit täglich gehn,
Allen Tugenden Exempel
War sie wohl so gut, als schön.

[109] Gern sah sie in jene Welten;
Diese Welt war ihr voll Schmerz;
In den Spiegel sah sie selten
Nur so scharf, als in ihr Herz.

Welt! in dir ist kein Vergnügen,
Denkt sie still, und sagt es laut;
Sich und sie will sie besiegen,
Von dem Himmel eine Braut.

Sie beschließt dem Weltgetümmel
Zu entfliehn, in sich hinein,
Um auf Erden und im Himmel
Eine Heilige zu seyn.

Und seitdem, o Himmel! fielen
Ihre Locken ungerollt;
Ihren artigen Gespielen
Ließ sie Schmuck und Flittergold.

[110] Ihren Anzug, ihr Geschmeide
Theilte sie den Armen aus;
Ihre Reden, ihre Freude
War der nahe Klosterschmaus!

Dichter sangen ihr Gesänge,
Dichtern hieß sie Lalage.
Liebesgötter eine Menge
Hüpften um die Grazie,

Seufzten, weinten, klagten, flehten,
Hielten ihre Hände fest;
Ihre Seufzerchen verwehten
Nicht der Nord und nicht der West.

Tief in sich hineingekehret
War umsonst die Schöne schön;
Dichter blieben ungehöret,
Liebesgötter ungesehn.

[111] Fest dem schrecklichen Entschlusse
Nimmt sie nun die neue Tracht,
Und mit einem Liebeskusse
War die Heilige gemacht.

Pater noster gut zu beten
Lernte keine so geschwind;
Schwestern und Gewissensräthen
Folgete das gute Kind.

Und, in ihrer kleinen Zelle,
Vor sich einen Todtenkopf,
Droht ihr dennoch mit der Hölle
Pater Zipf und Pater Zopf.

Immer frömmer sie zu wissen
Prüfen sie das gute Herz,
Nicht mit Puppen oder Küssen,
Nicht mit Zucker oder Scherz.

[112] Ohne Noth auf ihre Stärke
Vorbereitet kommen sie,
Mit Empfelung guter Werke,
Jener späte, dieser früh.

Einst an einem Sommermorgen,
Desto fleißiger zu seyn
In den frommen Seelensorgen,
Treten sie zugleich hinein.

Hingeworfen auf den Knieen
Liegen Patres, lieget sie;
Ihrer Wangen Rosen blühen
Schöner diesen Morgen früh.

Das Gebet wird angefangen;
Pater Zipf und Pater Zopf
Sehen ihre Rosenwangen
Lieber, als den Todtenkopf.

[113] Plötzlich aber störet Schimmer
Ihr Gebet, sie stürzen auf.
Amor steht in ihrem Zimmer!
Patres machen einen Lauf,

Machen Lerm; die Schwestern kommen;
Alle sehn den Sieger stehn
Auf dem Altar ihrer Frommen;
Aber sie wird nicht gesehn!

Eine schleyerhelle Wolke
Hatte sie der Zell entführt,
Wunderbar dem blöden Volke,
Welches keine Schönheit rührt.

[114] **Der bestrafte Amor.** 64

Zevs, rüste mich mit deinen Wettern,
Sprach einst im Zorne Lydia,
Um jenen Tempel zu zerschmettern,
Wo ich zuerst den Amor sah!

Warum hab ich Alcidens Waffen,
Und seines Armes Stärke nicht,
Der Erde Rache zu verschaffen
Von diesem stolzen Bösewicht?

Wär ich an schwarzen Zaubereyen,
Wie die Geliebte Jasons, reich,
Ihm wollt ich einen Becher weihen,
Der Liebe Todesgifte gleich!

Der du mir zu entfliehen suchest,
Verruchter Frevler, hätt ich dich! — —
„Hier ist er, Nymphe, dem du flucheſt,"
Sprach Amor schnell, und zeigte sich.

[115] „Auf Kühne! Wag es dich zu rächen!" —
Sie hört erschrocken seinen Spott,
Und eilet Rosen abzubrechen,
Zur Ruthe für den kleinen Gott.

Ihn aber läßt sie ungebunden,
Durch Mitleid oder Furcht bewegt,
Und zittert noch ihn zu verwunden,
Weil sie mit leiser Hand ihn schlägt.

Gotter.

Auf Gellert. 65

Ein Lehrer des Geschmacks und selbst Original,
Ein Menschenfreund, ein Christ, wie sein Versöhner milde,
Starb er, und ließ in seinem Bilde
Der Welt die reizendste Moral.

66 [116] Amyntas,

eine Idylle,

Berlin, 11. Merz, 1765.

Zum Flötenspieler Daphnis kam
Die kleine Doris mit dem blonden Haar.
„Du, dessen Lieder, sprach sie, süsser sind
Als Honig, süsser sind als Rosenduft! —
Amynt ist heut der Wälder Lied;
Die Mädchen alle singen heut sein Lob;
Und ich — ich lieb ihn sehr — und säng ihn gern
Am besten: aber an Gesang
Bin ich nur arm, und stammlen kann ich nur. —
Lehr mich von ihm ein Lied! Denn keiner singt
So süß, wie du, du lieber Hirt,
Du Freund der Mädchen mit dem blonden Haar!" —

[117] „Amyntas, sprach der Hirt, verdient Gesang;
Und hättest du auch nicht, du holdes Kind
Der Grazien! ein Lied von ihm begehrt,
So hätt ich dennoch rund umher
Den Hügeln seinen Namen kund gemacht;
Die stolzen Tannen hätten sich vor ihm
Geneigt, und alle Quellen ihm gerauscht. —

„Hebt an, ihr Musen in den Büschen,
Und in dem tiefen Thal! —
Der Abend röthet schon den Saum der Wolke,
Und Echo wartet auf Gesang. —

Entzücken schwellet meinen Busen,
Ihr guten Götter! Wann
Mein Auge sieht, daß unter einem Dache
Die Tugend bey dem Glücke wohnt.

[118] Amyntas! nicht die tausend Hufen,
Mit Heerden überschwemmt,
Sind dein Verdienst; ein menschlich Herz im Busen
Gesellet dich den Göttern bey.

Wer füllte wohl Altar und Tempel
Mit Gaben: lebten nur
Bey Nektar und Ambrosia die Götter
Sich selber seelig; flösse nicht

Der Ueberfluß in goldnen Strömen
Von ihrer Burg herab;
Fänd Unschuld nicht, und Elend seinen Retter,
Und kranke Liebe keinen Trost?

Du wirst in unsern Liedern leben,
Amyntas! bis das Meer
Versiegt, und Wälder aus den Fluten steigen,
Und Fische schwimmen durch die Luft. —

[119] Verstummet nun, ihr scheuen Musen! —
Die lautre Freud erwacht.
Amynt erschallet aus den hohlen Thälern,
Und von den Bergen schallt — Amynt! —"

So sang der Hirt. Der kleinen Doris schlug
Ihr Herz vor Freude — lange sprach sie nicht; —
Bis des Gesanges letzter Silberlaut
Vom fernsten Hügel wieder kam;
Da sagte sie gerührt: — „Nun dank ich dir —
Nun werd ich nicht der Spott der Mädchen seyn. —
Erquickend ist dein Lied, wie Sonnenschein
In kalter Luft, wie Morgenthau,
Der lieblicher die Blumen macht. —
Und nun — wie kann ich deine Liebe dir
Vergelten, o du bester Hirt! — denn, ach! —
[120] Ein armes kleines Mädchen hat wohl nichts,
Das deine Lieder dir bezahlen kann." —

„Du sollst mir tausend Küsse schuldig seyn,"
Sprach Daphnis, „bis du sechszehn Sommer hast,
Und einen Kuß verstehst!" — —

67 Auf einen Recruten zur Reichsarmee.

1757.

Hier liegt Johann, der als Recrute ſtarb.
Wär nicht der Narr aus Furcht vor ſeinem Tod geſtorben,
Er hätte ſich gewiß ſo vielen Ruhm erworben,
Als ſein Herr Oberſter erwarb.

v. Thümmel.

68 [121] Hymne.

Gros iſt der HErr der Welt! Der Sphären Chor
Verkündigt ſeinen Ruhm,
Am Fuſſe ſeines Throns kniet die Natur,
Und betet an vor ihm.

Er winkte in die alte Nacht hinab;
Urplötzlich ſtand vor ihm
Die gränzenloſe Schöpfung. Heil und Dank
Erſcholl von Kreis zu Kreis.

Was waret ihr, die ihr um ſeinen Thron
Die Seeligkeiten trinkt?
Von ſeinem Hauch nehmt ihr Beginn, und nehmt
Kein End in Ewigkeit!

[122] Wer rief euch, o ihr Sterne, daß ihr flammt?
Wer wieß euch eure Bahn?
Wer gab euch Bürger? Weſſen Hand umſpannt
Den Raum, worin ihr rollt?

Und wer hat dich in dieſe ſchöne Welt,
Erhabner Menſch, geſetzt?
Wer ſchenkte dir den hohen Geiſt? Und wer
Gab ihm Unſterblichkeit?

Du ſiehſt erſtaunt die Wunder der Natur,
Der Weſen Harmonie;
Erhebe den, den du rund um dich her
So ſichtbar wandeln ſiehſt!

[123] Wann ſeine Sonn dem rothen Oſt entſteigt,
Und wann ihr Wagen ſich
Zum rothen Schooß der Abendmeere lenkt,
Laß deine Lieder glühn!

Und wann, durch ihn geſchmückt, die braune Nacht
Im Sternenkleid erſcheint,
Und deine Seel ein ſanfter Schauer faßt,
Verehr ihn ſtillentzückt!

Lob ihn im Lenz, und wann der Sommer dich
Mit Laubgewölben deckt,
Und wann der Herbſt, von Nahrung ſchwanger, lacht,
Und wann der Winter zürnt;

[124] Bey leichtem Blut, und wann dich Krankheit drückt,
Im Glück, und wann es flieht,
Wann dich der Tod zum höhern Leben ruft,
Verkündige ſein Lob!

Der Schöpfung Kreis, den Tempel ſeines Ruhms,
Erfüll Ein Lobgeſang!
Ihr Himmel ſingt! Ihr Erden ſtimmet ein!
Gros iſt der HErr der Welt!

Thomſen.

[Holzstock.]

[125] **Elegie** 69

Auf einem Dorfkirchhofe geſchrieben.

Nach dem Gray.

Die Abendglocke ruft den müden Tag zu Grabe,
Mattblöckend kehrt das Vieh im langſam ſchweren Trabe
Heim von der Au, es ſucht der Landmann ſeine Thür,
Und überläßt die Welt der Dunkelheit und mir.
Der Landſchaft zitternd Bild ſinkt in der Dämmrung Hülle,
Und durch die ganze Luft herſcht feyerliche Stille,
Nur daß ein Käfer hier mit trägem Fluge ſchwirrt,

Und ſchläfrig um mein Ohr ein fernes Läuten irrt,
Und daß, aus jenem Thurm, den Epheu dicht umſchlinget,
In deſſen alte Kluft kein Stral des Tages dringet,
[126] Die Eule ſchauervoll dem blaſſen Monde klagt,
Ein Wandrer habe ſie zu ſtören ſich gewagt.
Hier, wo die Ulme traurt, der Eibe Schatten ſchrecket,
Wo mürbe Hügel Staubs ein dürrer Raſen decket,
Schläft, in ein enges Grab verſenkt auf immerdar,
Von dieſem armen Dorf der Väter rohe Schaar.
Sie ruft der Morgen nun, der düftend niederwallet,
Der Schwalbe zwitſchernd Lied, das aus dem Strohdach ſchallet,
Des Hahns Trompetenton, des Hornes Wiederklang
Nicht mehr vom ſchlechten Bett zu Arbeit und Geſang.
Nicht mehr wird nun für ſie des Heerdes Flamme lodern,
Kein Weib am Abend ſie mit Angſt zurücke fodern,
Sich den Geſchäften ganz für ihre Pflege weihn,
[127] Und keine Kinder mehr nach ihrem Vater ſchreyn,
Still lauſchen, wann er kömmt, ſich ihm entgegendrängen,
Und, ſich um ſeinen Kuß beneidend, an ihn hängen.
Oft tönete die Flur von ihrer Sichel Klang;
Es war ihr Pflug, der oft die harten Schollen zwang.
Wie froh zog ihr Geſpann vor ihnen auf die Felder!
Wie beugten ſich, erlegt durch ihren Streich, die Wälder!

Der Ehrgeiz ſpotte nicht der Arbeit ihrer Hand,
Verlache nicht ihr Glück, und ihren niedern Stand;
Der Groſſe höre nicht, Hohnlächeln im Geſichte,
Des Armen kurze, doch belehrende, Geſchichte!
Nicht zu vermeiden droht Ein letzter Augenblick
Dem Dünkel der Geburt, der Herrſchaft ſtolzem Glück,
[128] Der Schönheit Zaubermacht, des Goldes Eigenthume;
Zum Grabe leiten nur die Wege zu dem Ruhme.
Verzeihe denn, o Stolz, daß glänzende Trophän
Zu ihrer Ehre nicht um dieſe Gräber ſtehn,
Und daß im Tempel nicht, durch tiefgewölbte Hallen,
Der Chöre Harmonien von ihren Thaten ſchallen!

Ruft einer Urne Pracht, des Künſtlers Meiſterſtück,
Ein ſeelenvolles Bild, den Geiſt im Flug zurück?
Kann zu des Grabes Nacht der Ehre Stimme dringen?
Läßt ſich des Todes Ohr durch Schmeicheleyen zwingen?

Wie manche deckt vielleicht hier die Verweſung tief,
In deren ſchwangrer Bruſt ein Götterfunken ſchlief!
Provinzen hätten ſie mit wachem Blick beſchirmet,
[129] In hohes Saytenſpiel Begeiſterung geſtürmet,
Hätt ihnen Wiſſenſchaft ihr groſſes Buch entrollt,
In welches jede Zeit den Schatz der Völker zollt,
Hätt Elend nicht ihr Haupt in tiefen Staub gedrücket,
Ihr Feuer ausgelöſcht, und ihr Genie erſticket.
Wie manche Roſ im Thal erröthet ungeſehn,
Haucht ihren Duft umſonſt, und ſtirbt vergebens ſchön!
Wie manchen edlen Stein hält, vor der Menſchen Sorgen,
Der unerforſchte Grund des Oceans verborgen;
So ruhet mancher hier, der einſt mit kühner Hand,
Ein Hambden ſeines Dorfs, dem Frevel widerſtand,
Und mancher Milton ſtumm, vermiſcht mit andern Todten,
Und mancher Cromwell, rein vom Blut der Patrioten.
[130] Sie konnten nicht voll Muth Gefahr und Tod verſchmähn;
Gehorſam ihrem Wink Senate zittern ſehn,
Mit Ueberfluſſe nicht ein ſeelig Land beglücken,
Nicht leſen ihren Werth in eines Volkes Blicken.
Und doch verbot ihr Glück nicht Tugenden allein,
Auch Laſter wurden ſelbſt in ihrer Hütte klein;
Sie durften nicht mit Blut die Thronenwege gieſſen,
Die Thore des Gefühls vor Menſchen nicht verſchlieſſen,
Erſticken in der Bruſt der Wahrheit Stimme nicht,
Den Zeugen edler Scham nicht tilgen vom Geſicht;
Noch, in der Wolluſt Schooß, des Weihrauchs ſich erfreuen,
Den, zu der Muſen Schmach, erkaufte Schmeichler ſtreuen.

[131] Von der unedlen Bahn des Städtevolks entfernt
Hat ihr beſcheidner Wunſch Ausſchweifung nie gelernt;

Kühl war ihr Lebensthal, und dem Geräuſch entlegen,
Zufrieden wallten ſie auf ihren ſtillen Wegen.

Doch ruft ein Denkmal noch, das die Gebeine ſchützt,
Zerbrechlich aufgebaut, barbariſch ausgeſchnitzt,
Geziert nach altem Brauch mit ungefeilten Reimen,
Den frommen Wanderer mit Thränen hier zu ſäumen.
Die Muſe hat ſich Lob und Elegie erſpart,
Hat ihre Namen nur, ihr Alter aufbewahrt,
Und ringsumher den Raum mit manchem Spruch beſchweret,
Der dieſes arme Volk die Kunſt zu ſterben lehret.
Denn welcher Sterblicher wirft ſehnend nicht den Blick
[132] In eine ſchöne Flur, die er verließ, zurück?
Wer hat mit jener Nacht, von Sicherheit berauſchet,
Dies ängſtlichſüſſe Seyn gedankenlos vertauſchet?
Ein Auge, das ſich ſchließt, ein halbgebrochnes Herz,
Heiſcht eine Thräne doch, und eines Freundes Schmerz;
Es rufet noch Natur aus unſrer Gruft; es lodert
Ihr Feuer unverlöſcht, wenn unſre Aſche modert.

Du, der die Todten hier, die keine Zunge preiſt,
Aus der Vergeſſenheit durch deine Leyer reißt,
Vielleicht ſucht traurend einſt ein dir verwandtes Weſen
Noch deinen Hügel auf, und fragt: wer du geweſen?
Dann ſpricht ein grauer Hirt: „Wann dämmernd auf den Höhn
Der Morgen zitterte, hab ich ihn oft geſehn;
[133] Durch das bethaute Gras rauſcht er mit ſchnellen Füſſen,
Auf jenem Hügel dort die Sonne zu begrüſſen;
Dort, an der Buche Fuß, die ſchon vor Alter nickt,
Die Wurzeln aufwärts dreht, und ihre Zweige bückt,
Streckt er am Mittag ſich, verdroſſen, unbelauſchet;
Starr ſah er in den Bach, der dort vorüberrrauſchet;
Bald ſchlich er in den Hayn, und höhniſch lächelt er;
Bald murmelt er vor ſich verworrne Träume her,

Bald hieng er bleich sein Haupt, wie ein Verlaßner trübe,
Genagt von innerm Gram und hofnungsloser Liebe.
An einem Morgenroth eilt ich zum Hügel hin,
Wo ich ihn immer fand, und da vermißt ich ihn.
Ich eilte zu der Au, zu seinem Lieblingsbaume,
[184] Allein ich fand ihn nicht, wie sonst, im süssen Traume.
Ein zweyter Morgen kam; weit schaut ich um mich her,
Doch ich erblickt ihn nicht im Hayn, am Bache mehr;
Tags drauf, ach! sahn wir ihn, bey Liedern und bey Klagen,
Im feyerlichen Pomp, nach unserm Kirchhof tragen.
Siehst du den Dornstrauch dort? Komm! (Lesen kannst du ja!)
Lies: Hier an diesem Stein steht seine Grabschrift! Da!"

Ein Jüngling ruhet hier, in unsrer Mutter Schooß,!
Dem Glücke nicht bekannt, durch keinen Nachruhm groß.
Sein niedrig Wiegenbett verschmähten nicht die Musen,
Und Schwermuth weihte sich zur Wohnung seinen Busen.
Voll Güte war sein Herz, und der Verstellung feind;
[185] Voll Güte krönete der Himmel sein Begehren.
Er schenkte Leidenden sein ganz Vermögen — Zähren;
Gewährt ward ihm dafür sein ganzer Wunsch — ein Freund.
Wag in das Heiligthum nicht tiefer einzuschauen,
Das seine Tugenden und seine Fehler mißt!
Ach! Beyde liegen sie mit zitterndem Vertrauen
In dessen Brust versenkt, der Gott und Vater ist.

Gotter.

An Doris. 70

Zum Spiegel deiner Schönheit erwähle dir mein Lied!
O Doris, dort vergeht sie, wenn sie hier ewig blüht.

v. K.

71 [136] Hochzeitslied.

Den 20. Oct. 1768.

Nymphen dieſer Flur, und ihr jungen Hirten,
Wißt ihr, wem ich heut unter braune Myrten
Späte Roſenblüthe band,
Und, ihn feſtlich zu bewirthen,
Frühe Purpurtrauben fand?

Wem ich dieſes Beets düftende Melone,
Dieſes Feigenbaums Honigfrüchte ſchone,
Dieſen Fremdling Ananas
Mit der königlichen Krone? —
Unſerm trauten Lycidas!

[137] Hier iſt heut ſein Feſt! Hier, wo ſchlanke Linden
Mit Akacien ſich vertraut umwinden,
Und ein weites Laubdach ziehn,
Sollt ihr heut gekränzt ihn finden,
Seine Dorilis, und ihn!

Kennt ihr Dorilis? Heſpers heller Kerze
Gleicht ihr Aug, ihr Haar iſt von Adlerſchwärze,
Roſenhaft ihr Mund, ein Thron
Tauſend zephyrlicher Scherze,
Ihre Stimm ein Lautenton.

Einſt that die Natur zu dem ſchönſten Bilde
Weisheit, ſchlauen Witz, Edelmuth und Milde,
Wollte draus ein Knäbchen baun,
Und dem brenniſchen Gefilde
Dieſen Liebling anvertraun.

[138] Bald beſann ſie ſich. Sind es nicht fünf Jahre,
Seit ich ſolchen Sohn ſchuf und aufbewahre?
Nein! Ein Weibchen werde dies,
Das ſich künftig mit ihm paare!
Sehet, ſo ward Dorilis!

Das Gespenst. 72

Den Geist des Stutzers Lisimon
Sah Phyllis jüngst und floh davon. —
„So flieht sie den, der einst ihr Zeitvertreib gewesen,
„Ihn, den noch jeder Ball und jeder Spieltisch preist?“ —
Sie hatte Recht; es war von seinem Wesen
Auch nicht der beste Theil, es war ja nur — sein Geist.

E.

[139] In ein Stammbuch. 73

Den 22. Jul. 1770.

Sohn, reize nicht durch deinen Witz die Thoren!
Die Warnung hat bey mir mein Vater oft verlohren.
Lest auch, warum sein Wort bey mir so wenig galt:
Er, ohne falsch, wohlthätig, gottergeben,
Wenn ich nur Thoren reimend schalt,
Schalt gar Juristen durch sein Leben.

— —

Wie mancher würde mich um diesen Vers verklagen!
Dir, W** den er nicht trift, konnt ich ihn sicher sagen.

Kästner.

[140] Empfindungen bey Nacht. 74

Der Gott des Schlafs umhüllt mit leisem Flügel,
Was auf des Erdballs Hälfte wohnt.
Stillfeyernd glänzt in heller Bäche Spiegel
Der silberfarbne Mond.

In des Olymps gewölbter tiefer Ferne
Verliehrt mein Auge sich entzückt,
Wo jetzt vielleicht Amint, von seinem Sterne,
Mitleidig nach mir blickt.

Geflügelt eilt mein Geist vom Götterstamme,
Sohn der Unsterblichkeit, zu dir!
Mein Busen nährt, gleich einer Feuerflamme,
Des Ewigen Begier.

[141] Denn überall, soweit die Erde gränzet,
Herrscht qualenreicher Unbestand;
Was unserm Wunsch als Gold entgegen glänzet,
Ist, nahgeprüfet, Tand.

Beglückte Zeit, wenn nun von meinen Blicken
Der Vorurtheile Nebel fällt,
Und Leidenschaft nicht mehr in ihren Stricken
Den Geist gefesselt hält!

Das ist mein Trost; den Traum von unsern Tagen
Verweht ein kühler Abendwind;
Wie Blumen, die der Sonne Last getragen,
Verblühen wir geschwind.

[142] Stets eilt der Tod, damit er uns erhasche,
Kurz hinter unserm Schritte drein;
Gelingt es ihm, so werd ich morgen Asche,
Und eine Fabel seyn.

Die Menschheit mag beym Grabe sich empören;
Getrost lern ich hinunter sehn.
Der freye Geist wird, unter Himmelschören,
Dort mit Aminten gehn.

R.

75 [143] Die Brille,

Eine Erzählung.

Dem alten Freyherrn von Chrysant
Wagts Amor einen Streich zu spielen.
Für einen Hagestolz bekannt,
Fieng um die Sechzig er sich wieder an zu fühlen.

Es flatterte, von Alt und Jung begaft,
Mit Reizen ganz besondrer Kraft,
Ein Bürgermädchen durch die Nachbarschaft.
Das Bürgermädchen hieß Finette.
Finette ward des Freyherrn Siegerinn;
Ihr Bild stand mit ihm auf, und gieng mit ihm zu Bette.

Da dacht in seinem Sinn
Der Freyherr: und warum denn nur ihr Bild?
[144] Ihr Bild, das zwar den Kopf doch nicht die Arme füllt;
Sie selbst steh mit mir auf, und geh mit mir zu Bette!
Sie werde meine Frau! Es schelte, wer da schilt;
Genädge Tant und Nicht und Schwägerinn,
Finett ist meine Frau, und — ihre Dienerinn. —
Schon so gewiß? Man wird es hören.
Der Freyherr kömmt, sich zu erklären,
Ergreift das Mädchen bey der Hand,
Thut, wie ein Freyherr, ganz bekannt,
Und spricht: „Ich, Freyherr von Chrysant,
Ich habe sie mein Kind, zu meiner Frau ersehn!
Sie wird sich hoffentlich nicht selbst im Lichte stehn.
Ich habe Guts die Hüll und Fülle."
Und hierauf laß er ihr durch eine grosse Brille,
Von einem grossen Zettel ab,
[145] Wie viel ihm Gott an Gütern gab;
Wie reich er sie beschenken wolle;
Welch grossen Wittwenschatz sie einmal haben solle.
Dies alles laß der reiche Mann
Ihr von dem Zettel ab, und guckte durch die Brille
Bey jedem Punkte sie begierig an. —
„Nun, Kind, was ist ihr Wille?"
Mit diesen Worten schwieg der Freyherr stille,
Und nahm mit diesen Worten seine Brille —
(Denn, dacht er, wird das Mädchen nun
So wie ein kluges Mädchen thun;
Wird mich und sie ihr schnelles Ja beglücken;
Werd ich den ersten Kuß auf ihre Lippen drücken;
So könnt ich, im Entzücken,
Die theure Brille leicht zerknicken.) —
Die theure Brille wohlbedächtig ab.
Finette, der dies Zeit sich zu bedenken gab,
[146] Bedachte sich, und sprach nach reiflichem Bedenken:
„Sie sprechen, Gnädger Herr, von Freyen und von Schenken;
Ach! Gnädger Herr, das alles wär sehr schön!

Ich würd in Sammt und Seide gehn;
Was gehn? Ich würde nicht mehr gehn;
Ich würde stolz mit Sechsen fahren;
Mir würden ganze Schaaren
Von Dienern zu Gebote stehn.
Ach! Wie gesagt, das alles wär sehr schön!
Wenn ich — wenn ich —"

„Ein Wenn? Ich will doch sehn,
(Hier sahe man den alten Herrn sich blähn)
Was für ein Wenn kann mir im Wege stehn?"

„Wenn ich nur nicht verschworen hätte — —"
„Verschworen? Was? Finette?
Verschworen nicht zu freyn? —"
[147] O Grille! rief der Freyherr, Grille!
Und griff nach seiner Brille,
Und nahm das Mädchen durch die Brille
Nochmal in Augenschein,
Und rief beständig: „Grille! Grille!
Verschworen nicht zu freyn?"

„Behüte! sprach Finette,
Verschworen nur mir keinen Mann zu freyn,
Der so, wie Eure Gnaden pflegt,
Die Augen in der Tasche trägt."

76 Das schöne Kind einer schönen Mutter.

O welch ein süsses Knäbchen scherzt auf dem Blumenrain!
Betrachte seine Mutter! Sollt es nicht Amor sein?

v. K.

77 [148] Die Elster,

Eine Fabel.

„Singen kann ich nun freylich nicht, das erkannte die Elster, aber es wäre doch Schade, wenn ich meine fertige Zunge nicht brauchen sollte! Ich weiß, was ich

thun will. Ich will den Sangvögeln zuhören und Lob und Tadel unter sie austheilen. Ehrt mich die Nachtigall, oder bringt sie mir manchmal ein Würmchen; gut! so soll keine liebenswürdigere Sängerinn unter den Wolken seyn. Aber Apollo sey der Lerche gnädig, wenn sie mich beleidigt!" —

Die arme Elster! Ihr Anschlag mislang.

[149] „Also meinest du, daß wir selbst kein Gehör haben,. sagten die andern Vögel, und von dir sollen wir erst lernen, was schön klingt? Von dir, die du nicht einmal singen kannst, sondern nur schwatzen, und — stehlen, und den Gukuk lobest, wenn er dein Freund ist? Selbst die Fehler der Lerche sind harmonischer, als dein Geplapper! Wenn die Nachtigall klug ist, so ist sie gegen dein Lob gleichgültig."

So sprachen die Wachtel, die Turteltaube und der Stieglitz. Aber der Gimpel und die Gans horchten auf die kunstrichternde Elster. Kästner.

[150] **An Sined,** 78

Den Druiden der Harfe.

Wo bin ich? — Schlief ich nicht im Walde
Arbeitermüdet ein?
Im Walde, wo des Lenzes
Tonvoller Vogel nicht nistet;
Im Walde, wo kein Barde
Noch seine Harf in die Schatten trug?

Er ist es, wo ich entschlief;
Der Wald voll brütender Schauer,
Als wär er hinter Helas
Grotte, gegen Walhalla gepflanzt.
Denn, wie vom Felde der Seeligen,
Tönt mir durch seine Fichtengänge
Der Bardenharfe Geräusch;
Mich umwandelt der Geist der Lieder,

Wie die Seele des Brünſtiggeliebten
Um den einſamtraurenden Jüngling ſchwebt.

[151] „O ſey du mir willkommen!“
Ruft der Verzweifelnde.
„O ſey du mir willkommen!“
Ruf ich, und raffe mich auf,
Daß die zweigichte Fichte ſchwankt;
Und eile windſchnell über das Heydenkraut,
Und eil und fliege gegen den Harfenruf,
Der, bey jedem von Felſen
Zu Felſen gewagten Sprunge,
Immer näher und näher tönt.
Da rauſchet mir gewaltig
Josephs Nam entgegen;
Es rufen dort oben die Felſen,
Dort unten die Fichten rufen
Josephs Namen zurück;
Und hier ſind Nachtigallen,
Hier ſcherzt das kühle Lüftchen
Um junge Wieſenblumen;
Weidende Rehe hüpfen
Fröhlich am Bach!

[152] Heil mir! Nun bin ich am Ziel!
Heil mir, da iſt der Sänger!
Götter! Da iſt die Harfe! — Durſtig
Trink ich all ihre Töne hinab.

Vergieb dem Bardenſohne,
Vergieb, du Bindengeſchmückter,
Wer biſt du?
Druide mit der goldnen
Sichel in deinem Prieſtergürtel,
Wer biſt du, Sänger Josephs? —

Du lächelſt, theurer Sänger?
Aber ich kenne die Harfe,

Und nun kenn ich dich, Sined,
Den Freund an Ossians Busen,
Dem er am Abend
Seiner Augen die Harfe ließ!

O singe, singe,
Joseph den Frühgeliebten,
Wie er, im Frieden groß,
[153] Seegen um sich und über sich hat!
O singe, singe,
So lange diesseit Walhallas
Er seine Schritte verweilt,
Josephs Kriegsgesang nie!
Zwar wie der Adler
Liegt er am kühlen Mondenlicht,
Brütend über seinen Geliebten,
Und scheint in leisen Träumen zu ruhn;
Aber, waget der Geyer, waget der Habicht sich
Seinen Geliebten zu drohn; huy! dann erhebet er sich,
Und wird, hoch aus der Gegend des Mondes,
Seinen Räuber herunterstürzen!
Drum singe, singe,
Daß er bis an das Morgenroth
Ueber seinen Geliebten ruht!

Aber, ach! Kenn ich denn nicht,
Sined, Ossians Harfe,
Die vom Rauschen der Speere,
[154] Vom Säuseln des Schwerdtes gern begleitet wird?
Wie der kriegerische Jüngling,
Des dauernden Friedens satt,
Wird sie, wenn du ein Friedenslied willst,
Harte Triumphtöne geben:
Aber dann singe von Joseph nicht!

Trage dein Saytenspiel tief in den Eichenhayn;
Geh zu dem Grabe Dauns, dort, wo es immer rauscht,

Dort, wo die Kriegsdämonen wachen:
Singe, dort singe den Ruhm, den er in mancher Schlacht,
Auf die Gebote Thereſiens,
Der Heldenmutter Joſephs, erſiegt hat!

79 [155] Hymne.

Der HErr iſt GOtt! Ihn anzubeten,
Bedecken Cherubim ihr flammend Angeſicht;
Des Himmels Veſte bebt, des Meeres Wogen treten
Zurück, wann er im Donner ſpricht.

Der Abgrund heult vor ihm. Sein Finger rührt die Spitze
Der Felſen an, ſo rauchen ſie;
Als Boten ſchickt er ſeine Blitze;
Da ſtehn die Läſterer — und er verſchonet ſie.

Soll euch der HErr im Zorn beſiegen,
Elende! War er euch nicht ſchon durch Wohlthun kund?
Ihr zwinget die Vernunft euch grauſam zu betrügen;
Ihr fühlet GOtt — — Noch lügt der Mund!

[156] Er hieß das rege Herz des Lebens Ström ergieſſen
Mit täglich neugebohrner Kraft;
Er ſchenkte der Natur, Vergnügen zu genieſſen,
In jedem Sinn geheime Wiſſenſchaft;

Zög er die Schöpferhand zurücke
Von dieſem Wunderbau, ſo ſtürb aus jedem Sinn,
Im ſchrecklichſten der Augenblicke,
Empfindung und Genuß der ſanften Freude hin.

Der mich aus Liebe ſchuf, erhält mich auch aus Liebe.
Mein Schickſal iſt kein Ungefähr;
Erkenn es, o mein Herz, und weih ihm alle Triebe!
Einſt preiſeſt du ihn herrlicher!

v. S.

[157] **Die gute Antwort.** 80

Ein junger Graf von Tiegertatz
Ritt auf die Jagd. Sein Reitknecht Matz
Ritt mit ihm, doch, wie billig, hinten,
Mit einer Damascenerflinten,
Mit feinem Silber eingelegt,
Die er queer überm Sattel trägt.
Indem sie nun mit Pfeifen, Singen,
Die Stunden suchen umzubringen,
Begegnet ihnen, guter Laun,
Ein Mädchen an dem Zollhauszaun,
Das ein geöhrtes Thier, mit Rüben
Beladen, vor sich her getrieben;
Ein Mädchen, wahrlich wohlgemacht,
Mit Augen, wie die Mitternacht,
Die, wenn sie sich im Kopfe drehten,
Mehr Einfluß hatten als Planeten.
Gleich ward das Grafenherz verwundt,
Das Wasser stieg ihm in den Mund.
Er frug: mit deinen Gartenwaaren,
[158] Mein Kind, wo denkst du hinzufahren? — —
Zum nächsten Flecken, holder Herr! — —
Kennst du daselbst, versetzet er,
Die Jungfer Pfarrinn, Wilhelminen? — —
Die Bäurinn neigt sich tief: zu dienen! — —
Ey nun, sprach Graf von Tiegertatz,
Und gab ihr hurtig einen Schmatz
Auf ihren runden braunen Backen,
Sie fest umfassend um den Nacken,
Bring ihr, nebst einem schönen Gruß,
Von unsertwegen diesen Kuß. — —
Worauf die Dirne, zwar beschämet,
Doch an der Zunge nicht gelähmet,
Erwiederte: gebt ihn nicht mir,
Herr Wildgraf, gebt ihn meinem Thier,
Beliebt es euch, auf jene Wangen;
Es denkt noch vor mir anzulangen.

D.

81 [159] Auf die Statüen der Muſen

im Garten zu Sansſouci.

Acht Muſen ſeh ich hier. Doch ach!
Die neunte fehlt. Hat Glume ſie vergeſſen?
Nein! Nur er konnte nicht der letzten Schönheit meſſen,
Denn die folgt ungeſehn dem groſſen Friedrich nach.

Lieberkühn.

82 Der Compilator.

O ſpräche doch der Sammler Fulvius
Nicht ſelbſt nunmehr als Kritikus!
So lang er uns nur andrer Meynung gab,
Schrieb er manchmal doch noch was Kluges ab.

Käſtner.

83 [160] Klage eines Ephemeriſpoeten.

Gleich nach der Leipziger Meſſe geſungen.

Gern ſäng ich meine Klage,
Hätt ich zum Singen Kraft!
Denn, kurz wie unſre Tage
War meine Autorſchaft.
Weh mir, daß ich am Fuſſe
Des Pindus. naſchen gieng,
Wie meine junge Muſe
Zum erſtenmal empfieng!

Hat wer zu hören Ohren,
Der höre meine Noth!
Ihr Kind war ſchnell gebohren,
Geſäugt, verurtheilt, todt!
Uns ſtrecken auf die Bahre
Nicht Seuchen ſo geſchwind,
Als Bibliothekare
Itzt manches Muſenkind.

[161] Die ihr die Lorbeerhayne
Der Muſen auch durchirrt,

Wenn ich verschwiegen weine,
Laut wie ein Kranich girrt,
Hat über euch mehr Leiden
Apoll im Zorn verhängt,
Getrost! nicht an die Weiden
Die Harfe gleich gehängt!

Harrt, wie in Landesplagen,
Auf bessre Dichterzeit!
Oft, wenn wir hülflos klagen,
Ist Hülfe nicht mehr weit;
Singt Autorlitaneyen,
Und betet Würger fort;
Singt: Gott woll uns befreyen
Vom Rezensentenmord!

Löwen.

[162] **Auf Gellerten.** (*) 84

Er lehrte dreyßig Jahr die Schönen Witz und Tugend;
Doch höret, welchen Dank ihm eine Freundinn gab!
Getreu verwahrte sie die Schwächen seiner Jugend,
Und setzte sie dem guten Mann aufs Grab.

Kästner.

(*) S. die Vorrede zu den vermischten Gedichten, womit man nach dem Tode des verehrungswürdigen Mannes sein Andenken beschimpft hat.

[163] **Lied des Orpheus,** 85

als er in die Hölle gieng.

Wälze dich hinweg, du wildes Feuer!
Meine Saiten hat ein Gott gekrönt,
Er, mit welchem jedes Ungeheuer,
Und vielleicht die Hölle sich versöhnt.

Meine Sayten ſtimmte ſeine Rechte:
Fürchterliche Schatten, flieht!
Und ihr winſelnden Bewohner dieſer Nächte,
Horchet auf mein Lied!

[164] Von der Erde, wo die Sonne leuchtet,
Und der ſtille Mond;
Wo der Thau das junge Moos befeuchtet,
Wo Geſang im grünen Felde wohnt;

Aus der Menſchen ſüſſem Vaterlande,
Wo der Himmel euch ſo frohe Blicke gab,
Ziehen mich die ſchönſten Bande,
Ziehet mich die Liebe ſelbſt herab.

Meine Klage tönt in eure Klage:
Weit von hier geflohen iſt das Glück;
Aber denkt an jene Tage,
Schaut in jene Welt zurück.

[165] Wenn ihr da nur Einen Leidenden umarmtet;
O ſo fühlt die Wolluſt noch einmal,
Und der Augenblick, in dem ihr euch erbarmtet,
Lindre dieſe lange Quaal.

O ich ſehe Thränen flieſſen;
Durch die Finſterniſſe bricht
Nun ein Stral von Hofnung; ewig büſſen
Laſſen euch die guten Götter nicht!

Götter, die für euch die Erde ſchufen,
Werden, aus der tiefen Nacht,
Euch in ſeelige Gefilde rufen,
Wo die Tugend unter Roſen lacht.

Jacobi.

[166] **Lied der Gräfin von * * *(*)** 86

Hofdame zu * * *

Vergnügt mit meinem Schäferleben
Will ich kein Feld für Hof und Stadt,
Für Kronen keine Kränze geben;
Behalte sie, wer Kronen hat!

Die Kronen drücken schwer, die Kränze
Sind leicht, und hauchen süssen Duft!
Ich liebe Scherze, Spiele, Tänze,
Gesunde Kräuter, frische Luft!

[167] Ich liebe Freyheit, liebe Thäler
Und Bäche, spiegle mich darinn,
Und sind ich meinen Wangen Fehler,
Dann werf ich mich ans Ufer hin,

Erforschend, ob mein reines Herze
Den fliessenden Cristallen gleicht;
Glückseelig, wenn es keine Schwärze
Dem Aug und dem Gewissen zeigt.

Die falsche Göttinn mit dem Rade,
Die Weise haßt, und Thoren liebt,
Die bitt ich nie um eine Gnade,
Nie um die Ketten, die sie giebt.

Ich sehe meine Lämmer weiden,
Und freue mich, wenn ich sie seh,
Und theile kleine Schäferfreuden
Mit einer lieben Lalage!

[168] Man hält für besser, sie zu theilen
Mit einem lieben Tityrus;
Man rühmet mir den Gott mit Pfeilen,
Man redet mir von Lieb und Kuß;

(*) Die nebst der Fräulein von * * * sich aufs Land begeben hatte, da sie gebeten wurde, in die Stadt zu ziehen.

Von Lieb und Kuß mag ich nicht hören,
Der Gott mit Pfeilen ist ein Kind,
Und wenn getreue Schäfer wären,
Schöß er sie mir? Er ist ja blind!

Gleim.

87 An einen Freund.

Umsonst soll mir der Saft der Reben,
Die mir ihr Blick entführt, die Ruhe wiedergeben!
Nein, Freund! mein Herz wird warm, es glühet, es zerfließt,
Je mehr ich meinen Becher fülle;
Der Wein sagt mir von nichts, als daß sie göttlich ist,
Und ach! von ihrem Stolz schweigt der Verräther stille!

P.

88 [169] Die Wittwe,

Eine Romanze.

Dem Herrn Kanonikus Gleim gewidmet.

„Grausamer Tod für feige Seelen,
„Dich fleh ich an!
„Zu früh kannst du mich nicht vermählen
„Mit meinem Mann!
„Nichts kann der Armen Freude geben,
„Die laut dir ruft,
„O komm, und endige mein Leben
„Auf seiner Gruft!“ —

[170] So rief, von Klagen ganz ermattet,
Dem Tode nah,
Von Nacht und Schrecken noch umschattet,
Angelika.
Ein Ritter, im Vorübergehen,
Hört ihr Geschrey;
Gerührt von Mitleid bleibt er stehen,
Und tritt herbey.

Und ſchon zerfließt im Roſenlichte
Des Morgens Grau;
Er blickt mit ſtralendem Geſichte
Aus Duft und Thau,
Und Lindor ſieht, bedeckt von Sträuchen,
Ein Weib, ſo ſchön,
Daß ihr die ſchönſten alle weichen,
Die er geſehn.

[171] Von welchem Pfeil wird er getroffen!
Verſtöhrt ihr Kleid,
Verwirrt das Haar, der Buſen offen,
Im Auge Leid,
Doch daß daraus ein Funke blinket,
Der Liebe ſpricht;
Wem Schönheit noch und Jugend winket,
Braucht ſoviel nicht!

„Hier, ruft er aus, hier wiederſtehet
„Kein Felſenherz!
„Nur Einen Blick, und es zergehet
„In Lieb und Schmerz!
„Gott Amor! Wenn dein Wink auch nimmer
„Mir Witz verlieh - - -
„Doch darf ich ſie betrügen? Immer!
„Ich rette ſie!“ —

[172] Und, ganz der Schönen hingegeben
In ſeinem Sinn,
Wirft er, ihr unbemerkt, ſich neben
Dem Grabe hin;
Und, ſicherer ihr zu gefallen,
Als ſpräch er nur,
Läßt er von ſeinen Seufzern ſchallen
Die ganze Flur.

Angelika hört ihn erſchrocken,
Sieht ſich umher;

Hört wieder, ihre Thränen ſtocken,
Sie ächzt nicht mehr. —
Warum vergeſſen wir die Plagen,
Die uns gedrückt,
So bald ein andrer gleiche Klagen
Gen Himmel ſchickt? —

[173] Zu elend, um für ſich zu beben,
Sucht ſie den Mann,
Der ſolche Seufzer hier erheben,
So jammern kann;
Neugierig ſeinen Gram zu wiſſen
Tritt ſie hinzu:
„Von welchem herben Schmerz zerriſſen
„Erſeufzeſt du?“ —

„Die Frau, die ich verlohren habe,
„Iſt meine Quaal!“ —
„Und ach! ſpricht ſie, in dieſem Grabe
„Liegt mein Gemahl!“ —
„Die Zeit wird euer Unglück mindern;
„Den Troſt habt ihr!
„Doch nichts kann meinen Jammer lindern;
„Ich ſchuf ihn mir!“ —

[174] „Grauſamer! Deine Hand verübte
„Die Unthat? - - Wie?“ —
„Nein, weil ich ſie zu feurig liebte —“
„Zu feurig ſie?“ —
„Bey jeder Schönheit, die euch ſchmücket;
„Ich ſchwör es euch!
„Die mich an ihren Buſen drücket,
„Erblaſſet gleich!“ —

„So komm! Der Tod verſchmäht das Leben,
„Das ich ihm bot;
„Er weigert ſich mir Troſt zu geben;
„Sey du mein Tod!

„O komm! Ich geb in deine Hände
„Hin meinen Harm;
„Es sind Angelika ihr Ende
„In deinem Arm!“ —

[175] Der du die Einfalt der Empfindung
So edel singst,
Und Witz und Wohllaut in Verbindung
Mit Stärke bringst,
Gleim, könnte von den Huldgöttinnen
Dies Liedchen mir
Ein kleines Lächeln abgewinnen,
So dankt ichs dir!

M.

Die Grazien. 89

Bey Grazien und Musen saß Apoll
In seinem Lorbeerhayn.
Göttinnen, fragt er sie, wer soll
Der Dichter der Grazien seyn?
Die Grazien kamen den Musen zuvor,
Und lispelten: Wieland! dem Gott in das Ohr.

G.

[176] ## Der kranke Amor. 90

Bey Gelegenheit eines Gemäldes von Herrn B. Rode zu Berlin.

Selbst die Götter und Göttinnen
Haben eines Schicksals Macht erkannt;
Venus sah ihr Blut einst rinnen
Aus der wundgewordnen Hand,
Mars ward von dem Arm des Griechen
So getroffen, daß er sank,
Und vor Herzeleid um Psychen,
Ward auch Amor einmal krank.

[177] Mit verloſchnem Augenlichte
Lag er in der holden Mutter Schooß;
Auf ſein blaſſes Angeſichte
Rollten Thränen, ſchön und groß,
Wie der Thau von Roſen zittert,
Von Cytherens Wang herab,
Und ſie rief, von Angſt erſchüttert,
Dem hülfreichen Aeſculap.

„Sohn Apollens, hilf! Ach rette,
„Rette mein geliebtes krankes Kind!
„Siehe, wie bey ſeinem Bette
„Selbſt die Tauben traurig ſind,
„Die ſich ſonſt ſo fröhlich ſchnäbeln!
„Ach, mein armer lieber Sohn!
„Einer von des Orcus Nebeln
„Ueberzieht ſein Auge ſchon!

[178] „Komm, und heil ihn, Arzt der Götter!
„Mit gelähmten Gliedern liegt er hier!
„Werde mein und ſein Erretter;
„Ich verſpreche dir dafür
„Alles, was man nur begehren,
„Alles, was ich geben kann!“ —
Venus ſagte dies mit Zähren,
Und der Götterarzt kam an.

Freundlich trat er zu dem Knaben,
Wie noch itzt die beſten Aerzte thun,
Wenn ſie zarte Kranken haben,
Hieß ihn ſtille ſeyn und ruhn,
Fühlte nach des Pulſes Gange,
Nahm ein heftig Fieber wahr;
Und bedachte ziemlich lange,
Ziemlich ernſthaft die Gefahr.

[179] Endlich ſprach er: „guter Dinge!
„Mit drey Worten mach ich ihn geſund;

„Aber unter dem Bedinge,
„Daß dein rosenfarbner Mund
„Mir dafür drey Küsse gebe!“ —
Venus rief ihm lächelnd zu:
„Aesculap, so wahr ich lebe,
„Allzubillig foderst du!“

Karschin.

Die Schöne am Morgen. 91

In ihrem Negligee
Sah ich sie jüngst beym Thee;
Doch ihr Gesicht,
Das sah ich nicht;
Das lieget, an so frühem Morgen,
Auf ihrem Nachttisch noch verborgen.

[180]

Die Kayserinn und der Pabst. 92

Nach einem alten Dichter.

Der heilge Vater Pabst zu Rom,
Des Allerhöchsten Vicedom,
Und unsre Kayserinn Frau Mutter,
Der Erde Häupter, beyde fromm,
Sind, durch der Aerzte strengen Orden,
Zu gleicher Hand verdammet worden,
Mit Ruhm und Stralen überstreut,
Und überreif zur Seeligkeit,
Ins obre Paradies zu wandern,
Die Wohnung der Vollkommenheit.

Die Reise war ein bischen weit,
Drum stund für einen, wie den andern,
Ein sanfter Tragestuhl bereit.

[181]

Die Kayserinn, die Lust der Frommen,
Hat auch, von Traurigkeit beklommen,
Doch standhaft und nicht heidnisch weich,

Anitzt vom Kayſer und dem Reich,
Das ſo in Thränen nie geſchwommen,
Den letzten Händekuß bekommen;
Und wollt ihr göttlich Auge gleich
Zur goldnen Reiſeſänfte drehen;
Allein wie ſie verwundernd ſah
Des Pabſtes ſeine ſtille ſtehen,
In tristi caeremonia
Der ihrigen nicht vorzugehen,
Entſchloß ſie ſich: Wir bleiben da!

War je auf Erd ein ſchöner Streit
Von Demuth und Gefälligkeit,
So war es dieſer ſchöne Streit!
Die ganze Welt wünſcht ihretwegen,
Daß man, ſo oft er ſich erneut,
[182] Nie fähig ſey ihn beyzulegen.
Der Himmel gebe ſeinen Seegen,
Daß in der wehrten Chriſtenheit
Die hohen Häupter allezeit
So ſanft zuſammen ſtreiten mögen!

D.

93 Commentarius

über mein Sinngedicht von den Chapeaux. (*)

„Verbeſſern Sie Ihr Sinngedicht;
„Der Schneider macht ja keine Hüte!“
So ſprach ein junger Herr. Ich dankt ihm für die Güte
Und fragte: Kennen Sie denn Ihren Schöpfer nicht?

Käſtner.

(*) S. Muſenalm. 1770. S. 94.

[183] **Musarion.** 94

Nimm die Leyer, und tanze voran mit geflügeltem Schritte,
Du jüngste der Musen! Ich folge dir.
O welche Gefilde! Wie schön! Hier ist Musarions Hütte;
Der Weisheit offener Tempel ist hier!

Die Liebe führt in leichten Ketten,
Gebunden, jene Leidenschaft,
Die uns, auf Rosenbetten,
Den Frieden aus der Seele rafft.

An diesen Bächen wohnt ein ruhiger Genuß
Von zärtlichen Vergnügen,
Voll Unschuld, wie der Täubchen Kuß,
Die sich auf einer Myrte wiegen.

[184] Im schönsten Blumenkranze geht
Die Tugend unter Charitinnen,
Verbergend ihre Majestät,
Und ohne Kunst, wie Schäferinnen;

Wie, mit geschmücktem Haar,
Im dünngewebten Schleyer,
Bey ihrer Hochzeitfeyer
Die kleine Psyche war.

Sie redet lieblich, wie Cythere:
Die bange Wüste lacht,
Wenn ihre Götterlehre
Das Leben süsser macht,

Und auch den Tod! Hinweg, du stummer Knabe,
Der du die Wange bethränst,
Und an Cypressen, bey dem Grabe,
Die umgekehrte Fackel lehnst!

[185] Der Tod ist süß! — Wenn er in die Paläste
Mit fürchterlichem Geräusche fällt:
Dann kömmt für mich der sanfteste, der beste
Von meinen Gespielen der künftigen Welt.

Er kömmt mit heiteren Mienen,
Und bietet mir die Hand:
Er löscht die Lampe nur aus, die meinen Freuden geschienen,
Und bringt mich in ein schöneres Land.

Jacobi.

[Holzstock.]

95 [186] An die kleine Lucinde,

Bey ihrem neunten Geburtstage.

Du kleine Grazie, sage mir,
Was wünschest du dir
An diesem Tage? —
„Von meinen Gespielen allein
„Die allerschönste zu seyn.
„Ist das noch eine Frage?“ —

Die gütige Natur
Gab dir nicht Eine Schönheit nur;
Sie gab dir Alle!

Geschlank ist deiner Glieder Bau,
Dein freyes Aug ist himmelblau,
Die Wange, wie die Ros im Thau,
Dein Hauch, wie Veilchen in dem Klee,
[187] Die Brust, wie neugefallner Schnee;
Dein allerliebster Mund
Ist klein und rund,
Und deiner Wangen frisches Roth
Beschämt das junge Morgenroth!

„Nun ja! Was wird mir denn noch fehlen?“ —
Nur nicht so geschwind,
Entzückendes Kind!
Hör an, ich will dir was erzählen:

Es war einmal in Griechenland
Ein Meiſter, weit und breit bekannt,
Durch ſeine Kunſt in Erz und Stein,
Der ſchnitzte ſich aus Elfenbein
Ein wunderſchönes Mädchen, —
Lucinde, ſchön wie du,
Und gröſſer noch dazu! —
Ein alter Dichter hats beſchrieben —
[188] Pygmalion, ſo hieß der Mann —
Und Herr Pygmalion fieng an
Sich in das todte Mädchen zu verlieben;
Fieng an, ſie voll Entzücken
Zu herzen und zu drücken,
Und oft ſo zärtlich anzuſehn,
Als könnte ſies verſtehn,
Und immer dran zu denken,
Und ihr recht viel zu ſchenken,
Bald Blumen, bald ein buntes Band,
Bald einen Ring an ihre Hand,
Sie anzukleiden, ſie zu ſchnüren —
(Nicht ſchnüren, wie man itzo ſpricht;
So ſchnüren that man damals nicht;
Man wußte ſich wohl ſonſt zu zieren!)
Ich wollte ſagen: ſie zu gürten,
Mit goldnem Gürtel ſie zu gürten. = =
Er ſchmückt ihr Haar mit Myrten,
Den Leib mit Gold und Seide,
Die Arme mit Geſchmeide,
Den Hals mit einer Perlenſchnur —
O lebte doch das Mädchen nur!

[189] Sieh! plötzlich ward in ſeinem Arm
Die kalte Säule weich und warm;
Das Herz fieng an, ſich zu bewegen,
Der Finger, ſich zu regen;
Die Hand fieng an, zu drücken,
Die matten Augen, aufzublicken,

Die weisse Brust, sich zu erheben;
Kurz, sie fieng an zu leben.

Und Herr Pygmalion ward bleich und blaß —
Die gute Fee Venus machte das! (*)

Sieh, kleine Schönheit, sieh! das Leben fehlt dir noch! —

„Wer giebt es mir, sprichst du, ich bitte, sag es doch!" —

[190] Kind, laß mich nur noch siebenmal,
Um deine schöne Brust zu schmücken,
Des jungen Frühlings Erstling pflücken,
Sie wird nicht mehr so fühllos seyn,
Als jene Brust von Elfenbein!
Dein Auge, sechszehn Sommer alt,
Nicht mehr so unberedt und kalt,
Wird bald, auf meines Auges Fragen,
Mir deines Herzens Antwort sagen,
Und deine Hand, mit meiner Hand
Nicht mehr so fremd und unbekannt,
Wird mich, o Wollust! o Entzücken!
Wenn ich sie drücke, wiederdrücken. - -
Mir dargereicht zum Küssen
Wird sie zu sagen wissen:
„Ich bin zwar schön und rund,
„Doch schöner ist der Mund!"
Und wag ich dann, aus Lüsternheit,
Den schönen Mund zu küssen,
Wird sie, voll süsser Grausamkeit,
Den Weg zu sperren wissen.
Dann wirst du nicht durch Schönheit nur allein
[191] Die Königinn der schönen Jugend;
Dann wirst du durch Verstand und Tugend
Monarchinn meines Herzens seyn;
Dann wird dir Venus dieses Leben
Der grossen Schönen geben! C.

(*) Lucinde laß gerne Feenmärchen.

Ueber ein Gedicht der Frau Karschin. (*) 96

So wie zum Salomo des Südens Königinn
So reist **** zum grossen ** hin;
Nur konnte sie wohl nicht mit Centnern Goldes kommen;
Die hatte Salomo vor kurzem selbst genommen.

Kästner.

(*) Musenalm. 1770. S. 157.

[192] Ode 97
an die Venus Urania. (*)

Berlin, den 2. Nov. 1770.

Göttinn Liebe! Dir weiht heute dein Agathon,
Unsers Cyneas (**) Sohn, seinen vollendeten
Tempel: Zeuch in dein Haus, Venus Urania,
Erstgebohrne des Himmels, ein!

[193] Freude hüpfe dir vor, Unschuld begleite dich,
Unauflöslich vereint folge dir, Arm in Arm,
Holde Sanftmuth und nie täuschende Wahrheit und
Unbestechliche Treue nach.

Keine reinere Hand brachte dir Weihrauch dar,
Als dein Diener und Freund, mit ihm Arsinoe,
Ihm an Tugenden, ihm gleich an erhabnem Geist,
Ihm an beyderley Grazien.

Keinen heiligern Sitz beut dir ein sterblich Paar:
Schaudernd wird ihn, ihn wird ewig die schmeichelnde
Aftergöttinn, nach dir fälschlich genannt, und ihr
Unholdinnengefolge fliehn:

(*) Bey der Vermählung des jungen Grafen von Finkenstein, ältesten Sohnes des königlich preußischen Staatsministers.

(**) Der weise Staatsmann und Vertraute des Königs Pyrrhus hieß Cyneas.

[194] Frechheit blutlos von Stirn, Reue mit schlafender
Natter, Falschheit verlarvt, Eifersucht immer wach,
Und mit rasendem Dolch und mit medeischem
Becher Rach und Verzweifelung;

Wann der schädliche Trupp aus den hesperischen
Myrten, oder von dir, eitles Lutetien,
Ausgezeucht, oder den Weg aus dem Auranzien-
Hayn der heissen Iberer nimmt,

Durch Teutonien irrt, dort ein beglücktes Volk
Zu verderben, daß noch sittsame Töchter zeugt,
Noch, vom besseren Blut Siegmars entsprossene,
Biederherzige Söhne nährt.

[195] Aber täglich begrüßt dich die Gerechtigkeit,
Die nun unter uns bleibt; dich die tiefforschende
Weisheit, leichtes Gesprächs; dich die verschwiegene
Freundschaft, deinen Huldinnen gleich;

Immer wechselnd besucht jede der Musen dich;
Und zur glücklichen Zeit eilet die helfende
Muttergöttinn herbey, daß sie die Lieblinge
Deines Busens verewige.

Nimm dein Heiligthum ein, Tochter des Himmels! Hier
Sey dein erster Altar! Wohne bey diesem Stamm,
Bis im Jahrbuch der Welt Friedrich, der Brennen Stolz,
Und am Himmel die Sonne stirbt.

Ramler.

[196] **An eine Freundinn,** 98

über die Wiederkunft ihres Geliebten.

Den 2. Nov. 1764.

O du, vor mehr als zehentausend Frauen
Beglückt gewordne Gattinn, wirst
Itzt wieder froh gemacht, da Garten, Wald und Auen
Verarmet sind, wie ein vertriebner Fürst.

Dich lächelten des Baumes kranke Blätter,
Mehr, als die Rosenknospen, an;
Dich reizte mehr des rauhen Herbstes Wetter,
Als je der Lenz den Schäfer reizen kann.

[197] Des Kranichs Zug, der wilden Ente Schreyen,
Selbst das verstummte Lerchenchor
Weissagte dir nun wieder lange Reihen
Von Freuden, die dein liebend Herz verlohr.

Des Traubenmonats graubereifter Morgen
War dir so lieblich, als der May,
Verkündigte das Ende deiner Sorgen,
Und wie so nah dir deine Sonne sey.

Oft spracheſt du mit deinem süssen Kinde
Von seines Vaters Wiedersehn,
Und oft beschworst du die Oktoberwinde
Ihn freundlich, wie Zephyren, anzuwehn.

[198] Er kam, und ließ von seiner ernsten Wange
Zwo Thränen rollen; schmelzend weich
Ward ihm das Herz, als deine Lippen lange
An seinen Lippen hiengen, starr und bleich,

Als du ihn fest an deinen Busen drückteſt,
An welchem seine Seele hieng,
Und zärtlich matt auf jene Stelle blickteſt,
Auf welcher dich sein Arm zuletzt umfieng.

Er küßte die verlohrne Sprache wieder
In deinen Honigmund; er sank,
Von dir umarmt, so taumelnd, wie ein müder,
Erquickter Wandrer, auf die Ruhebank.

[199] Und theilte seiner Zärtlichkeit Liebkosen
Gehörig unter dich, und dein
Geliebtes Kind, dir gleichend, wie auf Rosen
Die Tropfen Thau beym Morgensonnenschein

Einander gleichen, und zwey schwesterliche
Schneeweisse Lilien, und zwey
Vom Raphael gemalte Pinselstriche
Auf einer tadellosen Schilderey.

Karschin.

99 Grabschrift eines Wucherers.

Hier liegt ein Bösewicht, hier liegt ein Missethäter,
So spricht die Welt. Sein Schwiegersohn
Allein nur denkt: hier ruht die Krone aller Väter,
Der Vater meiner Million.

Hr.

100 [200] Der gute Ruf.

Cleant, dem niemand borgen will,
Ist ausser sich, beneidet den Pedrill,
Dem froh die halbe Stadt
Ihr Geld geliehen hat.
Schnell wendet sich das Blatt:
Pedrill, mit Fesseln an der Hand,
Schreibt itzt im Kerker an die Wand:
„Glückseeliger Cleant!
„Mein Unglück schuf
„Der gute Ruf!"

Pr.

[Holzstock.]

Verzeichnis der Gedichte.

	Seite	
A = Boie (?), HeinrichChristian [Die Franzosen.] . . .	72	
B = Blum, Joachim Christian Amyntas, eine Idylle. Berlin, 11. März 1765 . . .	116	SämmtlicheGedichte. Leipzig 1776. 2, 259.
Blum, Joachim Christian Rosalia, eine Idylle. 1770 .	14	SämmtlicheGedichte. Leipzig 1776. 2, 263.
C = Crome, Ludwig Gottlieb, Rector zu Hildesheim An die kleine Lucinde. Bey ihrem neunten Geburtstage	186	Gedichte. Leipzig 1795. S. 63.
v. D. = v. Döring, Johann Der kurze Process, eine Erzählung	67	
E = Kraut, Albert Jacob, Advokat zu Lüneburg An den Phöbus. Nach dem Tibull	75	Knebel, Nachlass 2, 92.
Das Gespenst	138	Vgl. Kästners Werke, Berlin 1841. 1, 84 A.
F = Flügge, Geh. Reg. Secretär zu Hannover An einen Musenalmanach .	86	Knebel, Nachlass 2, 92.
Frh. v. ... = v. Gemmingen, Eberhard Friedrich [Auf den Hof.] Den 12. Febr. 1766	29	Knebel, Nachlass 2, 92.
Empfindungen bey einer unglücklichen Liebe . .	61	
Auf Friederikens Geburtstag. Den 10. April 1770 . .	104	
G = a) Gleim, Johann Wilhelm Ludwig, b) Gotter, Friedrich Wilhelm An einen Dichter . . .	68	Gleim, Sämmtliche Werke. Halberstadt 1811—18. 5, 80.
Die Grazien	175	Gotter, Gedichte. Gotha 1787. 1, 149.
Gessner, Salomon Die Zephyren	31	Almanach der deutschen Musen 1771, 83.
von Gerstenberg, Heinrich Wilhelm Bacchus und Venus . .	79	Carl Phil. Eman. Bach, Musikalisches Vielerley. Hamburg 1770. Vermischte Schriften. Altona 1815. 2, 218.

	Seite	
Gleim, Johann Wilhelm Ludwig		
Grabschrift. Nach dem Griechischen der Anthologie	34	
An den Herrn Michael Denis aus der G. J., Lehrer am Theresiano zu Wien. Jenner 1770	43	
Philaidilis, eine Romanze	108	Sämmtliche Werke 3, 153.
Lied der Gräfin von ***, Hofdame zu ***	166	Vossischer Musenalmanach 1795,63.
Gotter, Friedrich Wilhelm		
Lied	9	Gedichte. Gotha 1787. 1, 72.
Warnung vor Hymen. Lied	58	1, 129.
Der bestrafte Amor	114	1, 146.
Elegie auf einem Dorfkirchhofe geschrieben. Nach dem Gray	125	1, 132.
Hr = Hensler, Peter Wilhelm		
Grabschrift eines Wucherers	199	
J = Gleim, Johann Wilhelm Ludwig		
An Herrn Herder	81	Sämmtliche Werke 5, 255.
Jacobi, Johann Georg (fehlt im Register)		
Lied des Orpheus, als er in die Hölle gieng	163	Sämmtliche Werke. Zweyte Auflage. Halberst. 1773—75. 3, 147.
Musarion	183	3, 148.
K = Klopstock, Friedrich Gottlieb		
Brutus	27	Knebels Nachlass 2, 93.
von K = von Knebel, Karl Ludwig		
Grabschrift eines Säufers	85	
Der Unentschlossene	51	
Der Reichthum	60	
An Doris	135	
Das schöne Kind einer schönen Mutter	147	
Karschin, Anna Louise		
Gott im Donner. An die Frau von ***	11	
Wiegenlied	48	
Weissagung der Melpomene an einen jungen Dichter	93	
Der kranke Amor. Bey Gelegenheit eines Gemäldes von Herrn B. Rode in Berlin	176	
Das Gedicht steht schon in Herrn Möhsens Verzeichnisse einer Sammlung von Bildnissen gelehrter Aerzte. S 241. Wir geben es nach einer Verbesserung der Dichterinn. Von dem Gemälde findet man eben daselbst eine Nachricht, und einen Kupferstich von der Hand des Herrn Krügers S. 243.		

	Seite	
An eine Freundinn, über die Wiederkunft ihres Geliebten. Den 2. Nov. 1764	196	
Kästner, Abraham Gotthelf		
Auf Gustav Adolphs Tod	5	Vermischte Schriften. Band 2. Altenburg 1772. S 226.
An die Feinde eines unbekanntseynwollenden Kritikus	20	228.
Die Tochter, ein Lied	40	207.
Leibnitz	57	228.
Auf einen Kandidaten	63	223.
An den Herrn Kanonikus Jacobi, bey seiner Durchreise durch Göttingen. D. 20. Sept. 1770	73	225.
An Lessings jungen Gelehrten	92	224.
In ein Stammbuch. Den 22. Juli 1770	139	227.
Die Elster, eine Fabel	148	153.
Der Compilator	159	224.
Auf Gellerten	162	225.
Commentarius über mein Sinngedicht von den Chapeaux	182	218.
Ueber ein Gedicht der Frau Karschin	191	228.
Lieberkühn, Christian Gottlieb		
Auf die Statüen der Musen im Garten zu Sanssouci	159	(Lieberkühn) Zum Vergnügen. 3. Auflage. Leipzig 1756. S. 114.
**** L**		
Beytrag zu einer Sammlung von Widersprüchen	66	
Löwen, Johann Friedrich		
Die gründliche Betrübniss	60	Romanzen. Neue verbesserte Auflage. Leipzig 1771. S. 135.
Der Kanonikus und seine Köchinn	97	131.
Klage eines Ephemerispoeten. Gleich nach der Leipziger Messe gesungen	160	122.
M = Boie, Heinrich Christian		
Die Wittwe, eine Romanze, dem Herrn Kanonikus Gleim gewidmet	169	Nach de la Place, La Matrone Gauloise. Knebel, Nachlass 2, 93.
von N. (E. D. g. v. W.) = Ramler, Karl Wilhelm		
Minerva bey der Wiege des neugebohrnen preussischen Prinzen Friedrich Heinrich Aemilius Karls. Berlin, 21. Octbr. 1770	88	Poetische Werke. Berlin 1800. 1801.

	Seite	
Das Fest des Daphnis und der Daphne. Ein Wettgesang. Am Tage der Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelms von Preussen, und der Prinzessinn Friederike Louise von Hessendarmstadt .	52	Hamburgische Neue Zeitung 1769. 112. Stück. Poetische Werke 2, 8.
N. Z. = Neue Zeitung = Lessing		
Der Wiederruf	28	Neue Zeitung 1767. Stück 172. Vermischte Schriften 1, 46.
O = Boie, Heinrich Christian		
Selinde	70	Vgl. Vossischer Musenalmanach 1797. 104 B. Minette.
P — Boie, Heinrich Christian		
An einen Freund . . .	168	Vgl. Vossischer Musenalmanach 1790, 142. B. Der Wein keine Panacee.
Pr		
Der gute Ruf	200	
Q = Götz, Johann Nikolas		
Fabel	47	Vermischte Gedichte. Herausgegeben von Karl Wilh. Ramler. Mannheim 1785.
Der Romanenritter . . .	64	3, 89.
Auf eine Ungnade bey Hofe .	71	3, 112.
Allegorie	85	3, 193.
Sinngedicht	96	3, 108.
Die gute Antwort . . .	157	—
Die Kayserinn und der Papst. Nach einem alten Dichter .	180	3, 110. 3, 189.
R = Reinwald, Wilhelm Friedrich Hermann		
Empfindungen bey Nacht .	140	Knebel, Nachlass 2, 93.
Ramler, Karl Wilhelm		
Ode auf die Geburt des Prinzen Friedrich Wilhelms von Preussen. Berlin, d. 25. Sept. 1744	1	Poetische Werke. Berlin. 1800. 1801. 1, 9.
Ode an die Venus Urania. Berlin den 1. Novbr. 1770 .	192	1, 108.
von S = von Schöning (?)		Freund Knebels, s. Knebels Nachlass 2, 79. 82.
Die Nachtigall und die Frösche	99	
Hymne	155	Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde. 12, 147. W.
T = Gotter (?), Friedrich Wilhelm		
Lied	98	
Thomsen, Johann Heinrich		
Die Nachtigall	21	Johann Hinrich Thomsen nebst Proben seiner Dichtkunst. Herausgegeben von Hans Jessen. Kopenhagen 1783. S. 24.
Das Landleben . . .	86	20.
Hymne	121	17.
Der Verfasser dieser schönen Stücke wird den meisten unsrer		

Seite

Leser ein ganz unbekannter Mann seyn, und sie werden sich kaum einbilden, dass ein armer Dorfschulmeister so singen, und noch unbekannt und unbelohnt seyn kann. Es ist aber nicht anders. Johann Heinrich Thomsen ist Schulmeister zu Kyus im Lande Angeln, und verbindet mit seinen Talenten zur Dichtkunst die grösste Neigung zu den mathematischen Wissenschaften, worinn er es auch eben so weit gebracht hat. Wir würden uns glücklich schätzen, wenn die Bekanntmachung dieser Gedichte irgend einen Menschenfreund veranlasste, weiter nach dem Verfasser zu fragen, dessen Herz eben so weit über seinen Stand ist, als sein Genie. Man wünschte ihn nicht aus seiner Lage zu rücken, sondern sie ihm nur etwas bequemer zu machen, und ihm die Mittel zu verschaffen, sein Talent auszubilden, das, gehörig bearbeitet, einst mehr als einem Dichter seines Standes Ehre machen kann. Diese Bekanntmachung sollte zugleich eine Anfrage seyn, ob das Publikum eine kleine Sammlung seiner Stücke, die sich in den Händen des Herausgebers befindet, und zum Theil ungleich grössere Proben des Genies, als die hier gedruckten Gedichte, enthält, zu befördern Lust hätte. Die Aufnahme dieser Stücke wird seinen Entschluss bestimmen.

von Thümmel, Moritz August

Das gleiche Glück der Ehe .	35	Sämtliche Werke. Achter Band Leipzig 1854.	19.
An einen stolzen Herrn vom Adel	39		—
An den Besitzer eines schönen Landgutes, bey Gelegenheit einer verunglückten Beschreibung davon . .	42		18.
Das Glück der Liebe . .	69		28.
Der Besuch	92		31.
Auf einen Recruten zur Reichsarmee	120		31.

U = Bürger, Gottfried August

Trinklied	101	Gedichte. Göttingen 1778.	S. 51.

	Seite	
V = Ramler, Karl Wilhelm		
Auf die Vermählung Sr. Excellenz des Herrn Generallieutenants Freyherrn von Buddenbroock. Berlin, im August 1768	26	Knebel, Nachlass 2, 93.
Weisse, Christian Felix		
Einbildung und Wahrheit .	28	
X = Ramler, Karl Wilhelm		
Pisistrat, eine Erzählung an den Freyherrn von Buddenbroock, bey Gelegenheit der Vermählung seines Vaters. Berlin, 13. Dec. 1769 . .	77	Knebel, Nachlass 2, 93.
Y = Boie, Heinrich Christian		
An Daphnen	28	
Ueber Sylviens Bildniss .	41	
An ein Mädchen, das in der Kirche plauderte . . .	47	Nach Montreuil.
Z = Boie, Heinrich Christian		
Gellerts Tod, eine Erzählung	6	(„Ist von einem jungen Menschen, aber freilich nur nach der Idee; das Andere musste ganz umgearbeitet werden." — An Knebel 1. März 1771 in Knebels Nachlass 2. 92.)
Der Hexametrist . . .	42	
Ungenannte		
Nänie auf den Tod einer Wachtel	88	Ramler. Almanach der deutschen Musen 1771, 46. Poetische Werke. Berlin 1800. 1801. 1, 18.
Wir haben den neuen Hamburgischen Zeitungen dies vortrefliche Stück zu verdanken. (1770. St. 171.) Der Verfasser soll an einem Hofe leben, wo er seine Ursachen gehabt hat, sich vor den Augen aller Dichter und Kunstrichter, bis in sein dreyssigstes Jahr, verborgen zu halten. Wer wünschte nicht, dass ein noch unbekannter Dichter der würkliche Verfasser eines solchen Stückes wäre.		
Auf Gellert	115	
Hochzeitslied, den 20. Octb. 1768	136	Ramler. Hamburgischer Correspondent 1770, Nr. 86. (Auf Gilberts Hochzeit.) Almanach der deutschen Musen 1771, 48. Poetische Werke. Berlin 1800. 1801. 1, 95.
Dies Gedicht war wider den Willen und die Absicht des Verfassers in einer Hamburgischen Zeitung abgedruckt. Da der		